WILHELM DER ZWEITE

VON

EMIL LUDWIG

ERNST ROWOHLT
VERLAG

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/wilhelmderzweite0000emil_o5g6

„Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur!“

FAUST

WILHELM DER ZWEITE

VON

EMIL LUDWIG

DD
229
.L9
1926gh

1926

ERNST ROWOHLT VERLAG

BERLIN

1.–32. TAUSEND
COPYRIGHT 1925 BY ERNST ROWOHLT VERLAG, BERLIN W 35
GEDRUCKT BEI POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG

DEN UNTERTANEN

INHALT

VORWORT 9

I. BUCH: BERUFUNG

1. KAPITEL: HARTE JUGEND 13
2. KAPITEL: ZU FRÜH 44
3. KAPITEL: BISMARCK 78

II. BUCH: MACHT

4. KAPITEL: KABALEN. 129
5. KAPITEL: BÜLOW. 217
6. KAPITEL: KATASTROPHEN 336

III. BUCH: VERGELTUNG

7. KAPITEL: GEWITTER 387
8. KAPITEL: KRIEG 429
9. KAPITEL: EXIT. 460

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN 483

REGISTER. 484

ABKÜRZUNGEN
DER HÄUFIG ZITIERTEN WERKE:

AKTEN, Die diplomatischen, des Auswärtigen Amtes (Die Große Politik der europäischen Kabinette 1871–1914). Band I–XXV. Berlin 1921–1925. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte . . . . . A

BISMARCK. Gedanken und Erinnerungen. Band III. Stuttgart 1921. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nfl. . . . . B

DOKUMENTE, Die deutschen, zum Kriegsausbruch. Berlin 1919. Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte D

EULENBURG-HERTEFELD, *Fürst Philipp zu.* Aus 50 Jahren. Berlin 1923. Gebrüder Paetel . . . . . E

– – Haller, Prof. Dr. Johannes. Philipp Eulenburg-Hertefeld. Berlin 1924. Gebrüder Paetel . . . . . E_2

ECKARDSTEIN, *Hermann Freiherr von.* Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten. Leipzig 1919/20. Band I–III. Paul List Verlag . . . . . Eck

HOHENLOHE-SCHILLINGSFÜRST, *Fürst Chlodwig zu.* Memoiren. Stuttgart 1907. 2. Bd. Deutsche Verlags-Anstalt Ho

HOHENLOHE, *Prinz Alexander von.* Erinnerungen. Frankfurt a. M. 1925 . . . . . Al

LUCIUS VON BALLHAUSEN. Bismarcks Erinnerungen. Stuttgart 1920. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nfl. . . L

MOLTKE, *Helmuth von.* Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877–1916. Stuttgart 1922. . . . . M

SCHWERTFEGER, Bernhard. Die politischen und militärischen Verantwortlichkeiten im Verlaufe der Offensive von 1918. Band II der vierten Reihe im Werk des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses. Berlin 1925. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte S

TIRPITZ, *Alfred von.* Erinnerungen. Leipzig 1919/20. K. F. Koehler . . . . . T

WALDERSEE. Denkwürdigkeiten Generalfeldmarschalls Alfred v. Waldersee. Stuttg. 1922/23. Deutsche Verl.-Anst. W

ZEDLITZ-TRÜTZSCHLER, Graf Robert von. Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof. Stuttgart 1923. Deutsche Verlags-Anstalt . . . . . Z

VORWORT

Dieses Buch stellt weder die Wilhelminische Epoche dar noch die ganze Geschichte ihres Führers: nur ein Bildnis Wilhelms des Zweiten.

Daß es zu solcher Zeichnung zu früh sei, sollte man nicht behaupten: in den sieben Jahren seit seiner Abdankung hat das Tempo unserer Zeit, hat die Umwälzung der Staatsform mehr Dokumenten zum Licht verholfen, als früher sieben Jahrzehnte bringen konnten. Diese Jahre haben mit etwa zwanzig deutschen Memoiren und mit der großartigen Aktensammlung des Auswärtigen Amtes das meiste von dem freigelegt, was bisher verschwiegen wurde; an der Klarheit dieser Dokumente könnte selbst das einzige in der Kette fehlende Glied, ein Buch des Fürsten Bülow wenig ändern.

Über Wilhelm den Zweiten wissen wir also heute nicht zu wenig, wir wissen zu viel. Der Darsteller muß die Fülle der Einzelheiten vergessen, die er als Zeitgenosse sah und hörte, auf hundert Anekdoten verzichten, die ein künftiger Historiker wieder benutzen darf. Wir jedenfalls haben, um der Gerechtigkeit willen, von des Kaisers Gegnern keinen zu Worte kommen lassen, sondern sein Bild ausschließlich aus seinen eigenen Taten und Worten und aus den Berichten der Seinigen aufgebaut, die auf alle psychischen Fragen erstaunlich ähnliche Antworten geben. In den folgenden Blättern wird man weder sozialistische noch ausländische Stimmen reden hören: nur den Kaiser, seine Verwandten und Freunde, seine Kanzler, Minister, Generale, Hofleute und Beamten.

Alle diese Dokumente und Berichte finden sich in den bekannten Werken. Sie sind als Quellen zuweilen reichlicher zitiert, als der Fluß der Darstellung es erwünscht machte; in diesem besonderen Falle mußte der Historiker oft sein sammelndes Urteil hinter den einzelnen Aussagen der Augenzeugen zurückstellen, um dem Vorwurf parteilicher Deutung zu entgehen. Das einzige, was sich der Autor bisweilen erlaubt, ist die Umwandlung von Gesprächen aus der überlieferten indirekten Form in die des Dialoges. Nur weniges beruht auf mündlichen Mitteilungen der handelnden Personen. Die Kriegsjahre, deren Zeuge auch der jüngste Leser war, sind am kürzesten behandelt; dort lief nur logisch ab, was psychologisch vorbereitet war.

Hier ist der Versuch gemacht, aus den Charakterzügen eines Monarchen unmittelbar die weltpolitischen Folgen, aus seinem Wesen das Schicksal seines Volkes zu entwickeln. Durch die Darstellung dieses Menschenlebens soll dabei zweierlei deutlich werden:

Man möge erkennen, was aus einem geistig begabten, körperlich geschwächten, vom besten Willen beseelten Jüngling werden kann, wenn er aus harten Erfahrungen der Jugend plötzlich zur Macht gelangt und niemand findet, der ihm die Wahrheit sagt. So kann das Gesetz der Sukzession einen jungen Menschen, unzeitgemäß erzogen, zu früh an eine Stelle führen, wo er als Herr unter Höflingen zur Überschätzung und Autokratie getrieben wird. Ferner soll man erkennen, daß dieses Fürsten Meinung und Wille ein Menschenalter lang in allen Lebensfragen seiner Nation entscheidend wurde, daß kein vitales Problem im Frieden wie im Kriege ohne oder gar gegen ihn gelöst worden ist.

So wird die Gestalt eines Mannes vor uns erstehn, mit dem ein tüchtiges Geschlecht nur deshalb zu Ende ging, weil er in seinem Volke keinen Widerstand fand, an dem er reifen konnte.

ERSTES BUCH

BERUFUNG

„Es wäre äußerst wichtig, seine geheime Geschichte, zumal die Bildung seiner ersten Jugend zu wissen, wie er dazu gekommen, gute Absichten für hinreichend zu einer glücklichen Regierung zu halten.“

JOH. VON MÜLLER ÜBER JOSEPH II.

I. KAPITEL

HARTE JUGEND

I

Schrecken huschte durch die Wochenstube, angstvoll umstanden die Frauen das Kind. Die erste Freude im Berliner Kronprinzenpalais, daß es ein Knabe war und so die Thronfolge im dritten Gliede gesichert, erlosch, denn dort lag die 18jährige Mutter, mädchenhaft zart, in schwerer Ohnmacht, hier aber lag das Kind und schien tot. Vergebens mühten sich Arzt, Hebamme und Wartefrau, es durch Schwenken und Schlagen ins Leben zu rufen, anderthalb Stunden zögerte das Schicksal, aus dem bewegungslosen Wesen einen Menschen zu machen.

Endlich erwachte es, aber in der Verwirrung und Sorge um Mutter und Kind, in der Aufregung, die jetzt das Donnern der Geschütze von draußen her ins stille Zimmer trug, untersuchte niemand genau, wie denn dieser Erbe im einzelnen beschaffen wäre. Erst am dritten Tage bemerkte man, der linke Arm war gelähmt, das Schulterkugelgelenk zerrissen, die umgebende Muskelpartie so schwer beschädigt, daß im Stande damaliger Chirurgie kein Arzt sich an die Heilung des Gliedes wagen durfte (L. 74). Auch schien es zuerst mehr als ein örtlicher Defekt: das linke Bein gehorchte nur schwer, das linke Ohr und die linke Kopfseite schmerzten das Kind.

Diesen körperlich benachteiligten Knaben, Friedrich Wilhelm Victor Albert genannt und bis zum sechsten Jahre Fritz gerufen, schien die Natur zu einem zurückgezogenen Leben zu bestimmen, und wie sich bald vortreffliche Gaben der Auf-

fassung zeigten, mochte es auch ein geistiges Leben werden, in dem er ohne Furcht vor Zurücksetzung bedeutend und glücklich werden konnte. Aber nun war er im Schlosse zu Potsdam geboren, in der historischen Holzwiege getauft, ein preußischer Prinz und gar als künftiger König dieses Staates unausweichlich nur einem Berufe bestimmt: Soldat mußte er werden, so forderte es jahrhundertelange Tradition der Väter.

Wer wollte dem Knaben sein Mitgefühl wehren, wie er nun unter eigener Zucht und in der Strenge seiner Lehrer mit allen Kräften zu ersetzen suchte, was ihm die Natur versagte! Unter heftigen Schmerzen wurde ihm der verkrüppelte Arm elektrisiert, bis man es aufgab, das gelähmte Glied zu stärken, und nun den Jungen zwang, den Schein des Gebrauches zu erwecken. Geschickt lernte er, die Linke in den Gürtel, in die Tasche zu stützen, aus der normalen Rechten die Zügel in die Linke gleiten zu lassen, Hantierungen aller Art ohne Diener zu betreiben; dadurch wurde der rechte Arm so überentwickelt und schwer, daß der arme Junge beim Reiten oft rechts vom Pferde glitt. „Durch . . eine unheilbare Schwäche des linken Armes", schreibt sein Erzieher Hinzpeter, „war seiner physischen und psychischen Entwicklung ein ganz eigentümliches Hindernis bereitet, welches zu beseitigen alle Kunst und Sorgfalt unfähig bleiben mußte, wenn nicht das Kind in ungewöhnlicher Energie des Willens dabei mitwirkte. Es galt, das natürliche Gefühl körperlicher Unbeholfenheit und der damit unvermeidlich verbundenen Zagheit zu überwinden."

So wächst ein Knabe heran, den eine unverschuldete Schwäche zu natürlicher Furcht vor dem Stärkeren, zu Eingezogenheit bestimmen mußte, und gerade dieser soll statt dessen Mut und Tapferkeit, die Tugenden des Soldaten, herauskehren; überdies wird ihm, über das Maß des Offiziers noch hinaus, ein energischer Auftritt anerzogen, da gerade er einst kühn und offen vor der Menge stehen soll,

Jugendbild

immer der Erste, „jeder Zoll ein König“. Wie sollte ein Kind solche Erziehung zum falschen Scheine jahrelang ohne Gefahr für seine Seele tragen! Der einzige Weg, ihn zu retten, wäre der, Schein und Wirklichkeit völlig zu trennen und hinter zynisch dargestellten Gesten des Purpurs in ihm eine Welt aufzubauen, in der Körperschwäche nicht entadelt.

Doch einem solchen Ausweg widersetzt sich entschieden der Charakter des Knaben. „Schon in dem wunderhübschen, sehr mädchenhaften Knaben“, fährt sein Erzieher fort, . . „frappierte der Widerstand, den jeder Druck, jeder Versuch, das innere Wesen in eine bestimmte Form zu zwängen, hervorrief;“ nur Etikette und Eifer hätten ihn schließlich dazu vermocht, das Äußere zu erreichen. Um so schwerer war es, dem inneren Wesen eine Richtung zu geben. „Schon der Zucht des Denkens widerstrebte die spröde Natur auf das äußerste . . . Die Bekämpfung solchen unheilvollen Mangels an Konzentrationsfähigkeit ist überall eine der wichtigsten Aufgaben der Prinzenerziehung. Diese war bei einer solchen an sich so spröden Natur schwer zu lösen. Nur die äußerste Strenge . . vermochte das Widerstreben zu überwältigen, bis das erwachte Selbstbewußtsein den eigenen Willen zum Widerstand heranführte, womit dann jede Schwierigkeit bald behoben war. Selbst diesem zeitweise gewaltigen Druck der methodisch vorgehenden moralischen Mächte entzog sich aber stets das innere Wesen des heranwachsenden Prinzen.“

Wenn der Erzieher eines Kaisers nach dessen Thronbesteigung als sein erklärter Freund so starke Wendungen öffentlich braucht, muß er einen ungewöhnlichen Grad von Trotz und Eigensinn an seinem Zögling erlebt haben. Ob diese sich zu Stolz und Selbständigkeit erheben oder in Eitelkeit und Autokratie versinken werden, das ist die Schicksalsfrage ihres Trägers. Gelangt er einst zur Macht,

so kann es auch die Frage an das Schicksal eines Volkes werden; der große Ahnherr dieses jungen Prinzen Fridericus war noch als König nicht besser von Charakter und wurde erst unter furchtbaren Hammerschlägen ein Mann.

Wie dieser Friedrich, so hat Wilhelm die Herbheit eines Vaters, er hat dazu das stolze Herz einer Mutter erlebt, von der er zu viel Trotz und Kälte erbte, um sich mit ihr zu vertragen. Die ehrgeizige Victoria, Tochter der mächtigen Königin von England und ihres klugen Gatten, verzieh nicht einem Kind, das unvollkommen war, zumal sie das Blut ihres Gatten geringer als das ihres Vaters schätzte. Rassengefühle gefährdeten in ihr die Muttergefühle, statt Mitleid trug sie heimliche Vorwürfe gegen den entstellten Sohn im Herzen, gerade weil es der Erstgeborene war, und zog ihm ihre anderen, schöner erwachsenden Kinder in unverhüllter Parteinahme vor. Nie im Leben verwindet ein Kind solche Demütigung, besonders vor Zeugen, die ihm an Rang unterlegen sind. Einst wird es sich rächen.

Später hat sein Trotz die Entfremdung vertieft, aber zuerst wurde durch Schuld dieser Mutter das Herz des Knaben verbittert, seine entscheidenden Eindrücke wurden vergiftet, die ersten politischen Ideen in natürlichen Gegensatz zu denen der Eltern gezwungen.

Diese starke Mutter zog ihren schwachen Gatten mit sich fort, und obwohl den Knaben von außen die stärkste Suggestion zugunsten seines Vaters traf, blieb sein zurückgestoßenes Herz versteinert. Denn eben als er in Potsdam exerzieren lernte, war Schloß und Stadt, war das Land und Europa voll von den raschen und mächtigen Siegen, mit denen Vater und Großvater vordrangen, bis nach Paris. Wenn Prinz Wilhelm, zwölfjährig, Zeitungen und Bilder aufschlug, so war sein Vater überall im Glanze, der schöne, etwas weiche Blondkopf grüßte vom Pferde, und der glühende Knabe las und sah im Bilde, wie sich im Spiegelsaale zu

Kaiser und Kaiserin Friedrich

ersailles der Vater vor dem Großvater auf ein Knie nieder-
eß, um dem neuen Kaiser zu huldigen. Daneben stand wohl
berall die metallene Gestalt des Kanzlers; da aber niemand
en Kindern erzählte, welche ärgerlichen und skurrilen Dinge
n jenen französischen Schlössern sich abspielten, so mußte
ich die Phantasie mit heldischen Gestalten im Stile alter
Sagen und Lieder erfüllen. Krieg und Sieg, das geschlagene
Frankreich und das deutsche Kaisertum wurden im Kopfe
les kleinen Soldaten zu einer Bilderreihe, deren Hauptfiguren
r Vater und Großvater nannte.

So, verführt durch ein romantisches Exempel, lernte er
früh die Geschichte seines Landes nur als die seiner Familie
betrachten und mußte schon als Knabe König und Untertan
n großem Abstand fühlen, wenn er vom Balkon herab,
zwischen Mutter und Großmutter aufgestellt, Vater und
Großvater in glanzvollem Einzuge die Linden heraufreiten
sah, umjauchzt von einem Volke, das von Natur weniger
frei als gehorsam, in seinen angestammten Herren nun auch
die Sieger in der Schlacht verehren durfte. Und wenn er
bald darauf, ein Fünzehnjähriger, mit seinem Bruder Schloß
Wilhelmshöhe bezog, mußte er nicht die hohen Räume mit
Napoleons Gestalt und denen seiner letzten Getreuen bevöl-
kern, die hier ein halbes Jahr gefangen saßen, der Macht be-
raubt durch das Genie des Königs von Preußen? Wer gab
dem Jüngling denn ein Zeichen, daß all dies nur das Hirn
eines hinterpommerschen Junkers erdacht, nur Schlagkraft
und Opfer einer tapferen Nation vollbracht hatte? Gottes
Gnade lag sichtbar auf der Stirn seines Großvaters, und
Waffen, Waffen führten zum Rausch.

Aus England kam ein andrer Wind geweht. Victoria, ent-
schlossen, ihre Söhne nach den Lehren ihres Vaters zu er-
ziehen, durchbrach zum ersten Male das preußische Reglе-
ment und schickte sie aus dem Kadettendrill auf das Ly-
zeum nach Kassel, wo sie mit Bürgersöhnen auf der Schul-

bank sitzen, das Leben ohne Uniform kennenlernen sollten. Der Gedanke zerbrach. Prinz Wilhelm brauchte solche Absicht nur zu merken, so suchte er sie zu stören: je liberaler ihn die Eltern haben wollten, um so unnahbarer trat er auf. In Kassel war er schon „ganz der künftige Kaiser . . Diese Überhebung", sagte später Caprivi, „wäre nicht eingetreten, wenn er nach guter alter Manier mit einigen Kameraden erzogen worden wäre."

Von Hinzpeter aber ist aus diesen zwei Kasseler Jahren nur ein privater Satz bekannt geworden; seinem Gönner, der ihn an den Hof empfohlen, schrieb er: „Sie ahnen nicht, in welchen Abgrund ich geblickt habe!" (Al. 368, nach einem Briefe an Sir R. Morier). Später sagte er, der Kaiser habe „die erste Pflicht des Herrschers, das Arbeiten, niemals gelernt" (E. 231). Als er mit 18 das Gymnasium verließ, erreichte er daher, obwohl entschieden begabter als die meisten Mitschüler, nur den 10. Platz unter 17 Abiturienten und eben noch das Prädikat „Genügend".

Und doch rühmt ihn sein Lehrer laut. Denn was den Prinzen, besonders als Offizier, auszeichnete, das war der Kampf gegen sein Gebrechen. Hier lag sein ganzer Ehrgeiz und Erfolg. Als er dem gefürchteten Großvater und dem als Reiter berühmten Onkel zum erstenmal seine Husaren vorführte, staunten beide, und als der alte Herr sagte: „Das hast du gut gemacht, das hätte ich nie geglaubt!", da sprang in dem Prinzen der Glaube auf, die Schwäche ist zu überwinden, er selber ist stark und tapfer wie seine Väter und Kameraden. „Nie ist", schreibt Hinzpeter, „in die preußische Armee ein junger Mann eingetreten, der physisch so wenig geeignet erschien, ein brillanter und schneidiger Reiteroffizier zu werden . . Die wenigen, die damals die Bedeutung . . dieses Sieges der moralischen Kraft über körperliche Schwäche ermessen konnten, fühlten sich seit der Zeit zu den stolzesten Hoffnungen auf diese Persönlichkeit berechtigt."

In Wahrheit ist der moralische Sieg über die Physis sein Verderben geworden. Wenn dies der größte Tag des jungen Prinzen war, in glänzender Uniform auf galoppierendem Pferde im Morgensonnenscheine an der Spitze seines Regimentes den Vätern zu imponieren, so war dies nur das Vorspiel zahlloser Auftritte und Einzüge, klirrender Reden und drohender Fäuste, mit denen er sich jahrzehntelang vor seinem Selbstgefühl zu legitimieren suchte.

II

Vor dem 80jährigen Kaiser steht der 18jährige Enkel im Mantel des Ordensritters; heut, am Tag seiner Großjährigkeit, in den Hohen Orden des Schwarzen Adlers aufgenommen, leistet er dem Großvater den Eid, „auf die Ehre des Königlichen Hauses und die Königlichen Privilegien zu halten". Am selben Januartage tritt er als Premier-Leutnant ins Erste Garderegiment zu Fuß ein, wo er schon mit 10 Jahren das Handwerk begonnen. Schlägt er am Abend die Zeitung auf, so liest er: „Aus dieser jugendfrischen Gestalt spricht zum landesväterlichen Herzen des Kaisers die Verheißung der Dauer dessen, was er übernommen und was er geschaffen. Mit jedem weitern Jahre werden die Augen der Welt erwartungsvoll auf ihm ruhen. Es ist mehr als eine Vorbedeutung, es ist eine Bürgschaft für den künftigen Lebensgang, daß er bisher in angestrengtem Tun das Ziel erreicht, das den besten Jünglingen unseres Volkes als der sichere Abschluß ihrer Jugendbildung vorgesteckt wird."

Als er bald darauf ein sächsisches Bergwerk besuchte, tritt unter Tage unter bengalischen Flammen Rübezahl zwischen den Kohlenflözen hervor und rezitiert: „Glück auf! Ich ruf' es tausendmal begeistert aus, ich Berggeist Rübezahl! Seid uns willkommen, Prinz Hohenzollern! Freut euch, ihr Berge, freut euch, ihr Hallen. Edler Prinz, Deutschlands Stern!

Erhalte den Bergbau nah und fern!“ Muß es ihm nicht zu Kopfe steigen?

Als Bonner Student, Februar 78, zum Kölner Karneval eingeladen, sieht er sich im zechenden Kreise einer als Feldherr verkleideten Maske gegenüber, man stellt den Herrn als Redakteur Grieben vor. Da klopft der Prinz ans Glas und bringt in gewandter Rede „auf diesen Kameraden, der täglich Tausende in den Kampf führt“, ein Hoch aus; Wilhelms des Zweiten erste öffentliche Rede, Befremden weckend und schon in der Presse leise glossiert. Wird das einmal ein Kriegsfürst? fragen die Leute.

Keineswegs. Über Ostern fuhr er nach Paris, betrachtete, was man ihm bot, nichts aber zog und hielt ihn wie Versailles. Wie konnte er ahnen, daß in diesem selben Spiegelsaal, in dem sieben Jahre vorher seine Väter glänzten, an einem weniger bunten, doch mächtigeren Tische einst das Ende seiner eigenen Regierung besiegelt würde! Selbstgefühl hielt ihn vor diesen prunkenden Bildnissen mächtiger Könige; zu ihrem Wesen hinzustreben, drängte ihn der Traum von Glanz und Macht stärker als zur Schlichtheit des Großvaters, dessen preußische Sparsamkeit ihn spöttisch oder bitter machte.

Auch später hat er die Franzosen niemals unterschätzt, vielmehr trieb ihn durch lange Jahre ein Gefühl innerer Verwandtschaft zu ihnen hin. Von seinem französischen Lehrer Ayme hatte er die Taten dieser Nation zuerst erfahren; dabei kam es einmal zum Streit:

„Sie hätten,“ sagt eines Tages der Prinz im Gespräch über den letzten Krieg, „Sie hätten auch zehn bis fünfzehn Milliarden zahlen können!“ Dann, nach einer Pause, lächelnd: „Na, nächstes Mal!“

„Nächstes Mal“, erwidert der Franzose ernst, „würden nicht wir es sein, die zahlen.“

„Um so schlimmer für Sie, denn bei uns würden Sie so eine Summe nicht auftreiben!“

Ayme, nun vollends bitter, repliziert, es wäre schrecklich, wenn die Deutschen nach ihrem glücklichen Fischzug ein andres Mal, wenn sie verlören, versichern würden, nichts zu besitzen: „Das erinnert mich an einen Abenteurer, der sich aus dem Spielsalon nach anfänglichen Gewinnen drückt, sobald er verliert."

„Darauf verfinsterte sich das Gesicht des Prinzen, seine Augen blickten mich mit strengem Ausdruck an, es dauerte eine ganze Weile, bis er in kaltem Tone sagte:

„Sie haben meinen Scherz häßlich interpretiert. Niemals hielt ich Sie für fähig, Deutschland in einem Kriege auszurauben, solch ein Krieg wäre ja nur Diebstahl im großen. Das widerspräche vollkommen meinen Ideen. Sicher kommen die Konflikte wesentlich von den Intrigen und dem Ehrgeiz der Minister, die mit so strafbaren Mitteln ihre Macht befestigen wollen; man sollte sie dann allein mit der Waffe den Kampf ausfechten lassen, das würde sie von Abenteuern abhalten und unschuldiges Blut retten! Übrigens werde ich nicht mehr in die Lage kommen, mit Ihnen über diesen Gegenstand zu scherzen."

Später suchte der Prinz durch Liebenswürdigkeit den Streit zu begraben.

Dies ist das erste wichtige Gespräch des jungen Wilhelm, das überliefert wurde: alle Elemente sind darin. Mit einer Taktlosigkeit setzt er ein, stellt, in die Enge getrieben, ein schlaues Argument dagegen, wird, nun scharf angefaßt, plötzlich unnahbar. Dann aber gibt er eine reife Anschauung über Gefahr und Verbrechen der Kriege kund, die er grundsätzlich lebenslang beibehält; schließlich sucht er, durch persönlichen Charme seinen fürstlichen Hochmut auszugleichen. Gedanken gut, Haltung unsicher: schwankend zwischen Intimität und Selbstgefühl, stößt er ab und zieht an, ein Jüngling, der eine stete Verlegenheit bemeistern will.

An seinem Vater hätte der Prinz ähnliche Züge, nur in

viel weicherem Umriß, studieren können; daß auch diese beiden, Vater und Sohn, die innere Verwandtschaft ihrer Schwächen ahnten, erfüllte beide von vornherein mit Mißtrauen. Jetzt, da der Zwanzigjährige in seine Potsdamer Garnison und ins Elternhaus zurückkehrt, treten die Gegensätze im Innern der Familie schroffer zutage. Wie fand der Prinz mit geschärften Blicken die Eltern vor?

Niemand hat die tragisch-groteske Rolle aller Erbprinzen länger und ohnmächtiger getragen als dieser Friedrich Wilhelm, der jetzt, mit 50, noch immer beschäftigungslos, sogar unfrei dahinlebt, ohne alle Macht über Zeit und Geld, sogar in seinen Ideen immerfort gehemmt vom 80jährigen Vater und seinem ältesten Diener. Und waren diese Ideen denn die seinen? Dieser nicht ganz preußische, prunkliebende Hohenzoller, herrisch von Natur, durch lange Tatenlosigkeit in cäsarischen Anwandlungen bestärkt, ein Fürst, durchdrungen vom Gottesgnadentum, fühlte sich in freisinnige Gedanken nur gedrängt, weil eine leidenschaftliche Frau sie ihm als die höhere Form des Menschen- und Fürstentumes suggerierte. Er war geschmeichelt, die interessante Tochter der mächtigen Königin zur Frau zu haben, gekränkt, daß man sie zu Hause verkannte, und während ihn sein siegreicher Vater öffentlich als „großen Feldherrn" pries, wußte er genau, daß er das nie gewesen, und suchte Vergessen seiner Lage auf weiten und auf häufigen Reisen.

„Der Kronprinz", so notiert sich damals Waldersee, „einer der schärfsten Beobachter an diesen Höfen, ist naturgemäß enttäuscht, daß er so lange auf den Thron warten muß. Schon vor zehn, sogar fünfzehn Jahren fand er es unbillig von der Vorsehung, daß sein Vater so alt wurde. Unter dem Einfluß seiner ehrgeizigen Frau beschäftigte er sich viel mit Zukunftsplänen, wobei ihm liberale Ideen vorschwebten . . Der Kanzler, den die Kronprinzessin nicht leiden kann und den daher der Kronprinz auch nicht leiden darf, steigt in den Augen

der Welt immer höher . . Da ist für den Kronprinzen schwer Stellung zu nehmen. Die geistige Überlegenheit seiner Gemahlin ist ein großes Unglück geworden. Aus einem einfachen, braven und ehrlichen Prinzen . . hat sie einen schwachen Mann gemacht, der sich selbst nichts zutraut, der nicht mehr offen und ehrlich ist, der nicht mehr preußisch denkt. Sogar seinen festen Glauben hat sie ihm genommen . . Seine erwachsenen Kinder täuschen sich über die Sachlage nicht . . So weich wie der Vater, so unbeugsam wird der Sohn sein. Leider ist das Verhältnis zwischen beiden nichts weniger als gut . . Lebt der Kaiser noch einige Jahre, so ist der Kronprinz völlig aufgerieben und verbraucht. Schon jetzt hat er Anfälle von Schwermut und kein Vertrauen in die Zukunft."

Das Dienstverhältnis zwischen Vater und Sohn, der indessen, mit 25, Major geworden, verschärft die Differenzen. „Öfters", schreibt Waldersee aus dem Manöver 84, „machte sich (beim Kronprinzen) große Heftigkeit geltend, in der Regel über unbedeutende, meist die eigene Person berührende Dinge; bedauerlicherweise glaubt der Kronprinz, man erweise ihm absichtlich nicht die nötige Ehre . . Daß Prinz Wilhelm zur Leitung kommandiert war, also eigentlich zum Vater, wurde völlig ignoriert. Der Kronprinz vermied es, mich dabei auch nur einmal zu fragen, wo ist oder was macht mein Sohn? Als dieser im Laufe der Manöver mehrfach zu mir zurückkam, tat der Vater so, als wenn er ihn kaum bemerkte, beschäftigte sich aber gern mit dem Prinzen Heinrich, der zu seinem Stab gehörte. Prinz Wilhelm ließ es aber niemand merken, wie er diese Unfreundlichkeit des Vaters empfand."

Ist es erstaunlich? Vorgefühle eines nicht mehr langen Lebens erfüllen diesen zart-herrischen Menschen, er hat es wiederholt bekannt, sie steigen mit dem überbiblischen Alter eines noch immer rüstigen Vaters, der ja auch Hundert werden kann: liegt der Gedanke dann nicht nahe, man könnte

die Generation sein, die übersprungen wird? Muß sich ein alter Groll gegen den eigenen Erben nicht noch verschärfen, weil seine Wartezeit nach Menschengedanken viel kürzer sein wird? Was ist das, was er hier seit zwanzig Jahren tun darf? Manöver, Museen, Eröffnungen. Bei der Eröffnung eines Staatsrates im Jahre 84 trat er vor den großen Stuhl, der einem Throne ähnlich sah, und verlas eine Ansprache. „Hier zeigte er so wenig Takt und Haltung, seine Unlust ziemlich deutlich zu markieren. Er sprach mit matter Stimme, holte stets tief Atem, wie jemand, dem es recht sauer wird" (W. 245).

Wenn ihm die Laune vergeht über das lange Leben des Vaters, so läßt er sie am Sohne aus. Bei einem Gardediner Anfang 85 nimmt er Veranlassung, „besser gesagt, er brach sie vom Zaune, den Sohn vor allen Offizieren und Gästen als einen unreifen, urteilslosen Menschen hinzustellen. Der Prinz bewahrte seine Haltung, war aber außer sich. Es besteht nur Eine Meinung, daß er sich sehr verständig, der Kronprinz aber unglaublich fehlerhaft benommen hat .. Die Eltern suchen jetzt den Skandal und wollen es zu einem Bruche treiben" (W. 255).

Dennoch muß der geschundene Prinz noch froh sein, wenn er nur mit dem Vater zu tun hat. „Mit meinem Vater allein geht es ja immer ganz gut. Nun kommen wieder andre Zeiten", sagt er zu Waldersee, als die Mutter von einem Besuch aus England heimkehrt.

Victoria, bei ihrem Einzuge als Achtzehnjährige von den Berlinern umjubelt, sah sich zwölf Jahre später von Mißtrauen umstellt. Jetzt, nach dem Krieg von Siebzig, in gestärktem Nationalgefühl räsoniert Hof und Gesellschaft, daß sie zu Haus englisch spräche, sich Vicky, den Sohn William nenne, mit englischen Gelehrten umgehe, englische Küche, Diener, Tafelgerät führe. War das Altpreußische und Norddeutsche ihr fremd, so zog sie Demokraten heran, deren Gedanken nach England

paßten: Virchow, Helmholtz, das war antimilitaristisch, das war geeignet, den Hof der verkalkten Greise da drüben aufzuputschen. Überall dilettierend, anordnend, wie es die Maler machen sollten, das neue Jahrhundert witternd, ohne sich je in eine soziale oder auch nur in Frauenfragen zu vertiefen: so war sie ganz auf den Schein gerichtet, ganz wie ihr Sohn, und auch darum war sie sein Feind.

„Eine Mischung von hervorragendem Verstand und Koburgischer Schlauheit, von hoher Bildung und eisernem Willen, nebenbei Habgier, Mangel an christlichem Glauben:" dies Urteil Eulenburgs ist zu hart, denn es verschweigt Energie und Stolz, ihre besten Gaben, verschweigt auch die Problematik einer Stellung zwischen zwei Ländern, die selbst ihren Sohn noch verwirren sollen. Dieser Herrennatur mußte das Warten auf einen Thron, dessen Erledigung sie nicht einmal den Vater kosten würde, ihre Entfremdung gegen dies augenscheinlich barbarische Land mußte noch schwerer werden, da es ihr die Blüte der Jahre ohne Gegengabe nahm. „Wenn dein Vater vor uns sterben sollte," sagte sie zu ihrem Sohn, „so gehe ich fort. Ich bleibe nicht in einem Lande, wo ich nichts als Haß und nicht einen Funken Liebe empfangen habe" (E. 136).

Der Sohn wußte längst, die Mutter war immer Engländerin geblieben; von diesen achtziger Jahren ab glaubte er aber, daß sie „bewußt für englische Interesssen gegen preußische und deutsche arbeitet" (W. 239). Rasch übertrug sich sein Trotz und seine Feindschaft auf das, was die Mutter liebte und pflegte: mit 20 Jahren wurde Prinz Wilhelm aus Widerspruch gegen die Mutter zum ersten Male Englands Feind. Um jene Zeit verfolgte er den Sudankrieg mit militärischen Notizen und erwies sich dabei „stark gegen England eingenommen" (W. 247). An diesem Punkte wußte ihn besonders Herbert Bismarck zu fassen, der sagte: „Gegen England kann Prinz Wilhelm niemals genug auf-

gehetzt werden . . Wenn seine Mutter zur Regierung kommt, ist es mit Deutschland ohnedies aus" (E. 176). Doch zugleich entdeckt schon der Minister Lucius hinter solcher zur Schau getragenen Abneigung „eine unbewußte große Vorliebe für England".

Jahrzehntelang schwankte sein Herz zwischen diesen Gefühlen der Abneigung, Bewunderung und Eifersucht, ein Leben lang bebte es in dieser persönlichen Haßliebe gegen sein Mutterland, deren Folgen das Schicksal der Nation entscheiden sollten.

An diesem Gegensatz entzündete sich der erste offene Streit. Vater und Mutter, von der alten englischen Königin angestiftet, die antirussische Interessen hatte, wollten ihre Tochter durchaus mit dem Fürsten von Bulgarien vermählen, zwischen dem Mädchen und diesem Battenberger Prinzen war es schon zum Austausch von Ringen gekommen, als Bismarck aus Rücksicht auf den Zaren dazwischenfuhr und gleich auch den Prinzen Wilhelm auf seiner Seite fand. Eine heftige Szene zwischen Mutter und Sohn hat Anfang 85 zur Folge, daß man ihn aus Potsdam entfernen will. „Sollte jetzt der Kronprinz plötzlich Kaiser werden, so bleibt nichts übrig als die Versetzung des Prinzen in eine entfernte Garnison" (W. 258).

Indessen versucht der Prinz ehrlich, die Eltern durch Erfolge zu gewinnen. Jetzt ist er Mitte Zwanzig, auch selbst schon Vater, denn mit Zweiundzwanzig hat er die holsteinische Prinzessin zur Frau genommen, die man ihm ausgesucht. Zweimal ist er dann nach Rußland geschickt und bei seiner Rückkehr „von allen Seiten aufs herzlichste empfangen worden, außer von seinen Eltern. Sie hatten zuviel Gutes über ihn hören müssen, den sie für einen völlig ungeratenen, undankbaren Sohn halten. Sie sind eifersüchtig auf ihn" (W. 242).

Um diese Zeit fällt ein furchtbares Wort von Victorias Lippen: „Sie glauben gar nicht," sagt sie einem österreichischen Adligen, „wie ich Ihren schönen, geistvollen und

eleganten Kronprinzen bewundere, wenn ich daneben meinen ungeschlachten, vierschrötigen Sohn Wilhelm betrachte." (Corti, Alexander von Battenberg, S. 328.) Gesprochen von einer als Fürstin erzogenen Frau, zu einem Fremden gesprochen, im Bewußtsein, daß dies Wort nach Wien, von Wien nach allen Höfen Europas dringen wird.

So tief saß die unnatürliche Abneigung gegen den halbentstellten Sohn im Herzen der Mutter.

III

Fern von Potsdam, auf einem andern Erdteil, liegt Unter den Linden zu Berlin das Schloß des alten Kaisers. Augusta, an die Achtzig, veranstaltet kleine intime Abende, in der sogenannten Bonbonnière. Hier haben sich einige alte Minister und andere Adlige versammelt, auch Professoren werden geladen, Curtius, der Olympia ausgegraben, Hofmann, der Meister des Anilin, – und dazu gar kein Gefolge, denn darin liegt die Erholung der Wirte. An diesen Abenden sehen sie endlich einmal nichts von dem bemalten Gesicht des ausgestopften Grafen Perponcher, nichts von den pergamentenen Zügen des alten Albedyll, Plessen zeigt heute sein Flügeladjutanten-Lächeln anderswo, und Goltz, der ganz konfus gewordene Generaladjutant, mag schlafen.

Im Rollstuhl wird die Kaiserin hereingefahren, an einem kleinen Tische etabliert, woran sie die Gesellschaft Platz nehmen heißt, zu ihrer Linken der Stuhl bleibt für den Kaiser frei. Tee, Mandarinen, Eis, ein Gläschen Wein. Man staunt, wie sie mit ihrer schwachen Stimme, mit Händen, in denen die Teetasse zittert, noch in der Welt erscheinen kann. Nach einer Weile tritt Kaiser Wilhelm ein. Jetzt ist er beinah Neunzig. Im offnen Überrock, meist kommt er aus dem Theater, begrüßt er jeden einzeln und freundlich, nimmt seinen Stuhl ein, immer zwanglos, immer

heiter. Nur daß er in den letzten Jahren etwas schwerhörig wird, macht die Verständigung schwierig, sonst möchte man ihn für einen rüstigen Siebziger halten. Mit Neunzig schießt er noch auf seiner letzten Jagd seine 26 Stück Hochwild.

Am liebsten erzählt er aus seiner Jugend. Einmal erzählte er in der Bonbonnière, wie er als Leutnant nach der Schlacht bei Leipzig beim Siegesmahl vom Zaren gefragt wurde, warum er keinen Hummer nehme. „Ich wüßte nicht, wie das zu essen wäre, sagte ich, denn im Hause meiner Eltern hatte ich einen Hummer nie zu Gesicht bekommen" (Al. 348).

Lauschend sitzen die Gäste, staunend hören wir zu. Diesen König, der noch mit Alexander dem Ersten zu Tische saß, der Talleyrand kannte und nach Waterloo in Paris mit einzog, neben ihm diese Königin, die noch mit Goethe Gespräche führte, die Karl August kannte und in den Märztagen von 48 im selben Schlosse für ihr Haus kämpfte, – und doch sind beide dieselben geblieben, noch immer sucht sie ihn zu beherrschen, noch immer entzieht er sich mit Galanterie, und wenn er auch jetzt Hummern kennt, so fragt er doch jeden zweiten Mittag nach dem Rest der gestrigen Flasche Champagner. Diese Bescheidenheit ist es, die ihm die angeborene Würde sichert, denn „in der Mitte steht er wie ein Felsen, an welchem die Wellen branden, hoch erhaben über das elende Treiben. Er steigt in dieser Zeit immer höher, weil er ein Mann ist, der die Lüge nicht kennt, an den Intrigen gar nicht herantreten können" (W. 285).

Als es aber im letzten Lebensjahre noch einmal nach Krieg aussieht, sagt er zum alten Albedyll: „Ich werde wieder selbst das Kommando führen, mein Sohn wird bei mir sein. Wie weit ich kommen werde, weiß Gott allein, weit wird es wohl nicht sein, aber ich gehe mit" (W. 315).

Keine tausend Schritte entfernt regiert der Mann, der die

Entscheidungen über Krieg und Frieden im Busen wälzt, Bismarck, das unheimliche Zentrum dieser drei Höfe, doch auch er scheint eine Welt für sich zu bevölkern. Seines alten Herrn freilich ist er sicher, aber selbst diesem wird der Diktator zuweilen zu viel, und als der Kabinettchef ihn eines Tages nach des Kanzlers Vortrag aufgeregt findet und kurzerhand rät, ihn doch gehen zu lassen, wenn er nicht wolle, wie Majestät will, da sagt der Kaiser: „Daran habe ich trotz aller Dankbarkeit auch schon gedacht. Sein selbstbewußtes Wesen ist manchmal gar zu bedrückend. Aber das Vaterland braucht ihn zu sehr."

Augusta vollends kann diesem Menschen den Glanz ihrer Kronen nicht verzeihen, die sie beide am Ende ihm dankt, es wurmt diese herrschsüchtige Greisin, daß im Grunde ihre Lebenskraft gegen den Fremden die Partie verlor. Noch in diesen achtziger Jahren hat sie Bismarcks Mahnung ertragen müssen, sie möge den Kaiser nicht durch Beeinflussung erregen. „Ich habe", schreibt Bismarck, „die Kaiserin Augusta in dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens nie so schön gesehen wie in diesem Augenblicke; ihre Haltung richtete sich auf, ihre Augen erhellten sich zu einem Feuer, wie ich es weder vorher noch nachher erlebt habe. Sie brach ab, ließ mich stehen und hat später gesagt: „Unser allergnädigster Reichskanzler ist heute sehr ungnädig."

Solche Interna wurden an den Berliner Höfen vom Obersthofmeister bis zum letzten Lakai mit Behagen herumerzählt, kein Stirnrunzeln oder Grollen des alten Herrn blieb dem Enkel unbekannt, und er hätte, bei seiner entschiedenen Furcht und Ehrfurcht vor den Großeltern, der allgemeinen Feindschaft gegen den übermächtigen Kanzler sich nur anschließen dürfen, zu dem ihn an sich keinerlei Gefühle zogen. Aber der Haß seiner Eltern vereinte den Prinzen mit Bismarck.

Es war schon Geschichte, doch dem Knaben hatte man

wohl wie jedem Untertan verschwiegen: wie im Konflikt von 63 sein Vater sich in öffentlicher Rede vom Staatsstreich seines Großvaters, des Königs, trennte. Jetzt aber, erwachsen und von jungen Freunden leicht mit allem Material versehen, was gegen den Vater sprach, erfuhr Prinz Wilhelm nicht bloß von diesen Zerwürfnissen, er konnte in kühneren Geschichtsbüchern auch schon lesen, daß seine Mutter es damals war, die unter englischem Druck den Vater zu diesem Schritte drängte, „um die Zukunft ihrer Kinder sicherzustellen". Mit der Begierde des aufbegehrenden Jünglings las und hörte der Sohn vom damaligen Aufbegehren seines eignen Vaters.

Doch sogleich ergreift er im Innern Partei nicht für ihn, sondern gegen ihn. Die liberale Fronde des Vaters paßt ihm nicht, das Antidemokratische in Bismarcks Welt liegt seinem Wesen; in einem Buch über ihn unterstreicht er damals alle straffen Royalismen Bismarcks und alles gegen England. Neben die Stelle aus Bismarcks Rede vom selben Jahre 63, in der er des heutigen Geburtstages des jüngsten Prinzen gedachte und dem Landtage zurief, Preußens Königtum sei noch nicht reif, einen bloßen Schmuck des Verfassungsgebäudes zu bilden, schreibt der Prinz: „Und was dieser Jüngste dazu tun kann, so soll es nie dazu kommen!" (L. 292).

So wird seinem ersten politischen Denken von der Feindschaft gegen die Eltern die Richtung gewiesen, darum spiegelt er sich in Bismarck. Und hatten nicht „Blut und Eisen" gesiegt gegen Englands liberale Dogmen? Mit welcher Befriedigung hörte der Prinz nicht von den Zeugen jener Tage, wie sich sein stolzer Vater dem Großvater unterwarf! Oder wie Bismarck den grollenden Kronprinzen fragte, warum er sich von den Sitzungen einer Regierung fernhielte, die doch „in wenigen Jahren" die seinige sein würde. Da reckte sich der schon damals verbitterte Kronprinz empor, mißtrauisch, daß

dieser böse Geist Preußens den Übergang in seine Dienste anbahnen wolle. „Ich sehe noch heute", schrieb Bismarck nach 30 Jahren, „den zurückgeworfenen Kopf, das gerötete Gesicht und den Blick über die linke Schulter vor mir. Ich unterdrückte meine eigne Aufwallung, dachte an Carlos und Alba und antwortete, ich hätte in einer Anwandlung dynastischen Gefühls gesprochen .. Ich werde (sein Diener) niemals sein."

Da sieht man sie vor sich stehn, in der Ecke eines kaltglänzenden Saales, vielleicht schon an der Tür, diesen Minister, gegen Fünfzig, riesig, doch fast schon kahl, kaum zwei Jahre an der Leitung der Geschäfte, ganz ohne Erfolge, ohne Ruhm, der bestgehaßte Mann in Preußen und stolz darauf, daß er es sei, und doch schon mit dem ganzen Anspruch des Genies, im Gleichgewicht eines Selbstgefühls, das sich die Rettung dieser Dynastie zuschreibt. Neben ihm, nicht minder hünenhaft, Anfang Dreißig, hochblond und sehr gepflegt der Thronfolger, sein Gegner und doch vom selben Gedanken erfüllt: wann wechselt die Macht? Der Minister, ein Fremder, wünscht dem König, der ihm vertraut, ein langes Leben, der Sohn und Erbe steht im alten Zwiespalt der Kronprinzen-Gefühle, in Wahrheit ist es kein Zwiespalt mehr.

Ist's möglich! denkt sein Sohn Wilhelm bei solchen Geschichten. Heut, nach über 20 Jahren, sind es noch immer dieselben drei Männer, die in denselben Räumen verbunden durch dieselben Zweifel und Meinungen, einander im Auge behalten, vertrauend und böse, ungeduldig und nachgiebig? Noch immer folgt der alte Herr demselben Berater, noch immer haßt dieser des Herren Sohn, aber inzwischen ist die Macht dieses fremden Mannes, der das Geschick des Fürstenhauses bestimmt und dessen Glieder in Parteien zerspalten hat, heimlich und unheimlich zur Autokratie gewachsen, sein Hirn hat die Lage Europas umgestaltet, bis an die Pole ist sein Ruhm gedrungen, und er, dessen Macht kein Gesetz ver-

ewigt, scheint sicherer auf seinem Stuhl als die Glieder einer Familie, die das Gesetz der Sukzession beschützt!

Dunkle Gefühle zwischen Stolz und Furcht kreuzen sich in der Seele des jungen Prinzen, wenn er vor dem alten Kanzler steht. Inmitten feindlicher Strömungen, die das Königshaus verwirren, ist dieser Fremde der einzige, an den sich niemand wagt.

IV

„Angesichts der mangelnden Reife sowie der Unerfahrenheit meines ältesten Sohnes, verbunden mit seinem Hang zur Überhebung wie zur Überschätzung, muß ich es gradezu für gefährlich bezeichnen, ihn jetzt schon mit auswärtigen Fragen in Berührung zu bringen."

Mit diesen Worten suchte im Herbst 86 der Kronprinz vom Auslande her die Beschäftigung seines Sohnes im Auswärtigen Amt zu verbieten, die Bismarck durch den alten Kaiser hatte anordnen lassen. Was aber muß er in des Kanzlers Antwort lesen? In der königlichen Familie gehe die väterliche Autorität in der des Monarchen unter. Aufs neue fühlt er sich geschlagen, er, der morgen zur Macht gelangen und übermorgen diesen besoldeten Beamten vertreiben kann!

Denn er weiß es: nur Bismarcks Wille hatte die Ordre erwirkt, die dem Prinzen geheime Zusammenhänge aufschließen, ihn für jeden Fall und Unfall der Zukunft vorbereiten soll. Suchte der Alte sich wohl den Prinzen zu verpflichten, die Mißgunst zwischen Vater und Sohn zu seinen Gunsten zu wenden? Sieht es nicht aus, als wolle man ihn selber, den Kronprinzen, übergehn? Und doch sitzt er soeben an der Riviera in voller Gesundheit, ein Mann gegen Sechzig, als Fürst von aller Welt gegrüßt, der Erbe eines der mächtigsten Reiche; und doch verhindert ihn dieser ewige Minister, der sich in alles mischt, selbst seinem

eignen unreifen Sohne zu verbieten, was ihm gefährlich scheint!

Gerade jetzt aber scheinen Bismarck und der Kronprinz sich wieder zu nähern. Da mit jedem steigenden Jahre, bei jedem Unwohlsein des regierenden Greises der Thronwechsel immer wahrscheinlicher wird, beraten die beiden Männer, klatschen zugleich die Höfe über das, was kommen soll. Als der Kronprinz den Kanzler um diese Zeit fragt, ob er bei einem Wechsel bleiben wolle, hört er als Bedingung: keine Parlamentsregierung und keine auswärtigen Einflüsse in der Politik. Trotz diesem deutlichen Wink an England erwiderte der Kronprinz mit einer entsprechenden Handbewegung: ‚Kein Gedanke daran!'"

Dies alles sieht Prinz Wilhelm in der Nähe, wir wissen, was er davon denkt: Waldersee, ihm persönlich befreundet, zeichnet in den Jahren 85 und 86 mit stetem Bezug auf die Rolle des Prinzen die Erwägungen jenes Kreises auf:

„Ich halte Kanzler und Kronprinzessin zusammen einfach für eine Unmöglichkeit, solange wir mit England nicht völlig alliiert sind. Wie soll der Kanzler auswärtige Politik treiben, wenn die künftige Kaiserin, durch die Schwäche des Gemahls Mitwisserin der Politik, im Herzen englisch gesinnt ist? Wen soll anderseits der Kronprinz als Kanzler nehmen? Er hat keinen brauchbaren!.. Es kann aber keinen Monat dauern, dann folgt der Zusammenbruch und das Chaos.. Sein Sturz bedeutet nach meiner Überzeugung innere und äußere Verwicklungen, wahrscheinlich den Krieg. In das große Intrigenspiel kommt immer mehr Klarheit. Es handelt sich um die Macht an unserem künftigen Kaiserhofe. Bismarck Vater und Sohn, wollen allein regieren und bilden sich ein, die Kronprinzessin führen zu können.. Tritt der Kronprinz die Regierung an, so sind (von Bismarck) leicht Meinungsverschiedenheiten vorgeschützt und auch geschaffen, um den Abschied nehmen zu können. Sein Sohn

geht dann auch, um bei Prinz Wilhelm, auf den man bald rechnet, wieder einzutreten“ (W. 251 f.).

Unheimlich, mit welcher Sicherheit die Umgebung auf den baldigen Tod oder Rücktritt eines Mannes rechnet, der seit dreißig Jahren wartet, kerngesund und noch nicht 60 ist!

All diese Kalkulationen und Wünsche dringen ans Ohr, ins Herz des Prinzen, früher als andere Thronfolger beginnt dieser das Leben des Vaters in seiner Phantasie zu umschleichen. Um so fester läßt er sich von dem mächtigen Kanzler anziehen, der als Meister mit dem Prinzen spielt. Der Alte weiß, wie der eifersüchtige Vater jeden Besuch des Sohnes überwacht. Er selber führt ihn in die auswärtigen Dinge ein, nennt ihm seine wichtigsten Mitarbeiter, denn das ganze Auswärtige Amt war ja nur noch sein Bureau, und nur bei Einem stutzt der Prinz: „Als der Name des Geheimrats von Holstein fiel,“ so schreibt er später, „klang es mir durch die Worte des Fürsten wie eine Warnung vor diesem Manne . . Er nannte ihn (später) den Mann mit den Hyänen-Augen, von dem mich fernzuhalten ich gut tun würde.“

Doch rasch erlahmt des Prinzen Interesse, nur noch sporadisch besucht er die ihm geöffneten Ministerien, nimmt „von den interessanteren Akten mit Bereitwilligkeit, aber ohne Neigung zu ausdauernder Arbeit, Kenntnis.“ Auch „fällt es nicht angenehm auf, daß der Prinz, obwohl nun Regiments-Kommandeur, fortwährend von Potsdam abwesend ist“ (W. 267), was auch der alte Kaiser tadelt. Meist ist er auf Jagd oder reist, nach Wien, nach Schottland, wieder nach Wien.

Bald gerät sein Verhältnis zum Hause Bismarck ins Schwanken, zuerst nicht durch seine Schuld. Der Kanzler hat Anfang 86 gewisse Gründe, sich dem Kronprinzen und damit auch Victoria zu nähern, die er im Grunde verachtet. „Sie ist keine Katharina,“ sagt er, „in erster Linie ist sie feige.

Sie will populär sein . . liberal erscheinen, Leute durch Paradoxa in Verlegenheit setzen, mehr nicht. Vor zirka zwanzig Jahren hat sie mir einmal gesagt, der preußische Adel diene, weil er arm sei, in Birmingham sei allein mehr Silbergeschirr als in ganz Preußen . . und ich möchte wohl am liebsten König sein oder Präsident einer Republik. Ich habe erwidert: „Gewiß ist England viel reicher, dafür hat Preußen manche andere wertvollen Eigenschaften. Und was die Gefahr einer Republik betrifft, die liegt in Deutschland noch weit. Vielleicht werden sie unsere Kinder und Enkel erleben – aber nur, wenn die Monarchie sich selbst aufgibt!" (L. 396).

Prophetisch böse Worte: er meint, indem er von Selbstaufgabe spricht, die Liberalismen der Kronprinzessin und ahnt vorläufig kaum, auf wie verwandelten Wegen ein Menschenalter später sein Wort zur Wahrheit werden soll. Für jetzt sucht er aus weltpolitischen Gründen die Potsdamer Herrin zu gewinnen. Im gleichen Maße wie seine Politik sich England anzunähern anfängt, muß das Mißtrauen der Engländerin schwinden, jetzt kann er ihren Briefwechsel mit London für seine Pläne gerade brauchen.

Zu solchem Zwecke taugt ihm jedes Mittel. „Der Kanzler ist jetzt mit Kronprinz und Kronprinzessin auf dem allerbesten Fuße . . Es kann nicht ausbleiben, daß sie den Sohn scharf anfassen und demütigen will und die Hilfe des Kanzlers dazu verlangt . . Naturgemäß folgt daraus ein Abrücken des Prinzen . . Für ihn wird es eine arge Enttäuschung, vielleicht aber eine nützliche Erfahrung sein" (W. 288).

Die Enttäuschung des Prinzen war groß. Im Strudel der Intrigen, eingebaut zwischen feindlichen Höfen, im Grunde abhängig von den Stimmungen des schwer enträtselbaren, noch schwerer zu behandelnden Kanzlers, dem er bisher aus Verehrung anzugehören, dem er vor allem zu gefallen glaubte, sah er mit einem Male, wie er selbst nur eine

Figur auf dem Brette des Meisters war, fortgeschoben fühlte er sich zugunsten der verhaßten Mutter. Kenner diplomatischer Künste, Erkenner hochpolitischer Wandlungen, Vertrauter von Bismarcks hohen Plänen hätte dieser junge Mann sein müssen, um an solcher Erfahrung nicht irre zu werden.

Doch wie er war, jung und unerfahren, so empfindlich wie unbeständig, mußte er in diesem Chassez-Croisez einen Umfall des Fürsten, eine Art Untreue besonders von Herberts Seite erblicken. Feinde der Bismarcks taten das ihrige, um ihn in solchem Glauben zu bestärken. Es litt ja alles und ächzte unter der Last des allmächtigen Mannes, und mit glücklichem Lächeln schrieb und sagte man sich's leise, Prinz Wilhelm fange endlich an, von seinem Wahn für Bismarck zu genesen. Als damals eines Tages die Nachricht aufkommt, Bismarck sei tot, und der Prinz, nach Berlin geeilt, vom Minister von Scholz das Dementi in glücklichem Tone hört, „daß wir ihn doch noch haben", sagt der Prinz kalt: „Unersetzlich ist niemand. Einige Jahre wird man ihn freilich noch brauchen. Später werden seine Funktionen geteilt werden, der Monarch muß selber mehr davon übernehmen."

Indessen will Bismarck ihm einen ernsten Berater zur Einführung in die Verwaltung geben, aber der Prinz lehnt den Herrn mit der Begründung ab: „Mit einem so ungepflegten Barte habe ich mir in der Jugend Rübezahl vorgestellt." Doch auch der, den er selbst aussucht, will schon nach wenigen Wochen wieder gehen, da er „zu dem Bewußtsein einer geschäftlichen Tätigkeit nicht gelangen und sich nicht mit einem müßigen Hofleben befreunden könne" (B. 4).

Trotzdem hat der Prinz Erfolge, besonders auswärts, seine beiden Missionen zum Zaren verlaufen günstig, man rühmt an ihm Geschick und Munterkeit, Sprachkenntnis und eine gewisse Anmut. In der Konversation ist er vielseitig, „er

unterhielt sich sehr lebhaft und schwärmte für Wagnersche Musik und Felddienstübungen" (L. 213). Doch zugleich klagt der ihm ganz ergebene Waldersee schon jetzt über aufgeregte Briefe um nichtige Dinge und über große Mühe, ihn zu ruhiger Beurteilung von Menschen zu bringen. Auch verschenkt er schon als Prinz zu Geburtstagen seine Büste, setzt unter sein Bild die verfrühten Worte „oderint dum metuant" und unter eines nach England: „I bide my tim." Vorklänge eines Selbstgefühls, das sich entfalten möchte.

Freilich, gesund ist er nicht, wiederholt muß er bei großen Anlässen wegen seines Ohrenleidens fehlen, im Frühling 86 führt Schwindel und Erbrechen zu ernsten Diagnosen, „da die Gefahr vorliegt, daß das Gehirn mit affiziert werden kann" (W. 292). Bald darauf erkrankt auch das gesunde Ohr, man muß das Trommelfell durchstechen, alles dies gefährdet seine innere Ruhe.

Vom 23. bis 28. Jahre spielt sich das Leben des Prinzen in drei Kreisen ab. Er ist Gatte, wird alle Jahre Vater und spricht bei der Geburt des ersten Sohnes gleich die Hoffnung aus, er möge die Bahn des Urgroßvaters wandeln. Gerüchte und Berichte über eheliche Untreue in jenen Jahren werden nicht bloß von seinen Freunden, auch vom Psychologen bestritten, denn zu den preußischen Tugenden, auf die er stolz ist, gehört ja diese Treue, und wenn ihm Bismarck starke Sexualität zuschreibt, so hat sich solche außerhalb seines Hauses kaum dokumentiert.

Gewiß ist nur, daß er schon in solchen jungen Jahren lieber unter Männern saß als unter Damen, und froh war, im Kasino seiner Garde mit den Potsdamer Kameraden vergnügt zu sein. Bismarck, dieses Leben mit Ernst beobachtend, wünscht ihm andere Eindrücke, denn, sagt er, „ein Thronerbe als Kamerad unter jungen Offizieren, deren begabteste vielleicht ihre dienstliche Zukunft im Auge haben, kann nur in seltenen Fällen darauf rechnen, durch den Ein-

fluß seiner Umgebung in der Vorbereitung für seinen künftigen Beruf gefördert zu werden. Diese Beschränktheit des Vorlebens .. habe ich tief beklagt" (B. 5). Der Wunsch, ihn nach Berlin zu versetzen, scheitert trotz Bismarcks Drängen an der Sparsamkeit des alten Herrn, der ihm kein Schloß herrichten will. So hat eine preußische Tugend verhindert, den preußischen Thronfolger gehörig zu schulen.

Was die Kameraden an ihm bewunderten, war die Energie, mit der er sein Gebrechen überwunden und sich zum guten Reiter und Schützen erzogen hatte. Denn immer strebt er, an Schneidigkeit es allen voranzutun. Als seine Braut zur Hochzeit über die Linden ins Schloß eingeholt wird, steht er im Schloßhof und kommandiert die Leibkompanie „mit solchem Eifer, als ginge ihn der Einzug sonst nichts an" (L. 203), und bei der Grundsteinlegung des neuen Reichstags führt er „seinen Schlag so kräftig aus, daß allgemeiner Beifall laut wurde" (L. 296). Nur die Nächsten wissen, wieviel Nervenkraft ihn dies Auftreten kostet. „Der arme Prinz", schreibt Eulenburg, „ist wegen seines lahmen linken Armes sehr geniert. Da muß der Leibjäger, seinen rechten Arm auf eine lange Stange stützen, dem Prinzen als Stützpunkt zum Auflegen der Büchse dienen. Das lassen sich nicht alle Böcke gefallen" (E. 137).

Nur wer diesen lebenslangen Kampf gegen die angeborene Schwäche nachfühlt, wird ihm gerecht, wenn er den späteren Kaiser seine Nervenkraft überspannen oder verlieren sieht. Der stete Kampf gegen ein Übel, das jedem Besucher ins Auge fallen, das er darum lieber zur Schau tragen mußte, dieses stündliche, lebenslängliche Bestreben, ein angeborenes, nicht einmal abstoßendes Zeichen der Natur zu verstecken, hat seine gesamte Charakterbildung mit entschieden. Der Schwache suchte die Stärke zu betonen, doch statt sie im Geiste zu suchen, wo sein beweglicher Intellekt sie finden konnte, trieb ihn Tradition und Ehrgeiz, sie in

einem helden-, das heißt offiziersmäßigen Auftreten zu beweisen. Alles kam zusammen, um ihn in solchem Wahn zu stärken: kriegerischer Ruhm seines Vaters, Geringschätzung von seiten der Eltern, Widerspruch gegen ihre demokratischen Ideen: zuletzt und vor allem eine angeborene, vom Vater ererbte, in dieser Familie häufige Eitelkeit trieben ihn zeitlebens zu scheinen, was er nicht war.

V

Am liebsten verweilt der Prinz im dritten Kreise, bei seinen Kameraden. Wen wählt er sich zum Freunde? Hinzpeter sein Lehrer berät ihn, aber der ist zu alt und auch sozial zu fern, um sein Freund zu heißen.

Auch der General Waldersee, Mitte Fünfzig, kann nicht der Herzensfreund eines jungen Mannes von Mitte Zwanzig werden; doch schon seine Wahl zum Vertrauten ist bedeutsam. Unter den Generalen der vorangehenden Generation, die Preußens beste Überlieferungen durch drei siegreiche Kriege mit getragen, ist Graf Waldersee vielleicht der einzige, dem die Tugenden Moltkes, Roons, Blumenthals, dem Geradheit, Verschlossenheit, Strenge fehlen, und der dafür Intrige, Politik und einen nach allem strebenden Ehrgeiz auf Gebieten pflegt, die seiner Schlauheit schmeicheln. Sein Tagebuch, als Deutung Wilhelminischer Stimmungen unschätzbar, reich an Tücke und Menschenkenntnis, zugleich in den Schleier einer Frömmigkeit gehüllt, die immer an Geburtstagen und bei Krankheitsfällen auftritt, ist das erste Dokument eines preußischen Offizierstypus, der mit ihm beginnt und in den nächsten dreißig Jahren zu entscheidender Macht, nämlich in die Kabinette des Königs berufen wird.

Dieser erste Hofgeneral, der zugleich die Politik der Flügeladjutanten inauguriert, gewann sehr rasch den unheil-

vollsten Einfluß auf den Prinzen. Seine Politik richtete sich nach der Bismarcks: er vertrat immer das Gegenteil. Denn wenn der alte Moltke müde, Waldersee aber von ihm protegiert, auch zum General-Quartiermeister gemacht wird, Bismarck angeblich einen andern an dieser Stelle wünscht, was folgt daraus für Waldersee? Todfeindschaft mit den Bismarcks. Wenn aber Bismarck entdeckt, daß Waldersee beim Prinzen nach dem künftigen Kanzleramte strebt, was folgt daraus für die Bismarcks? Todfeindschaft mit Waldersee.

Nun geht Waldersees ganzes Sinnen dahin, zunächst Herbert beim Prinzen Wilhelm zu verdächtigen, der Staatssekretär des Äußern und mit ihm befreundet ist. Darum suggeriert Waldersee dem Prinzen Feindschaft gegen Rußland, weil Bismarck pro-russische Politik macht; zugleich aber durchlöchert er systematisch den Glauben des Prinzen an Bismarcks staatsmännische Größe. Doch zugleich befreundet er sich auch plötzlich mit dem Geheimrat von Holstein, den er noch vor kurzem als „einen der schlimmsten Agenten Bismarcks" bezeichnet hat, im Augenblick einer Krisis, als er Holsteins beginnenden Abfall vom Kanzler spürt.

Dazwischen ruft er am Karfreitag, am Bußtag oder in der Langenweile eines Badeortes die treue Liebe seiner frommen Gattin an, einer Verwandten der Prinzessin Wilhelm, und aus dem Sumpf der Personalien, Hofgeschichten, kleiner und großer Verrätereien, schimmern plötzlich religiöse Worte, „wie Marie meine innere Wandlung erfreuen wird", und wie er von nun an „das Ziel nicht in Ehre und irdischen Dingen, sondern in der Vorbereitung auf das Jenseits suchen will". So war der selbstgewählte Mentor des Prinzen.

Sein Herzensfreund war von jenem völlig verschieden. Prinz Wilhelm hatte eine harte Jugend hinter sich, angeborene Kälte sah sich durch ihre Erfahrungen bestätigt. Weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwestern

Eulenburg

haben ihm jene Wärme des Herzens gewährt, die die besten Kräfte eines Jünglings zum Erblühen bringt; in seiner recht stumpfen Ehe fand er nachher keine Quietive gegen die Hölle des bisherigen Familienlebens. Verliebt ist er wohl nie gewesen. War nun seine Seele zu echter Hingabe des Herzens an eine Frau nicht geschaffen, hat er aus Selbstgefälligkeit gefürchtet, sich zu verlieren, folgte er der Sitte jener Zeit und Kreise, in denen Männerfreundschaften auch ohne Perversion sich häuften: gewiß ist, daß Prinz Wilhelm mit 27 Jahren zum erstenmal sein Herz verschenkte.

Weil er alles stramm Preußische von den Kinderjahren an aus Furcht vor körperlicher Unterlegenheit pflegte, nur in der steten Angst, als Offizier nicht voll zu gelten, suchte der passive Teil seines Wesens nach einem Ausgleich, die unterdrückte Weichheit brauchte ein Feld zum Schwärmen, die Phantasie ein künstlerisches Herz. Musik und Lieder, lyrische Verse und mystische Gedanken, nordische Sagen und südliche Sonne, die edlen Stellungen heldischer Gestalten, mit schönen Mänteln angetan: das, was ihm Richard Wagner gab, suchte er unter den Menschen. All dies fand er im Grafen Philipp Eulenburg, dem er dreißig Jahre aufs engste verbunden blieb.

Dieser merkwürdige, vielbegabte Mann, dessen Natur jetzt in seinen Memoiren deutlicher vor uns liegt, als er wünschen möchte, war vor allem ein Schauspieler. Seine Fähigkeit, sich anzupassen, war so groß, daß er sich diese Wahrheit eines Freundes über ihn notierte: „Brächte man seine Freunde einmal alle zusammen, das gäbe eine große Schlacht.“ Und als er von seinem Vater und Onkel spricht, fügt er hinzu: „Ich war den beiden in der Wirkung meiner geselligen Talente gleich, doch war ich der Schauspieler, jene waren echt.“ Auch seine Gaben waren mehr die einer weiblichen, vielseitig schwankenden Natur, und nachdem er in der Jugend ungewiß gewesen, ob er zum Musiker, Maler, Archi-

tekten oder Dichter bestimmt sei, erkannte er schließlich, daß alle seine Fähigkeiten, verbunden mit Stand und Erziehung, in keinem Felde glänzender zutage träten als in der Diplomatie.

„In diesen erregten Zeiten innerlicher Kämpfe und überschäumenden Produktionsbedürfnisses, angeregt durch das Münchener Künstlerleben . . fuhr ich verzweifelt in den See hinaus, sprang vom Boot in die blauen Fluten oder zog versunken in Träumen die Schleppangel stundenlang, bis ich, dem Kampf entrückt, in der großen Natur, auf dem blaugrünen See in meinen dichterischen und musikalischen Projekten und Phantasien eine Art von Ruhe fand." Dies ist nicht nur der Dilettant, auch der Schauspieler, der mit schlichtem Augenaufschlag schreibt: „Ich bin schon als Kind von grenzenlosem Mitleid beherrscht worden ... zu helfen, war immer mein Schönstes." Wer solche Sätze mit dem Anschein voller Naivität nach Jahrzehnten in seinen Memoiren aufzuzeichnen wagt, der hat ein Leben hinter sich, in dem die falschen Töne niemand, in dem er sie schließlich selbst nicht mehr hörte.

Eine große, biegsame Gestalt, verdeckte Züge, Augen, die nach Bismarcks Urteil einem das beste Frühstück verderben konnten, große, aber weiche Hände, eine narzissushafte Koketterie, mit der er den Staatsfrack wie die Gardeuniform zu tragen liebte, glänzender Witz, Magazin von Anekdoten, schöne, etwas verschleierte Stimme, Kunst auf dem Klavier elegant zu phantasieren, Verse zu improvisieren, Menschen zu kopieren, Briefe zu stilisieren, über allem eine Glätte des Umgangs, die Reibungen mit irgendeiner anderen Natur ausschloß, dies Ganze, getragen von soviel Klugheit als Unechtheit, der Glanz zugleich oxydiert durch eine unüberwindliche Scheu vor Verantwortung: das verführerische Bild eines adligen Cagliostro, geschaffen, dem zwölf Jahre jüngeren Prinzen die Vereinigung menschlicher

Gaben, das Gesamt-Kunstwerk vorzuspiegeln, das hier lebend vor ihn trat.

So war die erste Wirkung. Auch wenn man die Superlative abzieht, ohne die solche Naturen nicht leben und schreiben können, bleibt sicher viel Wahres an Eulenburgs Erzählung, „daß der Prinz in Freundschaft für mich erglühte . ., als ihn die musikalischen Vorträge fast fieberhaft begeisterten." Zu seinen Skalden-Gesängen und Rosenliedern – die beiden Typen der Eulenburgischen Muse – begleitete der Prinz „stundenlang . . stets neben mir sitzend, die Notenblätter wendend . . Auch liebte er es, mich mit gewissen Wendungen und Worten aus meinen Dichtungen zu empfangen, wenn wir uns morgens im Walde zur Jagd trafen. Wohl habe ich oft begeisterte Zuhörer bei meinen Vorträgen erlebt . . doch kaum jemals eine solche Begeisterung, wie ich sie bei Prinz Wilhelm auslöste. Da ich aber zugleich im Hause Bismarck aus und ein ging, zu den Offizieren der vom Prinzen vergötterten Garde gehörte und leider tief in die Schleichwege der Politik . . eingeweiht war, so begreife ich, daß der junge Prinz in mich hineinblickte wie in einen Becher, gefüllt mit einer Mischung, deren Ingredienzien ihm vortrefflich schmeckten."

Aus solcher schwülen Luft nährt sich die Eitelkeit des zauberischen Tenors, zugleich die Naivität des bezauberten Backfisches. Und doch zürnt man nicht einmal dem Grafen, daß er dem aus Verlegenheit schneidigen Preußenprinzen am Ausgang einer liebes- und phantasiearmen Jugend zum erstenmal das Tor des romantischen Gartens aufschloß.

II. KAPITEL

ZU FRÜH

I

Plötzlich brach eine ungeheure Hoffnung auf den Prinzen ein.

Als sich im März 87 ganz Deutschland um den Kaiser scharte, der nun das sagenhafte neunte Jahrzehnt beschloß, um sich den Hundert zu nähern, war der Kronprinz bei seiner Ansprache heiser. Acht Tage später flüsterten die Höflinge das erste Schreckenswort durch die Vorgemächer. Im Mai war das Halsleiden so weit vorgeschritten, daß ein Konzilium von sechs deutschen Ärzten zusammentrat, lauter Gelehrte von Weltruf, darunter Virchow und Bergmann, zudem als liberale Männer dem Hause des Kranken befreundet. Trotz schwankender Befunde Virchows beschließt das Konzil Laryngotomie: den äußeren Kehlkopfschnitt, der weder das Leben bedroht noch die Stimmbildung, nur meist eine rauhe und heisere Stimme zurückläßt. Zur Operation war der 21. Mai bestimmt, der Kranke und seine Gattin waren einverstanden. Bergmann besonders, der Operateur, hoffte auf die Konstitution Friedrich Wilhelms, zumal ihm die Statistik 70 Prozent Erfolge versprach.

Am Abend zuvor traf im Schlosse zu Potsdam Sir Morell Mackenzie ein, in England als Spezialist bekannt, bei seinen Kollegen meist gering geschätzt, doch den deutschen Kollegen durch seine Arbeiten nicht fremd. Mit ihm tritt das Schicksal ins Haus der Hohenzollern.

Denn eigensinnig hielt seit Wilhelms unglücklicher Geburt Victoria an dem unsinnigen Gedanken fest, die deutschen

Ärzte wären an der Verkrüppelung ihres Sohnes schuld. Diese fixe Idee veranlaßte sie – so bestätigen es alle überlebenden Freunde –, aus Mißtrauen gegen deutsche Heilkunst einen Engländer zu ihrem Gatten zu rufen. Da nur seine falsche Behandlung den Kranken vor der Zeit ums Leben und so den Prinzen Wilhelm zur Macht brachte, knüpfen sich auch auf diesem Umweg die schwersten politischen Folgen an das Unglück dieses einen gelähmten Armes. So fällt, wie in der antiken Tragödie, das Schicksal dieser Dynastie und damit das der Deutschen in furchtbarer Notwendigkeit von einem Fallstrick der Götter in den andern, und mit kalter Logik folgt aus einem scheinbar nichtigen Fehler bei der Geburt eines Prinzen die Trübung seines Wesens, der verfrühte Tod seines Vaters, seine übereilte Heraufkunft und alles, was durch sie die Sicherheit von Millionen Menschen gefährdet hat.

Mackenzie erklärte nach der ersten kurzen Untersuchung das Leiden für gutartig, die Operation für gefährlich und überflüssig und verpflichtete sich gegen Victoria und die deutschen Ärzte, in den nächsten Tagen auch gegen andere Personen (L. 390), den Kronprinzen in sechs bis acht Wochen „bestimmt zu heilen, wenn er wie ein andrer Sterblicher mit ihm nach England in seine Klinik kommt". Daraufhin zog der Kranke seine Genehmigung zur Operation zurück. Die Herausnahme einzelner Gewebestücke durch den Engländer hatte Verletzungen im Kehlkopf zur Folge, die von den Deutschen auf Kunstfehler zurückgeführt wurden.

Die sichere Folge der unterlassenen Operation war Ausbreitung des Krebses und Tod nach Ablauf eines Jahres. Die Folge rechtzeitiger Operation war mit großer Wahrscheinlichkeit Rettung für Jahre, vielleicht für Jahrzehnte, war somit ein anderer Mann auf Preußens Thron und mit ihm eine andere Politik. In ihren amtlichen Erklärungen vor der Nation schrieben später, nach dem Tode des Kranken, zwei Ärzte:

Professor Gerhardt: „Keine Statistik kann die ganze Wahrscheinlichkeit dauernd günstigen Erfolges wiedergeben, die in diesem Falle bestand. Denn in keinem andern war die Krankheit so früh, ich möchte sagen im Keime, erkannt. Die Körperbeschaffenheit des hohen Herrn war die denkbar kräftigste, alle Hilfsmittel standen zur Verfügung.“ Professor Bergmann: „Die Operation, die wir vorschlugen, war nicht gefährlicher als der Luftröhrenschnitt, dem ohnehin, wenn unsere Krebsdiagnose richtig war, der Kronprinz doch dereinst ganz bestimmt verfallen mußte. Wir schlugen also nicht mehr vor, als was für ihn einmal unvermeidlich war.“

Damals schrieb Bismarck, unverkennbaren Stiles Autor eines Artikels in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung: Mackenzie erkläre soeben, auch er habe die Krankheit damals gleich richtig erkannt, der Kronprinz aber habe ihm anvertraut, er wolle sich nicht für unheilbar erklären lassen, sondern aus höheren moralischen und praktischen Gründen kurze Zeit regieren. Eine Fälschung! Kein Staats- oder Hausgesetz existiere, wonach unheilbare Krankheit die Thronfolge Preußens ausschlösse. „Dagegen hat er keine Zweifel darüber gelassen, daß er die Regierung nicht antreten würde, wenn es außer Zweifel stünde, daß er vom Krebs unheilbar befallen sei; dies entsprach seiner vornehmen und selbstlosen Denkungsweise. Da sie bekannt war, so wurde es Aufgabe derjenigen, welche den Kaiser Friedrich aus für uns nicht kontrollierbaren Beweggründen auch bei vorhandener Regierungsunfähigkeit auf den Thron bringen wollten, den hohen Herrn über seinen Zustand zu täuschen. Es ist nun festgestellt, daß ein unbedeutender englischer Arzt von radikalpolitischer Gesinnung sich herausgenommen hat, den Geheimen Kabinettsrat zu spielen und bestimmend in die Geschichte der deutschen Nation eingreifen zu wollen.“

Mit dieser halbamtlichen Erklärung hat Bismarck seiner alten Feindin Victoria vor aller Welt nicht weniger als die

mittelbare Veranlassung des vorzeitigen Todes ihres Gatten vorgeworfen: sie wollte, deutet er an, lieber Kaiserin-Witwe als die Frau eines krebsleidenden, abgedankten Prinzen sein. Ihr Charakter und ihre Haltung während der Krankheit machen jedenfalls die Fahrlässigkeit ihres Vorgehens wahrscheinlich. Freilich wurde sie auch von drüben gedrängt, und Bismarck selbst erzählt von unkontrollierbaren englischen Einwirkungen, nach denen man den Kronprinzen regierungsfähig erhalten müsse, weil seine russenfeindlichen Anschauungen für England unschätzbar seien (L. 97). Auch ist man Victoria zur Beurteilung schuldig, daß sie ja keine Tigerin, vielmehr eine fühlende, liebreiche Frau und darum zu der Hoffnung berechtigt war, den Gatten vielleicht dennoch zu retten.

Vor Gericht würden sie die Indizien wegen Leichtsinns belasten. Da wird ein nicht hervorragender Arzt aus ihrer Heimat hergeholt, weil sie einen Mißgriff der Natur den Ärzten des fremden Landes vorwarf. Oder wollte sie aus Neigung und Mitgefühl dem Gatten sein Schicksal verheimlichen? Dann mußte sie vor dem Gutachten der deutschen Ärzte versuchen, ihnen das tödliche Wort abzuschneiden: schon dieser Versuch, obwohl zum Mißlingen verurteilt, hätte genügt, sie vor der Nachwelt zu retten. Sprach der Engländer die Wahrheit, so hätte damals der Kronprinz zum erstenmal eine Entscheidung allein und heimlich gefällt und seiner Gefährtin eben das verschwiegen, worum ihr gemeinsames Hoffen seit dreißig Jahren kreiste. Da sich der Doktor aber „Vertrauensmann beider Herrschaften" nannte, um wieviel wahrscheinlicher war er dann der ihrige, die den Landsmann schon in London instruieren lassen, ihn in Potsdam zuerst sprechen, ihre Wünsche wissen, mindestens merken lassen konnte! Und hatte sie nicht wirklich den eignen Sohn zu fürchten, wenn er, den sie so lange moralisch mißhandelt hatte, vor ihr zur Macht gelangte?

Auch der Verlauf der Ereignisse stützt Bismarcks Anklage.

Dies ganze Jahr lang hielt Victoria die Fiktion aufrecht, der Kronprinz ist nur leicht erkrankt, es geht ihm besser, bald wird er gesund, nicht bloß durch eine Masse von Depeschen und Protesten vor der Welt, die zu täuschen man wohl politische Gründe haben konnte, vor ihren eignen Freunden und Kindern spielte sie dreizehn Monate lang diese Rolle, während der Gatte an ihrer Seite hinlosch. Gleich nach dem verhängnisvollen Entschluß im Juni kam das Jubiläum ihrer Mutter heran. Dort sollte sie fehlen? In solchem Glanze sollte ihr Sohn sich sonnen? Und gegen den Rat ihrer Vertrauten nötigt Victoria den leidenden, schon fast stimmlosen Gatten, im Londoner Festzuge sich hoch zu Roß zu zeigen, um alle Gerüchte niederzuschlagen.

Auf dieser englischen Reise hatte Mackenzie eine dauernde Beobachtung des Kranken durch Professor Gerhardt abgelehnt, das Wachsen der Geschwulst dem Kranken und den Ärzten verheimlicht: „Wer das Fortbleiben Gerhardts bewirkt hat, trägt die Verantwortung für die verhängnisvolle Wendung der Sache", sagt Bergmann (dessen Dokumenten in Buchholtz' Biographie wir hier folgen). Darauf verhindert die englische Partei des Kronprinzen Rückkehr nach Berlin, man reist ohne deutsche Autoritäten von einem Bad zum andern; doch wenn man die vorbildliche Pflege durch Victoria in all dieser Zeit betrachtet, so glaubt man wieder, daß sie den Krebs bei ihrem Gatten wirklich für unmöglich hielt.

Anfang November: plötzliche Wendung zum Schlechten, Reise nach San Remo, entschiedene Stellungnahme der Ärzte, Mitteilung im Reichsanzeiger, daß der Thronfolger an Krebs erkrankt, Operation jedoch nicht beschlossen sei, da sie der Kranke nicht wolle und da es wahrscheinlich auch zu spät dafür sei. „Prinz Wilhelm ist mit der Stellvertretung betraut."

Von diesem Tag an spannen sich alle Nerven des Prinzen. Jetzt ist er faktisch Kronprinz und darf den Hintritt eines

neunzigjährigen und eines tödlich erkrankten Vorgängers in Kürze erwarten. Zu um so heftigeren Graden steigt jetzt der Haß der Eltern gegen den Sohn. Dreißig Jahre zu warten – und nun dem Nichts entgegen! Und dieser unreife Knabe soll die vergebens ersehnte Macht wie ein Spaziergänger empfangen, ohne Geduld und Kämpfe? Sein Stellvertreter? Er selber also gilt schon für tot! „Ich bin doch nicht blödsinnig oder undispositionsfähig“, ruft der Kranke aus, als er seine Ersetzung erfährt.

Bald aber kehrt er zu seinem Schicksal zurück, denkt an den Tod und an Gott. Geduld, ein Leben lang von ihm geübt, beschließt er nun auch am bittern Ende zu bewahren, und als ein paar Tage nach jener Nachricht sein ältester Sohn in San Remo erscheint, die Mutter auf der Treppe ihn abweisen will, erblickt er den Vater lächelnd auf der Terrasse (L. 402). Von nun an, in seinen letzten Monaten, sieht man den alten Stolz des Kronprinzen nur noch wenige Male aufleuchten.

Victoria dagegen spannt ihre Nerven genau wie ihr Sohn. „Die Zustände sind haarsträubend“, erzählt der Prinz nach Rückkehr; die Mutter bezeichne die deutschen Ärzte als Schwindler und suche sie wegzudrängen, „mich hat sie behandelt wie einen Hund“ (W. 333). Ein hoher Offizier, der von San Remo kommt, schildert sie vor Waldersee als „nahezu wahnsinnig. Man glaubt sogar, sie intrigiere mit den Orléans gegen Berlin“. Nach Hause aber schreibt sie vom Weihnachtsfeste: „Wir waren sehr vergnügt, hatten auch keine Veranlassung traurig zu sein, denn deinem Vater geht es gut. Das einzig Traurige ist, daß deine Großeltern so alt sind.“ (E. 155). Mit welcher Kälte sind diese Worte gesetzt! Was muß der junge Sohn, der sie empört seinem Freunde zeigt, vom Gefühlsleben der Frauen denken, wenn er von seiner Mutter Hand solche Zeilen liest!

Nicht anders in Berlin. Während das Volk aufgefordert

wird, für die Gesundheit des Thronfolgers zu beten, tanzt die Gesellschaft jeden Abend. Eulenburg nennt die allgemeine Bestürzung über die Wendung der Krankheit ungeheuer, aber „das lukullische Mahl" bei Borchardt, bei dem die Unterhaltung sich nur um das Leiden und um die Schuld Victorias drehte, habe „von 7 bis 12 gedauert". Auch Victoria, die Tochter, durchtanzt die halben Nächte und erklärt, „es ist alles nur Pimpelei von Papa".

Nur der uralte Kaiser kann nicht mehr schlafen. Über den Sohn spricht er nie, aber er denkt an ihn, fühlt sich um seine natürliche Stütze gebracht, und da er eben den Besuch des Zaren erwartet, wiederholt er sich nachts die Sätze, die er ihm sagen soll und will. „Ein Traum, wonach der Zar, von niemand empfangen, auf dem Bahnhof gestanden hat, ängstigt ihn so, daß er ihn öfters erzählt" (E. 146). Wo ist mein Sohn? denkt der Greis. Wer wird mich vertreten? fragt sein neunzigjähriges Pflichtgefühl. Denn er weiß, die Zeiten sind sehr ernst, wieder liegen Krieg und Frieden auf der Wage.

Gegen Weihnachten bringt Bismarck den Prinzen zum erstenmal in die Beratung mit. Im Kreise um den 90jährigen Kaiser sitzt Moltke 87, Bismarck 72, Albedyll 63, Waldersee 56jährig, daneben Prinz Wilhelm, schmächtig, unruhig, ein Jüngling, dem morgen alle Macht zufallen kann. In der aufs neue gespannten Lage will der Kaiser seine Berater über einen Zwei-Fronten-Krieg hören, fängt an von alten Zeiten zu sprechen und wie ungern er gegen den Zaren das Schwert ziehen würde: „Ich habe ihm gesagt: Wenn Sie mit Frankreich verbündet gegen uns Krieg führen wollten, so wären Sie die stärkeren und könnten uns vernichten. Aber, glauben Sie mir, das würde Europa nicht dulden."

Mit stummem Schrecken hört der Kreis diese gefährlichen Wahrheiten seines obersten Kriegsherrn, man berechnet die Wirkung solcher Worte am Zarenhofe, wo man doch Angst vor Preußen haben soll. „Mir lief es eiskalt über den Rücken",

schreibt Waldersee. Im übrigen erklärt der Alte, wenn es doch losgeht, so will er an die Westfront. Die Herren unter Achtzig denken: welche Absurdität! „Mobilmachung mit einem 90jährigen Kaiser, einem todkranken Kronprinzen und einem 87jährigen Feldmarschall" (W. 345).

Den Prinzen behandelt der Kaiser „als ein Kind" (E. 155) und ermahnt ihn, ja nicht über den Vortrag zu sprechen. Was lernt der Prinz aus dieser Konferenz?

II

Bei Ausbruch der Krankheit hat er begonnen, fieberhaft nachzudenken; Trommeln hört er von ferne nahen, die Trommeln der Macht. Dem Freunde, der bei ihm wohnt, hat er schon damals, Anfang Juni, sein Herz aufgeschlossen; nachdem er Philis Balladen gelauscht hat, begleitet er ihn „in sein entzückendes Schlafzimmer", wie der weiblich empfindende Eulenburg es nennt, erklärt das Urteil der deutschen Ärzte für richtig, spricht „mit Ernst, aber ohne jede Wärme. Der Vater ist ihm immer der fremde Mann, die Mutter die dem Vaterland feindliche Engländerin, und das Erbteil dieser Mutter, der feste, unbeugsame Wille, lehnt sich nun in tiefster Vaterlandsliebe gegen die auf, der er dieses kräftige Empfinden verdankt. Ich sagte dem Prinzen, daß der Gedanke mich erschrecke, ich hielte es für unendlich schwer, als ein so junger Mensch dem großen alten Kaiser zu folgen. Der Prinz schwieg. Er steht immer auf dem Standpunkt .. daß die Regierung des Kronprinzen, d. h. der Kronprinzessin, das Verderben des Vaterlandes bedeutet."

Dann, an jenem Novemberabend, an dem er von San Remo zurückkehrt, spricht er dem Freunde sehr erregt von der Regentschaftsfrage, und als sein Bruder Heinrich, ganz Mutters Partei, ihm heftig entgegnet, ruft Prinz Wilhelm aus: „Es ist übrigens sehr fraglich, ob ein Mann, der nicht

sprechen kann, überhaupt König von Preußen werden darf!" (E. 147). Dem Freunde vertraut er: „Ich bin jeden Augenblick bereit, ich habe alles überlegt, was ich tun werde, im entscheidenden Augenblick ist Überlegung nicht mehr möglich, vorher muß alles fertig sein!" Und als ihm Eulenburg in seinem alten Schloß auf einem Wandschirm die Völker als Ströme zeigt, von der Antike bis zu Napoleon, blickt Wilhelm nur immer auf den kleinen Strom, der Preußen darstellt, dann sagt er: „Und hier wird es ganz groß werden!" (E. 138). Zugleich sagt er zu Puttkammer auf der Jagd: „Wenn ich einmal drankomme, werde ich keine Juden in der Presse dulden," und, als der Minister auf die Gewerbeordnung hinweist: „Dann schaffen wir diese Gewerbeordnung ab!" (L. 410).

Wie's wieder brodelt, wieder glüht! Wie sich die kalte Ungeduld nicht zähmen, den Tod zweier Väter nicht erwarten kann! Kenntnislos in den Rechten der Staatsbürger wie in den internationalen Aussichten, und doch im festen Glauben an seine Bestimmung, dem Lande zu nutzen, beseelt von gutem Willen, doch viel zu früh zur Macht berufen – und beinah rührend, wie er, ein Knabe, vor der Weltgeschichte steht, auf Preußen starrend: „Und hier wird es ganz groß werden!"

Doch schon beginnen Alle, die ihm begegnen, ihn zu verderben. Vertraulich betonen, wie Lucius schreibt, „alle Beobachter immer seine mangelnde Reife, was allerdings im Alter von 29 auffällig". Ihm selber aber und seinen Vertrauten, die es ihm wiedersagen sollen, rühmt nun plötzlich jeder laut seinen „festen Charakter und wieviel er für die Zukunft verspräche . . Dieselben Leute, die gegen den Prinzen intrigierten, sehen, daß er jetzt bald Kaiser werden kann, und wollen sich nun gern gut plazieren" (W. 327).

Zu früh wird auch sein militärischer Rang durch die drohende Krisis erhöht: Weihnachten hat es der alte Herr

noch abgelehnt, den Enkel zu befördern, dann gibt er nach und macht ihn am 29. Geburtstage zum General. Daß die Ordre von Mißtrauen erfüllt ist, sieht der Prinz nicht, er sieht nur, wie weit er es so jung gebracht hat, und fängt an, sich Fähigkeiten zu suggerieren, auf die er die Beförderung zurückführt.

Der Herzensfreund tut nichts, um ihn aufzuklären, tut alles, um ihn durch Schmeichelei nur rascher zu verderben, denn gerade seine Briefe liest der Prinz mit einer Art von Andacht. Da kann er denn lesen, wie Eulenburgs Kinder zum Vater sagten, „wie wunderschön" der Prinz in Uniform ausgesehen, und wie der Freund ihm im Tone einer Geliebten schreibt, beim Neujahrsempfang in München, inmitten kalter Hofleute habe er nur „an Potsdam gedacht, an unsere Schlittenfahrten, an unser vertrautes Zusammensein, und ein Gefühl so tiefer Freundschaft kam über mich, daß ich plötzlich allen Glanz um mich wie eine unerträgliche Qual empfand. Wie stehe ich Ihnen menschlich so nahe – und wie quält mich der Gedanke, daß die Kluft, die uns gesellschaftlich trennt und die unsere Freundschaft überbrückt, mit der Kaiserkrone immer weiter, immer tiefer werden muß!"

Dem Tone muß man lauschen, dieser süßen Schäferstimme, die der Vielgewandte so fein zu affektieren weiß wie zynische Witze in Gesellschaft älterer Herren, immer wohlstilisiert, denn alle diese Briefe, die er nach Jahrzehnten für seine Erinnerungen aussucht, sind sehr vertraulich und schon darum handschriftlich, ohne Kopie geschrieben; er zitiert sie nach den Entwürfen, die er aufgehoben. Dazwischen berät er den Freund in weltpolitischen Perspektiven, die seine klugen Finger stets in träumerische Stimmungen und Kunstnachrichten so einbauen, daß sie den ungeduldigen Leser nicht ermüden.

Daß er zugleich auf sein Fortkommen bedacht ist, könnte man ihm so sehr nicht übelnehmen, gäbe er nicht unab-

lässig vor, Stellung und Welt zu verachten: „Ich erzähle“, schreibt er bei Ernennung zum Legationsrat, „dieses nur ganz freundschaftlich Eurer Königlichen Hoheit, weil ich weiß, daß es Ihnen Freude machen wird, daraus zu ersehen, daß ich mir eine Stellung erworben habe, die es mir ermöglicht, meinem geliebten König und dem Vaterlande nützlich sein zu können – und das ist mir der beste Lohn.“ Worauf ihn der Freund zum Gesandten befördert.

So ist der Mann beschaffen, von dem Wilhelm um diese Zeit zu Hinzpeter sagt: „Mein Busenfreund Eulenburg, der einzige, den ich habe!“ (E. 2, 46). Ringsum ist niemand, der den Prinzen leitet, berät, ihn auch nur warnen würde.

Nur Einer bleibt unbestechlich, ihm sucht er vergebens zu imponieren. Als Eulenburg mit unruhvollen Gefühlen am Tage nach der Première seines romantischen Dramas zum Prinzen kommt, findet er ihn, der alles schon jetzt, November 87, vorbereiten will, über dem Entwurf einer Proklamation an die deutschen Fürsten zum Tage seiner Thronbesteigung; anstatt dies Schriftstück zu verhindern, redigiert er es, nach seiner eignen Erzählung, für seinen Freund. Der schickt es an Bismarck:

„E. D. erlaube ich mir anbei ein Schriftstück zu übersenden, welches ich im Hinblick auf die nicht unmögliche Eventualität eines baldigen oder überraschenden Hinscheidens des Kaisers und meines Vaters verfaßt habe . . Es ist ein kurzer Erlaß an meine künftigen Kollegen, die deutschen Reichsfürsten.“ Da es diesen sauer ankommen würde, unter einen so jungen Herrn zu treten, müsse man ihnen keine Zeit zum Grübeln lassen. „Daher ist mein Gedanke, daß . . an jeder Gesandtschaft diese Proklamation versiegelt deponiert und im Falle meines Regierungs-Antrittes sogleich durch die Gesandten den betreffenden Fürsten übergeben werde.“ Er hoffe, daß „die alten Onkels dem lieben jungen Neffen nicht Knüppel zwischen die Beine stecken . . Mir

wird es leicht werden, per Neffe zum Onkel mit diesen Herren, sie durch kleine Gefälligkeiten zu kirren. Habe ich sie erst von meinem Wesen und Art überzeugt und in die Hand mir gespielt, nun, dann parieren sie mir um so lieber. Denn pariert muß werden!"

Dies ist der erste staatspolitische Einfall des Prinzen Wilhelm, zugleich das erste Dokument, das Eulenburg begutachtet und stilisiert hat. Niemand weiß, welche Zynismen Bismarck seinem Sohne gesagt haben mag, als er so takt- und kenntnislose Zeilen las. Sie kamen nicht allein.

Rasch folgte ihnen ein zweites Schreiben zur Erklärung gewisser sozialer Bestrebungen des Prinzen, die Bismarck ihm zu bekämpfen scheint: „Meine hohe, warme Verehrung und die herzliche Anhänglichkeit, die ich für E. D. hege – ich ließe mir stückweise ein Glied nach dem andern für Sie abhauen, eher, als daß ich etwas unternähme, was Ihnen Schwierigkeiten machen . . würde –, sollte, mein' ich, Bürge sein." Sollte es zum Kriege kommen, so „mögen Sie nicht vergessen, daß hier eine Hand und ein Schwert bereit sind, von einem Manne, der sich wohl bewußt ist, daß Friedrich der Große sein Ahnherr ist . . und der seine zehn Jahre militärischer Ausbildung nicht umsonst hart gearbeitet hat! Im übrigen Allerwege guet Zollere. In treuester Freundschaft Wilhelm, Prinz von Preußen."

Der Alte schmunzelt. Je mehr die Superlative der Verehrung sich häufen, um so schlechter, so fühlt er, ist des Prinzen Gewissen. Wird er ihn nun durch Artigkeiten zu gewinnen trachten? Sechs Wochen läßt er sich Zeit, um beide Briefe zugleich eigenhändig zu beantworten, denn „meine Hand leistet mir den Schreibedienst nicht mehr so leicht wie früher. Außerdem müßte ich . . ein historisch politisches Werk (als Antwort) schreiben." Den Aufruf an die Fürsten schickt er zurück „und möchte ehrerbietigst anheimgeben, ihn ohne Aufschub zu verbrennen . . Schon das einzige

existierende Exemplar, welches ich hier sorgfältig unter Verschluß gehalten habe, kann in unrechte Hände fallen.“ Um wieviel gefährlicher seien einige Zwanzig! Was würden die Fürsten später sagen, wenn sie erfahren, die Proklamation sei bei Lebzeiten regierender Herren verfaßt und bereit gehalten worden. Übrigens möge er ihre verfassungsmäßigen Rechte schützen. „Die festeste Stütze suche ich aber . . in einem Königtum, dessen Träger entschlossen ist, nicht nur in ruhigen Zeiten arbeitsam mitzuwirken an den Regierungsgeschäften des Landes, sondern auch in kritischen lieber mit dem Degen in der Faust auf den Stufen des Thrones für sein Recht kämpfend zu fallen als zu weichen.“ Dann widerrät er ihm mit Ironie jede Teilnahme an christlich sozialen Bestrebungen und endigt mit einem kalten Dank für das „huldreiche Vertrauen“.

Da sitzt der Alte in seinem Zimmer zu Friedrichsruh, es ist Januar, der Raum überheizt, die steile Feder muß er selber führen, um an den Erben seines Herrn einen Brief von acht Druckseiten zu schreiben, den er nicht einmal dem Sohne diktieren durfte. Und wie er sitzt, steigt's vor ihm auf in großer Vision, vor Leichtsinn und Arbeitsscheu warnt er den Prinzen, und plötzlich sieht er ihn in schwererer Krisis vor sich, in einer ungewissen, vielleicht sehr fernen Zukunft, in seinen Rechten, auf seinem Throne selbst bedroht, und ruft ihm zu, er möge lieber kämpfend fallen als weichen! Dunkle Worte, geschrieben vom 73jährigen Bismarck an Wilhelm den Zweiten, dicht vor seiner Thronbesteigung, Anno Domini 1888. Wie wird es wirken?

Statt zu lauschen, bricht der Prinz plötzlich ab. In der sozialen Sache wolle er nachgeben, erwidert er, um jeden Verdacht zu zerstreuen. „Wenn nicht, dann wehe ihnen, wenn ich zu befehlen habe!“ Ein neuer Ton: plötzlich Fanfaren! Ein höfischer Schluß, Bewegung, Hackenschlag, jedoch verbunden mit einer Drohung, die sich auf das rasch

heranreifende Recht stützt, zu befehlen, damit die andern parieren.

Inzwischen ringt am Mittelmeer der Kranke nach Luft. Der alte Kaiser in Berlin hat Schwächeanfälle. Als am 9. Februar den Kronprinzen Erstickung bedroht und Mackenzie noch immer die Operation verweigert, hat endlich ein Adjutant den Mut, ihn anzufahren: „Wenn Sie nicht sofort Bramann herüberrufen (Bergmanns dort wartenden Assistenten), so werden Sie vor ein Kriegsgericht kommen!“ Nach leidenschaftlichen Kämpfen zwischen Bramann und der Kronprinzessin, setzt der Kranke den Luftröhrenschnitt durch, wobei Bramann zugleich operieren und chloroformieren muß, da Mackenzie, einer Ohnmacht nahe und, wie er später sagt, „während der Operation mehr tot als lebendig“ war.

Zwischen dem hinschwindenden Greise und seinem hinsiechenden Sohn beginnt der unsichtbare letzte Wettlauf. Victoria zittert, „im Volke zeigen sich bedenkliche Strömungen gegen sie“ (E. 146). Sie „scheint kaum mehr zurechnungsfähig, so fanatisch vertritt sie den Gedanken, ihr Gemahl sei nicht ernsthaft leidend“ (W. 365). Prinz Wilhelm ist außer sich, weil er allein unter allen Kindern nicht nach San Remo reisen darf; so reist er ohne Meldung, sieht sich behandelt wie im November, die Mutter fordert, er solle nach Rom weiterreisen, um des Vaters Wohlbefinden zu bekräftigen. Bismarck ruft ihn zurück.

„Was für Zustände würde es geben – so überlegt Waldersee in diesen Tagen –, wenn der Kaiser uns jetzt genommen werden sollte, die schlimmsten Wirren sind unvermeidlich! Der Kronprinz kann ja nicht regieren, wohl aber unter dem Drucke seiner leidenschaftlichen Frau noch Unheil genug anrichten. Und sie wird, gerade weil sie weiß, daß ihr Regiment nur von kurzer Dauer ist, .. ihre Zukunft sicherzustellen versuchen. Es fragt sich, wie weit Prinz Wilhelm dies geschehen läßt.“ Wenige Tage darauf tritt das Gefürchtete ein.

In seinem kleinen Zimmer liegt der Greis auf dem alten Feldbett, mit weißer Jacke, rotem Halstuch, die Kaiserin hat sich neben sein Bett rollen lassen, Verwandte, Intime füllen den engen Raum, Prinz Wilhelm steht dabei.

Der Kaiser stirbt als Soldat. Am letzten Lebenstage kreist die Phantasie nur noch um Kriege, künftige und vergangene. „Ich scheue den Krieg nicht, wenn ich dazu genötigt werde", sagt er vor sich hin. Es scheint, er spricht mit dem Zaren: „Ich hoffe, daß er nicht wortbrüchig wird." Wiederholt hört man ihn über den Krieg nach zwei Fronten reden, dann über die Vierten Bataillone und über Taktik der Franzosen. Jetzt gleitet sein Geist in den Französischen Krieg zurück, doch nicht in den letzten, der ist ja kaum zwanzig Jahre vorüber: in die Befreiungskriege ist er heimgekehrt „und dabei ist er auch geblieben. Viele Namen von Offizieren aus jener Zeit hat er genannt, die mit ihm in Verbindung gestanden haben" (W. 269).

Als Bismarck ihm die Ordre über Schluß des Reichstags reicht und sagt, sein W genüge, erwidert er im alten Dienstgefühl: „Ich werde den ganzen Namen zeichnen", doch glückt es ihm nicht mehr ganz. Plötzlich aber hält er den Kanzler, der sich dicht an sein Ohr beugt, für seinen Enkel, spricht ihn als Prinz Wilhelm an und sagt: „Ich bin immer mit dir zufrieden gewesen. Du hast alles gut gemacht."

Mit dieser ergreifenden Verwechslung zugunsten seines Enkels schließt das Leben Wilhelms des Ersten.

III

„In tiefer Betrübnis über den Tod meines Vaters, bei dem es nicht mir, aber dir vergönnt war, zugegen zu sein, spreche ich bei der Thronbesteigung die feste Zuversicht aus, daß du in Treue und Gehorsam allen ein Beispiel sein wirst."

Mit diesem drohenden Ruf nach Berlin beginnt der Ster-

bende in Italien seine Regierung als Deutscher Kaiser. Zugleich verkündet er, der jetzige Kronprinz sei zu seiner Stellvertretung nicht mehr berufen, das Staatsministerium solle ihn nötigenfalls vertreten. Erst Bismarcks Antwort zeigt ihm, daß er in seinem Haß gegen den Sohn hiermit verfassungswidrig handeln würde. Am dritten Tag empfängt er auf der Heimfahrt in Leipzig Kanzler und Minister, alles geht leise vor sich, Konversation schriftlich; der Einzug in Berlin, von dem er so lange geträumt, stumm wie er selber, und hinter der Leiche seines Vaters auf stundenlangem Wege schreitet nicht er, sondern, allein vor allen Fürsten, sein Sohn, der wahre Erbe. Mit seinem starken Sinn für Allegorie und Gestus empfindet Wilhelm, jetzt Kronprinz, diesen Weg durch den Tiergarten, quer durch dies wortlos grüßende Volk als ein Gleichnis direkter Nachfolgeschaft. Erst draußen in Charlottenburg grüßt durchs geschlossene Fenster der Sohn den toten Vater, der Enkel den sterbenden Sohn.

In einem kleinen Saal nimmt Kaiser Friedrich die Eidesleistung der Nächsten entgegen, der Oberhofmarschall läßt sich auf ein Knie nieder, die Minister küssen dem neuen Herrn die Hand, auch Bismarck. Vor dem König von Preußen schweigt sein Stolz, nur vor diesem. Patinierte Begriffe eines uralten Lehnsgefühls, unverrückbar in ihn gepflanzt, zwingen ihm jetzt diesen Handkuß ab, der seinem ganzen Wesen zu widersprechen scheint; sein Selbstgefühl ist gar nicht touchiert, er fühlt sich als Ritter. Sein alter Herr freilich fing ihn in den Armen auf, als der Kanzler am 70. Geburtstage seine Hand küssen wollte; der heutige läßt es geschehen und genießt vielleicht diesen Scheinsieg über seinen alten Feind mit den letzten Vibrationen einer schwindenden Lebenskraft.

Aber von Kampf ist keine Rede mehr, verlöschen fühlt er sich und läßt den Diktator an seiner Macht, ja, er will ihn erhöhen, denn seine Gedanken sind ganz auf formale Dinge

beschränkt. Einer der ersten Befehle: Abschaffung der Epauletten nach englischem Muster, eine der ersten Fragen: welches Bild wird für die neuen Münzen verwendet?. Und als er erfährt, vor Pfingsten würden sie nicht fertig, schlägt er, wie Lucius beobachtet, mit schmerzlichem Ausdruck die Hände zusammen, als ob er dies nicht mehr erlebte. Die ersten Wünsche dieses Liberalen sind: Freiherrn, Grafen und Fürsten zu machen, so daß Bismarck ironisiert: „Um den Haß zwischen Bürgertum und Adel abzustellen, sollte der Kaiser sein ganzes Volk adeln." Als der Fürst aber selber zum Herzog, Herbert zum Prinzen gemacht werden soll, bittet er dringend, dies zu unterlassen und begründet nachher die Ablehnung mit seinem ganzen Zynismus: „Ja, wenn ich zwei Millionen Taler hätte, ließ ich mich selbst zum Papste machen!"

Außer diesen Spielen der Macht fehlt dem Kaiser die Kraft, sich durchzusetzen. Dem Minister Friedberg, geborenem Juden, gibt er den Schwarzen Adler, aber das Sozialistengesetz unterschreibt er nach anfänglicher Weigerung doch und gibt auch in einer europäischen Frage nach. Denn als er, nach dem alten englischen Plane, den Battenberger Prinzen zur Verlobung seiner Tochter kommen lassen will, wünscht Bismarck, der gerade jetzt keine Differenz mit Rußland leiden darf, die Sache aufgeschoben. Der lebensmüde Mann gab zunächst nach, „eine furchtbare Szene zwischen Kaiser und Kaiserin war die Folge" (W. 382).

So voll von Haß und Kämpfen, so dumpf erschüttert vibriert das Leben dieser Familie, die Jugend Wilhelms des Zweiten.

Aber dem alten Zauberer gelingt es jetzt, seine Todfeindin zu gewinnen, zu beherrschen. „Ich verkehre", sagt er zu Lucius, „mit der Kaiserin Friedrich wie ein verliebter Greis," das heißt, er steckt der aufgeregten Frau so viel Geld zu, daß sie ihm nicht widerspricht. Gleich die ersten Tage nach ihrer

Kaiserin Viktoria

kaiserlichen Heimkehr sind von Verhandlungen bewegt: zuerst stellt sie „wegen ihres Wittums exorbitante Forderungen“ (W. 375), denn sie ist ergrimmt, weil der alte Kaiser die Enkel, nicht aber die Enkelinnen im Testament bedacht, und vollends weil er sein ganzes Vermögen, 22 ersparte Millionen, durch ein Fideikommiß der Familie erhalten, also unangreifbar gemacht hat. Alles ist außer sich, alles ratlos. Bismarck findet den Ausweg: im Testamente sei nicht von Fideikommiß, nur von einem „Krontresor“ die Rede, dem das Vermögen zufalle. Rechtsgutachten: also gehört es dem Sohn zur freien Verfügung. Dieser vermacht es sofort zu gleichen Teilen Frau und Kindern (W. 403). Mit diesen 11 Millionen, die Bismarck durch anders auslegende Gutachten Victoria auch hätte entziehen können, hat er ihre Widerstände gebrochen.

So war sie gesichert. Geehrt war sie weniger, von Krönung konnte nicht die Rede sein, darum zog die Engländerin eine altpreußische Sitte hervor: die Frauencour, die sie allein abhält, nur um einmal im Leben auf dem Throne die Huldigung der ersten Männer und Frauen auszuschlürfen. Waldersee „stand unmittelbar am Thron, als sie kam . . Sie versuchte eine stolze Haltung zu gewinnen, riß den Kopf hintenüber und nahm die beiden Stufen nicht langsam, sondern halb springend. Trotz des schwarzen Schleiers konnte ich seitwärts doch ab und zu vom Gesicht etwas lesen und hatte den Eindruck, daß sie sich an dem Anblick weidete.“

Bismarck läßt sie gewähren. Obwohl er des Kaisers Geduld bewundert und auf die Roheit der englischen Ärzte und Pfleger schimpft, die ihn beim Wechseln der Halskanüle unnötig quälen, greift er nicht ein. „Wenn alles wahr und nicht übertrieben ist, was man mir erzählt, so müßte man den Staatsanwalt (gegen die Kaiserin) schicken, um den Kaiser zu schützen“ (Ho. 430). Durch Wein und andere Mittel läßt sie ihn zu Repräsentationen stärken, nachher fällt er

zusammen; als man dem Schweratmenden ein Zelt als Aufenthalt vorschreibt, läßt sie ihn warten, bis ein englisches von drüben kommt. Als Mackenzie, der auf seiner eignen Kanüle bestand, im April eines Tages Bergmann angstvoll nach Potsdam ruft, findet er den Kaiser im Ersticken. „In wenigen Minuten war die Gefahr durch Einführung der mitgebrachten Kanüle beseitigt." Gegen den Wunsch der Ärzte zwingt Victoria den Kranken um diese Zeit zu einer Fahrt nach Berlin, schließlich muß er drei Wochen vor dem Tode in Charlottenburg an einer Hochzeit teilnehmen, wobei in der Kapelle die zunächst Sitzenden seine Atemnot sehen und hören. „Beim Stehen war die Haltung forciert stramm, . . dann verließ der Kaiser mit drei großen Schritten die Kapelle. Etwa eine Viertelstunde später sah die Gesellschaft ihn auf einem Rollstuhl vorüberfahren, . . er war in Zivil und völlig zusammengesunken."

In diesen Hundert Tagen ist die Feindschaft gegen den Sohn noch gestiegen; zugleich hat gerade dadurch seine Stellung sich befestigt. Als in den ersten Wochen seine Wiedereinsetzung als Stellvertreter besprochen wird, scheitert der Versuch, „weil sichtlich der Wunsch erkennbar ist, den Sohn zu mißhandeln" (W. 372). Wie nun aber der Vater, den der Sohn fast nie sehen darf, in seiner Ohnmacht doch kapitulieren muß, da fühlt sich der Erbe stark genug zu Bedingungen. Da die liberalen Kreise klein sind, die auf Friedrich rechneten, wächst allenthalben die Hoffnung auf den Kronprinzen, und der erfährt von dieser Stimmung nur zu viel (W. 402). Herrschsucht und Eigensinn der Mutter, die solche schon von ihrer Mutter geerbt hat, wirken im Sohne fort.

Nach allem, was er zu Hause erlitt, noch jetzt erleidet, kann niemand dem jungen Manne die ganze Kälte einer Erwartung verübeln, in der er, mit dem Vertrauten auf und ab gehend, nur konstatiert: „Es ist ganz gut gekommen, daß mein Vater

noch vor mir regiert hat," worauf er ausführlich von neuen Formen und Personalien spricht, genau wie kürzlich sein Vater; und als Waldersee, von soviel Kälte wunderlich berührt, ihm rät, den Segen seines Vaters zu erbitten, der in diesen Tagen schon als sterbend galt, sagt der Prinz: „Oh, den habe ich wohl .. Meine Mutter läßt mich aber nicht allein mit ihm" (W. 389).

Um diese Zeit hat er seiner Mutter selber gesagt: „Wäre Papa doch bei Wörth gefallen (vor 19 Jahren), das wäre glücklich gewesen!"

„Aber Wilhelm, rechnest du das Glück, das er die ganze Zeit über genossen, rechnest du mein, unser aller Glück so wenig?"

„Nein, es wäre doch besser so gewesen" (Dohme, Deutsche Revue 37, 84).

Liebevoll ist es nicht, aber verständlich von einem Prinzen, der in diesen zwanzig Jahren wenig Glück vom Vater erlebt hat und der zudem für den Tod anderer gern romantische Umstände wünschte.

Der Kranke erholt sich, aber der Thronfolger, die Macht immer in greifbarer Nähe, wird nun mit jedem Tage stolzer. Er hat Herbert Bismarck auf ¾1 Uhr ins Schloß bestellt; als dieser „2 Minuten nach ¾1 Uhr einfährt, fährt der Kronprinz grüßend an ihm vorüber" und hat hinterlassen, er müsse seine Husaren besichtigen, Exzellenz solle 5 Uhr 10 Minuten auf dem Potsdamer Bahnhof sein. Für den Vortrag hätte er höchstens 3 Minuten gehabt. Dann, auf dem Bahnhof, zu Herbert: „Ich habe keine Zeit, Akten zu lesen". Herbert ist nicht nur Staatssekretär, seit Jahren ist er sein persönlicher Vertrauter; nie hätte früher der Prinz, der mit ihm manche halbe Nacht gezecht, ihn um Minuten abgewiesen. Jetzt, Stellvertreter des Kaisers, ergreift ihn sogleich Unsicherheit, er affektiert den vielbeschäftigten jungen Herrscher und fährt, anstatt es ihm wenigstens mit

zwei Worten zu erklären, absichtlich grüßend an ihm vorüber.

Auf dem Umweg über den Sohn will der Kronprinz auch gleich dem Vater winken, erklärt, er werde Bismarck keinen Eingriff in Sachen der Armee gestatten, „und ich glaube, daß der gute Herbert auf die Konservierung meiner Freundschaft einigen Wert legt“ (W. 375). Am Geburtstage des Kanzlers vergleicht er in seinem Toast die Lage mit der eines stürmenden Regimentes, „der Regimentskommandeur ist gefallen, der Nächste im Kommando reitet, obwohl schwer getroffen, kühn voran“. Darüber ist der Kranke außer sich und schreibt dem Sohn einen bösen Brief (W. 384).

Das alles war im April. Im Mai, als der Vater ganz hinsinkt, reckt sich der Sohn noch kräftiger auf, nun fängt er an, sich auch ins Auswärtige zu mischen: Bismarck hat ihn gereizt, denn da der Kronprinz nach Art des Großen Friedrich die Akten mit Marginalien zu bedecken beginnt, hat jener ihn ersucht, das zu unterlassen, da solche Stücke sekretiert werden müßten, wodurch der Geschäftsgang leide. Nun warnt der Kronprinz in einem ihm von Waldersee entworfenen amtlichen Schreiben den Kanzler vor Rußland:

„Freilich, hätte man damals in Versailles Frankreich seine Festungen und Flotte genommen, so drohte nicht heute doppelte Gefahr. „Das war“, fährt der Schreibende fort und erteilt dem Alten eine wohlabgemessene Zensur, „militärisch betrachtet falsch, politisch betrachtet jedoch .. in dem Moment richtig“; seitdem aber suchten die beiden Nachbarn über uns herzufallen. In dieser Mitteilung „liegt meines Erachtens eine durchaus erforderliche Hilfe für die Leitung auch der friedliebendsten Politik .. Wilhelm, Kronprinz des Deutsches Reiches und von Preußen.“ Über diese Unterschrift schreibt Bismarcks Bleistift mit großen Lettern die fünf apokryphen Worte: „Es wäre ein Unglück, wenn –.“

Hier klafft es schon. Der Kronprinz, nur Stellvertreter

in den laufenden Geschäften und weder in diesem Falle noch nach der Verfassung zum Eingriff berechtigt, kleidet seine Mitteilungen nicht mehr wie früher in verehrungsvoll private Anfragen, er bezeichnet die Hilfe als „erforderlich", der Alte aber glossiert die amtlich stolzierende Unterschrift mit einer dunklen Wendung, in der er alles enthüllt, was er zu verstecken scheint.

Unbekannt mit diesen Kämpfen schwindet der Kaiser dahin. Zwei Wochen vor dem Ende ist er mit Victoria in Potsdam nach ihrem alten Heim gezogen. Dort war er geboren, dort blühte ihre junge Ehe, und nun, am Ende seiner Bahn, ein abgemagerter Mann, stumm, mit kleinem Gesicht und fieberndem Atem, im Besitze einer Krone, die er zu lange erwartet hat und jetzt nicht mehr zu tragen vermag, nun tauft der Kaiser Friedrich das Neue Palais um in „Schloß Friedrichskron". Schon vorher war die alte Königin von England gekommen, sie wollte für ihre Tochter zum Rechten und nach ihren Rechten sehen, der Schwiegersohn schreibt ihr seinen Gruß aufs Papier, sie kümmert ihn wenig; er sitzt am Fenster und horcht hinüber nach den Menschenmassen, die das Schloßgitter umstehen. Immer wieder fragen seine Zettel nach den öffentlichen Berichten über sein Befinden; besonders rührt ihn, was die Franzosen teilnahmsvoll drucken lassen. Einmal läßt er sich seine Pferde in den Garten holen und versucht sie zu füttern.

Bis in die letzten Tage hält Victoria ihre Rolle inne, noch Ende Mai leugnet sie den Krebs. Zwei Tage vor dem Tode, als das Schloß und ganz Deutschland das Ende erwartet, haben Mutter und Sohn eine „heftige Szene": sie läßt ihn nicht zum Vater.

Am vorletzten Tag erscheint Bismarck im Schlosse, Victoria führt ihn zum Kaiser. Der erkennt beide und, mit einer letzten Anstrengung vereint er ihre Hände und drückt sie mit seinen beiden Händen fest. Zu wem in der Welt.

so fühlt der Sterbende, soll sie Vertrauen fassen? Das Leben ist aus, nun soll es auch die Feindschaft sein. Dieser hier ist der Mächtigste, trotz allem: auf ihn soll sie bauen. Kein Zeichen aber, daß er den Erben seiner Krone zu sehen, zu segnen, auch nur zu warnen wünsche. Bismarck ist der Letzte, den Friedrichs Bewußtsein aufnimmt, der Einzige, dem er die sehr geliebte Gattin anvertraut.

Kaum haben die beiden sein Zimmer verlassen, so sind sie die alten: Stahl gegen Stahl. Victoria erklärt, sie wolle ein Schloß am Rhein als Witwensitz, das müsse ihr Sohn gewähren. „Es soll aber ein Haus sein," fügt sie hinzu, während die letzten Atemzüge des Gatten durch die Türe dringen, „wo ich Wände einreißen und nach eignem Geschmack, ohne den Hausminister, bauen und wirtschaften kann". Bismarck seinerseits, obwohl selber ergriffen, sagt einem Vertrauten: „Ich kann jetzt keine Gefühlspolitik treiben" (Ho. 473). Er geht zum Kaiser von morgen, findet ihn „sehr verständig" und legt ihn auf seine eignen Grundsätze fest (L. 465). Während er all dies am nächsten Vormittag den versammelten Ministern mitteilt, kommt die Nachricht vom Ende.

IV

Seit vierundzwanzig Stunden war das Schloß – so schildert es als Augenzeuge Kaiser Friedrichs Freund, Robert Dohme (Deutsche Revue 37, 81) – von vorher nicht gesehenen Offizieren erfüllt, die Nachtquartier und Verpflegung verlangten, dann, einige Stunden vor dem Tode, gab der neue Hausmarschall bereits die Weisungen des neuen Gebieters aus: „Niemand im Schloß, auch kein Arzt darf nach außen korrespondieren . . Will einer der Ärzte das Schloß verlassen, so wird er verhaftet." Dohme fragt den schon beiseite geschobenen alten Hofmarschall, ob denn das Kodizill,

das die Erbschaft der Kaiserin enthält, ob vor allem die Anweisung der Summe für den gewünschten Landbesitz in sicheren Händen sei; „glücklicherweise hatte es Seckendorf auf seinem Schreibtisch, sonst wäre es zu spät gewesen".

Kaum war, nach elf, der Tod eingetreten, so verwandelte sich die Szene: es schien, ein König sei ermordet, sein Feind und Nachfolger habe alles vorbereitet, um von der neuen Herrschaft Besitz zu ergreifen. „Im Laufschritt hatten sich Abteilungen des Lehrbataillons dem Schlosse genähert, planmäßig wurden rings um die Sockelterrasse Posten mit geladenem Gewehr aufgestellt. Der Major von Natzmer, der bisher einer der Eindringlinge gewesen, hatte im Moment des Todes sein Pferd zur Hand und jagte um das Schloß herum, Ordres verteilend, die Posten revidierend. Plötzlich erschienen im Trab die Gardehusaren, Abteilungen legten sich vor alle äußeren Eingänge des Parkes, das Schloß war militärisch hermetisch verschlossen." Als auf Beschluß der Ärzte Virchow zur Sektion geladen werden soll und der Generalarzt die Depesche wegbringen will, ruft ihm an der Terrasse der Posten Zurück! zu, sonst würde er ihn verhaften. Wer das Schloß verlassen wollte, brauchte einen Geleitschein vom ersten Adjutanten des neuen Herrn, Telegramme sein Visum.

So war alles, waren auch Ärzte, Brüder, Schwestern, sogar die Mutter des neuen Kaisers, seine Gefangenen. Vergebens bittet die Mutter die junge Kaiserin um Hilfe, der Sohn, argwöhnisch, daß Staatspapiere schon seit Wochen nach London gegangen seien, bewacht die Festung, in deren Mitte der tote Kaiser liegt.

Weder für Priester noch für Sammlung war an diesem Tage Zeit. „Im Sterbezimmer . . keine Feierlichkeit, keine Weihe . . nichts erinnerte an Religion" (E. 169). Um Mutter und Großmutter anzuklagen, gestattet darauf der Sohn die

Sektion: sie bestätigt das deutsche Gutachten, das dreizehn Monate zurückliegt. Er selber geht mit Waldersee im Park auf und ab und bespricht wieder Personalien. Bald darauf erhält er ein versiegeltes Kuvert, das laut Bestimmung jedem König von Preußen beim Antritt übergeben werden muß: darin beschwört Friedrich Wilhelm IV. alle seine Nachfolger, die ihm gewaltsam abgerungene Verfassung schnellstens zu beseitigen. Der Kaiser verbrennt das Papier (Z. 104). Ist er so sehr von seiner Aufgabe durchdrungen, diese Verfassung zu schützen, daß er selbst seinen Nachfolgern den Wunsch des toten Königs unterschlägt?

Noch vor der Beerdigung vernichtet der Sohn einen Lieblingswunsch des Vaters. „Für den Fall,“ hatte dieser am 12. April in sein Testament geschrieben, „daß ich .. abberufen würde, will ich als meine ausschließliche Willensmeinung erklärt haben, daß ich mit der Vermählung Deiner zweiten Schwester mit dem .. Prinzen Alexander von Battenberg mich einverstanden erkläre. Ich lege es Dir als Kindespflicht auf, diesen meinen Wunsch, den Deine Schwester Victoria seit so vielen Jahren im Herzen trägt, auszuführen. .. Ich rechne darauf, daß Du Deine Pflicht als Sohn erfüllst, indem Du meinen Wunsch genau achtest und als Bruder Deiner Schwester Deine Hilfe nicht entziehst. Dein Dich liebender Vater.“ (Hartenau-Archiv, zitiert von Corti S. 336). Zwei Tage nach dem Ende des Vaters hob der Sohn die Verlobung nicht bloß auf, indem er sich auf Bismarcks Veto stützte, sondern er bezog sich in seinem Absagebriefe an Battenberg ausschließlich auf den „bisher von meinem hochseligen Herrn Großvater und Vater innegehabten Standpunkt“: nur, weil diese Ehe ein Herzenswunsch seiner Mutter war.

„Mit vorher nie gekannter Hast“ war das Begräbnis ins Werk gesetzt. Der Tote wird in seine Uniform gekleidet, fremde Fürsten werden nicht geladen, während man die Kapelle dekoriert, steht der Sarg wie eine Arbeitskiste

zwischen den Hämmernden. Bei der Beisetzung ist der kurze Weg zur Kirche von Truppen besetzt. „Die Truppen würdevoll, die Geistlichkeit lachend, schwatzend, Feldmarschall Blumenthal mit der Standarte über dem Rücken, hin und her torkelnd, sprechend, es war schauderhaft“ (E. 169).

Volk durfte nicht in die Nähe. Des Volkes gedenkt der neue Herr auch nicht in seinen ersten Proklamationen: am ersten Tag ergeht Befehl an die Armee und einer an die Marine, längst vorbereitet und nur durch Einschiebung der Todesstunde ergänzt, gehalten in einem etwas übermännlichen Ton und schließend: „So gehören wir zusammen – Ich und die Armee – so sind wir füreinander geboren, und so wollen wir unauflöslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein. Ihr werdet Mir jetzt den Eid der Treue und des Gehorsams schwören, und Ich gelobe, stets eingedenk zu sein, daß die Augen Meiner Vorfahren aus jener Welt auf mich herniedersehen, und daß Ich ihnen dermaleinst Rechenschaft über den Ruhm und die Ehre der Armee abzulegen haben werde.“

Das Ausland erschrickt: will der neue Herr Krieg anfangen, gewappneter kann er am ersten Tage seiner Regierung nicht erscheinen! Da schon seit einiger Zeit die Lage drohend ist, glossieren fremde Blätter diese Sätze in erregtem Tone. Aber der Kaiser dachte nicht an Krieg, als er dies schrieb; er dachte nur an die Garde, Offiziere, Generalstab, zum tausendsten Male fühlte er, und nun noch schärfer als früher, die Augen all seiner Soldaten auf sich gerichtet: ob da wohl ein kritischer Blick auf seinen Arm fiel, ob jemand merkte, wie er die Zügel hinübergleiten ließ, und darum faßt er sie lieber zu straff, die Zügel des Pferdes und der Regierung: schneidig, das ist der erste Eindruck, den sie haben sollen, wenn heut abend in hunderten von Klubs und Messen seine ersten Kaiserworte durchgesprochen,

wenn sie morgen früh beim Appell über zahllose Kasernenhöfe hallen werden.

Drei Tage später denkt er auch an sein Volk. Alle Aufrufe hat er „selbst geschrieben, alle fremden Vorschläge verworfen" (M. 142). Auch in dem Aufruf an sein Volk beginnt er mit dem Ruhm der Schlachten, den sich sein Vater erworben, doch er fährt fort: „Auf den Thron meiner Väter berufen, habe Ich die Regierung im Aufblick zu dem König aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel meiner Väter, meinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Recht ein treuer Wächter zu sein . . Auf diese Treue . . zähle auch Ich in dem Bewußtsein, daß Ich sie aus vollem Herzen erwidere, als treuer Fürst eines treuen Volkes, beide gleich stark in der Hingebung für das gemeinsame Vaterland."

Deutschland hört diese schönen Sätze und ist zufrieden. Manche fragen: Ist dies ein frommer Fürst, daß er so häufig Gottes Namen braucht? Er ist's auf seine Art, denn wenn er hier und wenn er in zahllosen Reden der Zukunft die Vorfahren im Himmel anruft, die auf ihn niederblicken: dies ist sein echter Glaube. „Nehmen Sie mir den Glauben, und Sie nehmen mir meinen König", sagte Bismarck, obwohl er eines viel komplizierteren Glaubens war als Wilhelm und nach entschiedenem Atheismus erst durch das Medium der Liebe gläubig wurde. Die Quelle ist bei beiden ähnlich: Bismarck rechtfertigte damit die Königstreue vor seinem Stolze, Wilhelm seinen Stolz als König, Bismarcks Kuß auf die Hand seines Souveräns wäre ihm unmöglich ohne den Glauben an eine gottgesetzte Ordnung, in der er trotz seinem unbegrenzten Selbstgefühl der Zweite war. Wilhelm konnte diesen Kuß, er konnte die Macht und Herrlichkeit seiner

Stellung als Christ nur durch solche gottgesetzte Ordnung deuten.

Unwissend mißdeutete er Karls des Großen demütigen Titel Dei Gratia Imperator, drehte seinen Sinn ins Gegenteil um, und während jener alte Kaiser daraus seinen Kniefall vor Gott ableitete, dem er alle irdische Macht verdankte, schloß dieser neue auf einen Kniefall der Menschen vor ihm, weil er von Gottes Gnaden sei. Seine immanente Überhebung, ererbt von beiden Eltern, von keiner vernünftigen Erziehung bekämpft, durch jugendliche Unterdrückung gesteigert, angeboren und naiv, braucht Gott nach zwei Seiten und mißbraucht ihn: er war ihm die Schutzwehr gegen einen Größenwahn, der ihn den Göttern gleichsetzen konnte, zugleich aber gegen das Volk und gegen alle Menschen, die nicht gleich ihm als Könige geboren und so gleich ihm von Gott mit Macht begnadet waren. Zeitlebens fühlte Wilhelm der Zweite sich wie ein antiker König, der zugleich oberster Priester war, buchstäblich Mittler zwischen Gott und Volk und hat aus diesem Bewußtsein die bedeutendsten Folgerungen gezogen, besonders im Verkehr mit Königen und Republiken.

Glänzend wie nie zuvor in der Geschichte Preußens erstrahlte nach seinen Befehlen eine Woche später der Weiße Saal im Schlosse zu Berlin, die Schloßgarde hatte er in alten fridericianischen Uniformen aufziehen, die Ritter des Schwarzen Adlerordens in roten Mänteln erscheinen lassen, um ihn selbst tragen zu können. Bismarck, der sich geweigert hatte, diesen Mantel anzulegen, führte als Kürassier „die Mitglieder des Bundesrates wie eine Herde von Lämmern herein“ (M. 143), und als alles versammelt war, ging er selbst, um es dem Kaiser zu melden, machte also an diesem Tage den Hofmarschall. Eintritt der Pagen in schwarzen Escarpins, mit Trauerflor an den Knien, dann Reichsinsignien, dann Moltke allein, dann der Kaiser, in lang

wallendem Purpurmantel, also nicht als Soldat, sondern als sagenhafter König, mehr Eulenburg als Waldersee: das hatte er selbst erfunden und bestimmt.

Tiefernst, feierliches Neigen des Kopfes, dann „hatte er wieder einen sehr schönen Moment, als der Kanzler ihm die Thronrede überreichte, er dieselbe ergriff, mit einem energischen Ruck den Helm aufsetzte und den Mantel zurückwarf, um hochaufgerichtet den Blick über die lautlos harrende Versammlung gleiten zu lassen." Das war der große Augenblick, auf ihn hatte er seit einer Woche gewartet. Dann las er, mit zuerst undeutlicher Stimme, die Sätze ruckweise und mühsam hervorstoßend, „er war trotz der Totenstille kaum zu verstehen". Allmählich gibt sich das Organ, er spricht fließender, als er zu den Hauptstellen kommt, in denen Bismarck die Furiosa der ersten Armeebefehle durch doppelt betonte Friedensliebe auszulöschen sucht.

In dieser ersten feierlichen Stunde tritt der Widerspruch gegen den Kanzler deutlich zutage, obwohl er dessen eigne Sätze spricht, denn, so berichtet der jüngere Moltke, „wie er an die Stelle kam: ‚Ich bin entschlossen, Frieden zu halten mit jedermann, soweit es an Mir liegt', betont er das Wort Mir so laut und schön, daß es wie ein elektrischer Funke durch alle Hörer fuhr; es lag so viel darin, das volle Bewußtsein der Herrscherkraft, es grollte gleichsam darin die Warnung: aber wehe dem, der es wagen sollte, mir zu nahe zu treten, eine ungemeine Stärke und Sicherheit lag in dem Wort, so daß spontan alles in laut begeisterten Beifallsruf ausbrach." Der einzige Skeptiker in diesem Augenblicke war offenbar der Autor dieser Sätze, denn Bismarck ließ den Redner fortfahren: „Meine Liebe zum deutschen Heere .. wird Mich niemals in Versuchung führen, dem Lande die Wohltaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine durch Angriff uns aufgedrungene Notwendigkeit

ist . . Diese Stärke zu Angriffszwecken zu benutzen, liegt mir fern. Deutschland bedarf weder neuen Kriegsruhms noch irgendwelcher Eroberungen, nachdem es sich die Berechtigung, als einige und unabhängige Nation zu bestehen, endgültig erkämpft hat."

Bismarck wollte also gerade den Frieden betont wissen, weder grollen noch warnen und hoffte nur, daß die Betonung nicht in die Presse käme. Auch sonst an strenge Formen solcher Eröffnungen gewöhnt, war er überrascht, als der Kaiser sich nach der Rede gegen die Sitte zu ihm wandte, um ihm die Hand zu schütteln; aber im selben Augenblicke schloß sich die logische Kette seiner Gefühle, und er küßte nun auch dem dritten und jüngsten seiner Herren zum ersten, zugleich zum letzten Male die Hand. Wieder brach Beifall über dieser Szene aus (L. 470).

V

Was hatte Wilhelm als Kaiser und gleich darauf als König feierlich beschworen? Welche Grenzen setzten seiner Macht die Reichs- und die Staatsverfassung? Wem war er verantwortlich?

Als er 23 war, erschien ein Erlaß seines Großvaters, in dem Bismarck den König sagen ließ: „Es ist Mein fester Wille, daß sowohl in Preußen wie in dem gesetzgebenden Körper Meines Reiches über Mein und Meiner Nachfolger verfassungsmäßiges Recht zur persönlichen Leitung der Politik Meine Regierung keinen Zweifel gelassen und der Meinung stets widersprochen werde, als ob die . . Unverletzlichkeit der Person des Königs oder die Notwendigkeit verantwortlicher Gegenzeichnung Meinen Regierungsakten die Natur selbständiger königlicher Entschließungen benommen hätte."

Mit Begierde hatte der Prinz diese Sätze eingesogen, an die er nur zu bald appellieren durfte, und sein Beifall für Bis-

marck konnte nur wachsen, wenn er ihn diesen Erlaß bald darauf im Parlament erklären hörte: „Wenn der Kaiser einen Kanzler hat, der das, was die kaiserliche Politik ist, nicht kontrasignieren will, so kann er ihn jeden Tag entlassen. Der Kaiser hat eine viel freiere Verfügung als der Kanzler, der von dem Willen des Kaisers abhängig ist und ohne die kaiserliche Genehmigung keinen Schritt tun kann . . Ich kann hier keine Meinung vertreten, für die ich nicht des Einverständnisses S. M. sicher bin und es vorher eingeholt habe . . Der Minister ist ein in der Verfassung kaum genannter Lückenbüßer. Ob das nun in die konstitutionelle Theorie paßt oder nicht, ist mir vollständig gleichgültig. In den festen, tiefen Gleisen, die die Politik Preußens im Deutschen Reich allein gehen kann, bestimmt S. M. der König im Prinzip. Er bestimmt, was geschehen soll, wie die preußischen Vertreter im Bundesrat danach instruiert werden sollen, nach der eignen Überzeugung; nur die Ausarbeitung, das Formelle ist Sache der Minister. Der königliche Wille ist und bleibt das allein Entscheidende. Der wirkliche, faktische Ministerpräsident in Preußen ist und bleibt S. M. der König.“

Bevor er nun die beiden Verfassungen beschwor, hat sie der junge Herrscher gewiß oder doch die Teile gelesen, die ihn angingen, obwohl er später behauptete, sie gar nicht zu kennen. Was fand er in diesen „konstitutionellen“ Papieren, deren eines Bismarck gemacht, deren anderes im Sinne des Königs zu interpretieren er nicht nachgelassen hatte? Ein Netz von Widersprüchen, in dem die Verantwortlichkeit immer vom König auf den Kanzler und Premier geschoben, von diesem auf den König zurückgeschoben wird und schließlich in den Maschen ganz erstickt.

De facto verantwortlich in dem demokratischen Sinne, der heut alle Länder Europas beherrscht, war in Preußen und in Deutschland niemand. In Wahrheit war Kaiser und König fast absolut; das einzige, was seine Macht beschränkte,

waren die Rechte der Kammern, Gelder zu bewilligen und zu verweigern, doch auch über dieses Recht hatte sich Bismarck, der „keinen Schattenkönig" wollte, bei seinem Eintritt hinweggesetzt. Freilich machte die Gegenzeichnung des Kanzlers, die zur Gültigkeit der kaiserlichen Verfügungen nötig war, ihn gegen das Parlament „verantwortlich", doch nur auf dem Papier: kein Parlament war imstande, einen Kanzler oder Premier abzusetzen oder gar zu bestrafen. „Ich werde an dieser Stelle stehen, solange ich das Vertrauen S. M. genieße", das haben auf der Tribüne alle Kanzler und Staatssekretäre des Reiches, alle Minister in Preußen gesagt, und dies mit Recht. Freilich hatte der Reichstag, zusammen mit dem Bundesrate, das Recht der Gesetzgebung, die „Regierungs-Befugnisse" aber hatte der Kaiser, der zur Gegenzeichnung seiner Befehle jederzeit einen gefügigen Kanzler fand.

Daß dieser seine eigne Ernennung gegenzeichnen mußte, machte das Blindekuhspiel von Unverantwortlichkeiten vollkommen. Gerüstet mit solcher Gegenzeichnung, wie sie der älteste Prokurist eines großen Handelshauses so leicht und hemmungslos nicht findet, konnte der Kaiser alle Reichsbeamten ernennen und entlassen, den Reichstag nach Gefallen berufen, eröffnen, vertagen, schließen und auflösen. Die Leitung der internationalen Politik war ihm allein überlassen: da war kein Reichskabinett, das Richtung geben konnte, nur Kanzler und Staatssekretär des Äußeren durften raten, mußten aber schließlich gehorchen oder sich bei Weigerung durch einen Kollegen ersetzen lassen; faktisch einflußlos blieb sogar der Bundesrat, die Sitzungen seines Ausschusses blieben fast leere Form.

Selbst jene Verantwortung des Reichskanzlers beschränkte sich darauf, daß des Kaisers Akte der Verfassung und den Gesetzen entsprächen, daß er die Maßnahmen vertrat und die Kritik auf sich nahm.

In zwei entscheidenden Punkten war aber der Kaiser sogar formell von jeder Gegenzeichnung frei: persönliche Meinungsäußerungen und Armeebefehle unterzeichnete er allein. Nur auf sich selbst gestellt, keines Rates bedürftig, keine Gegenrede oder gar Anklage befürchtend, erklärte der Kaiser den Krieg, schloß er den Frieden, führte er den Oberbefehl über Heer und Flotte, er konnte demnach die Gesamtheit seiner wehrfähigen Untertanen ganz allein in den Krieg zwingen. Der stets gefügige Bundesrat mußte zur Kriegserklärung zwar zustimmen, doch nicht, wenn ein „Angriff auf das Bundesgebiet" erfolgte, der sich fast in jedem Falle konstruieren ließ; daß der Herrscher auch ohne Geld Krieg führen konnte, in dessen Nichtbewilligung sich die Rechte des Reichstages erschöpften, hatte Bismarck bewiesen.

So hatte der Kaiser und König mit seinem Eide nur seine eigne tatsächliche Macht beschworen, alle vitalen Fragen der Nation „nach seinem besten Wissen" zu entscheiden – und nach welcher andern Norm entscheiden vernünftige Menschen? Trotzdem blieb er, was auch folgen mochte, unverletzlich, unverfolgbar oder, wie es in andern deutschen Landesverfassungen hieß, geheiligt. In der Alten und in der Neuen Welt hatte im Beginn des 20. Jahrhunderts außer dem Zaren und dem Sultan niemand so große Macht wie damals Wilhelm der Zweite.

Der sie ihm gegeben, mußte von der persönlichen Schwäche seines Königs, aber zugleich von seiner eignen Stellung und Stärke durchdrungen sein, als er es wagte, sich selber Lückenbüßer zu nennen. Dieser antidemokratische Gedanke war Bismarck nur recht, solange er seine eigne Autokratie dahinter verbergen konnte; kam ein König mit eignem Willen, so mußte sich diese Theorie mit tragischer Vergeltung gegen ihren Meister kehren. Bismarck hat die Verfassung nicht bloß, wie es oft hieß, auf seine Figur zuge-

schnitten, vor allem auf die Lenkbarkeit des von ihm formell so gestärkten Königs.

Nun aber schlug in dem neuen Herrn das Bewußtsein seiner verbrieften Rechte mit einem ungeheuren Selbstgefühl zusammen, und so, durchdrungen Gottes Werkzeug zu sein, zu plötzlich und viel zu früh zur Allmacht berufen, war ein Mann im 30. Jahre allen Gefahren der Verblendung, der Verführung preisgegeben; Wilhelm trieb zur Darstellung seiner Macht auch noch der stete, sogar der unbewußte Wunsch, sich keine Körperschwäche merken zu lassen.

In ähnlicher Lage ist der junge Fritz: auch er, geschwächt, auch er, zu früh berufen, denselben Gefahren zum Opfer gefallen, hat sich aus Eitelkeit und Ruhmsucht mutwillig in den ersten Krieg gestürzt und erst viel später unter Schlägen und Niederlagen begonnen, ein Mann, spät, mit ergrauenden Haaren ein großer Mann zu werden. Als ihn bei seiner Thronbesteigung der tapferste Rat und Freund seines Vaters, der alte Dessauer, bat, ihm Stellung und Autorität und im bevorstehenden Kriege den Oberbefehl zu lassen, schlug ihm der junge Friedrich diese Bitte mit den hochmütigen Worten ab: „Die Autorität in Meinem Lande besitzt allein der König von Preußen . . Die jetzige Unternehmung behalte Ich Mir allein vor, auf daß die Welt nicht glaube, der König von Preußen gehe mit einem Hofmeister ins Feld."

III. KAPITEL

BISMARCK

I

Auf der Tribüne des Reichstages, vier Wochen vor des alten Kaisers Tode, steht Bismarck und spricht. Heut kämpft er nicht gegen die Linke, niemand unterbricht ihn, der Gegner ist unsichtbar: Europas erster Staatsmann spricht über Europa. Wir schreiben noch einmal Februar 88: der Friede des Erdteils ist gefährdet, die Staatsmänner wissen es, die Völker fühlens, Deutschland aber steht im Nebelmeer, und hier im Saale gehen alle Blicke, draußen im Lande alle Gedanken zu dem jungen Prinzen, der in der Loge steht, dem Meister zuzuhören. Was wird er sagen?

Zum erstenmal beurteilt er die nahe Möglichkeit, daß Deutschland mit zwei Fronten kämpfen müsse, vom Wunsch nach Frieden spricht er, nicht von Sicherheit, dann geht er die balkanischen Ursachen zu einem Kriege durch und beweist ihre Haltlosigkeit: „Bulgarien, das Ländchen zwischen Donau und Balkan, ist überhaupt kein Objekt von hinreichender Größe, . . um seinetwillen Europa von Moskau bis an die Pyrenäen und von der Nordsee bis Palermo hin in einen Krieg zu stürzen, dessen Ausgang kein Mensch voraussehen kann; man würde am Ende nach dem Kriege kaum mehr wissen, warum man sich geschlagen hat.“ Nach diesem großartigen Satz und Nachsatz, in denen er Ursache und Wirkung des Weltkrieges vorwegnimmt, verzeichnet der Bericht „Heiterkeit“.

Plötzlich, in der Mitte dieser zweistündigen Rede, sagt der Dreiundsiebzigjährige: „Verzeihen Sie, daß ich mich einen

Augenblick setze, ich kann nicht mehr so lange stehn.“ Was fühlt in diesem Augenblicke der Erbe in seiner Loge? Die eigne Jugend neben dem zehrenden Alter des Kanzlers, der eben doch, man sieht es ja, zur Generation des Großvaters gehört. Aber bald steht er wieder, vorsichtig wägt er seine Adjektiva, als er das Verhältnis zu den einzelnen Mächten schildert, immer wie einer, der draußen beschwichtigen will. Dann rafft er sich auf alte Art zusammen und ruft in den Saal: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt!“

Große Huldigung, Schluß der Sitzung, es war, so schreibt man, ein Moment, groß wie im Juli 70. Andern Tages hallt das Echo durch Europa: seitenlang und überschwenglich drahtet Crispi aus Rom, Wien ist im höchsten Grade befriedigt, der Zar schickt zum Dank ein Faß Kaviar. Nur der Redner selber ist nicht zufrieden: „Ich werde doch alt, die Ideenverbindungen zünden nicht mehr so rasch wie früher.“ Sicher kränkt es ihn auch, daß er sich setzen mußte. Sein Bild, an diesem Tage in der Wandelhalle aufgenommen, zeigt keinen Riesen mehr. Es war seine letzte europäische Rede.

Nicht zuletzt hatte er sie für den jungen Mann in der Loge gehalten, seine Heraufkunft stand bevor, sein Mißtrauen gegen den Kanzler stand seit einiger Zeit fest. Wenn dieser sich gerade jetzt entschloß, große Zusammenhänge aufzurollen, so wollte er der Welt, doch auch dem Prinzen zeigen, daß zwischen Kriegsgefahren und Regierungswechseln nur er selber noch den Ausweg fand.

Mit einfachen Zielen, doch mit sehr komplizierten Mitteln hatte Bismarck in den letzten Jahren nach außen regiert, ein System von Verträgen und Abreden geschlossen, vor allem, um sowohl Österreich als Rußland von einseitigem Vorgehen auf dem Balkan abzuhalten, denn „es ist nicht die Aufgabe des Deutschen Reiches, seine Untertanen mit Gut

und Blut zur Verwirklichung von nachbarlichen Wünschen herzuleihen". Um sich vor Österreichs Balkan-Abenteuern zu schützen, hatte er ein Jahr zuvor sich Rußland aufs neue genähert: als 87 Österreich sich weigerte, den Dreikaiservertrag zu erneuern, erfand Bismarck eine neue Form der Sicherung. Rußland wußte, daß es nie gegen Österreich allein zu Felde ziehen, daß es auch Deutschland gewaffnet treffen würde, wenn es Österreich auf dem Balkan schlagen wollte; fing aber umgekehrt der Österreicher auf dem Balkan an, so wollte der Deutsche den angegriffenen Russen unterstützen. Dafür verpflichtete sich dieser Russe, neutral zu bleiben, wenn Frankreich gegen Deutschland zog.

Dies nannte Bismarck seine Rückversicherung gegen Österreich, nachdem er sich bei Österreich gegen Rußland im Dreibund versichert hatte. Vor allem aber wendete der Vertrag die Lebensgefahr von seinem Reiche, daß es jemals zugleich nach Ost und West kämpfen müsse. Am Ausgang einer Epoche, die die Mächte Europas auf geheime Abmachungen verwies, war dieses System ein Meisterstück; hier war der Goldene Schnitt gefunden, mit dem man die Bündnisse teilt.

Als dann im November 87 der Zar nach Berlin kam, um den alten Kaiser noch einmal zu sehen, hat er jede Möglichkeit einer Allianz mit Frankreich vor Bismarck weit von sich gewiesen, aber die Eifersucht auf Österreich stabiliert. Dauernd blieb Österreichs Grenze durch russische Truppen beunruhigt, der deutsche Generalstab hielt damals den Weltkrieg für nahe, Waldersee wünschte den Krieg mit Frankreich sogar zu provozieren (W. 308), die Militärs waren verärgert, weil die Alten Frieden wollten; mit Wien verhandelte man bereits über die Aufstellung der österreichischen Armee.

Bismarck wollte den Krieg, sei es selbst durch Drohungen, vermeiden: er publizierte das Bündnis mit Österreich vom

Jahre 79, um Rußland zu erschrecken; er muß es, denn ein neunzigjähriger Kriegsherr ist so unmöglich wie ein sterbender Kronprinz, er will es, denn sein Lebenswerk träte sonst in Gefahren, „deren Ausgang kein Mensch voraussehen kann". Seine Sorge wächst, nur mit Schlafmitteln kann er sich noch Ruhe verschaffen, sein Hirn ist Feuer. Europas Mächte hat er durch Verträge sich verbündet, neutral oder unschädlich gemacht; nur Eine blieb aus dem Ringe, die Macht, die sich nie finden lassen wollte, war auch in Bismarcks Rechnungen eine unbekannte Größe geblieben. Ein Jahrzehnt lang hatte er immer wieder in London anpochen lassen und zuletzt sogar als „Ziel und Objekt der deutschen Politik seit zehn Jahren" Englands Beitritt zum Dreibund bezeichnet.

Da tut er einen völlig ungewohnten Schritt: mit einem amtlichen Bündnis-Angebot tritt er auf England zu. Jetzt im Alter verläßt er zum erstenmal die Diplomaten-Umwege, die er 25 Jahre gegangen, er kehrt zur Form seiner Jugend zurück, zur unmittelbaren, offnen Anrede und schreibt dem englischen Premier, Lord Salisbury, einen langen Privatbrief, die Vorteile darstellend, die ein Bündnis Englands mit Deutschland, später auch mit Österreich allen drei Reichen böte. Das Bündnis mit England erschien Bismarck zuletzt als Vollendung des Dreibundes zu einem Vierbund.

Vor Absendung zeigte er es dem Prinzen Wilhelm und teilt in einem zweiten Schreiben dem Engländer des Prinzen „volle Billigung des ganzen Inhaltes" mit, um anzudeuten, daß auch die Zukunft zu ihm spräche, der künftige Herr, dessen Gesinnungen man anti-englisch nannte. Zwei Monate später, Januar 89, weist er nur seinen Botschafter an (A. 4, 400 f.), Salisbury auszusprechen, „daß der Friede, der England und Deutschland gleichmäßig erwünscht ist, oder auch nur die Frist, in welcher sie ihre Bewaffnung der Größe der Gefahren

der nächsten Kriege entsprechend herzustellen vermögen, nicht sicherer erreicht werden könne als durch den Abschluß eines Vertrages zwischen Deutschland und England . . Ein geheimer Vertrag, wenn er derart möglich wäre, würde beiden Mächten erhebliche Sicherheit für den Ausgang eines (andern) Krieges gewähren, die Verhinderung desselben aber würde nur von dem öffentlichen Abschluß erwartet werden können."

Das war Bismarcks Vermächtnis an die nächste deutsche Generation. Salisbury weicht zunächst in einer höflichen Antwort aus: er fürchte, die Mehrheit im Parlamente, dessen Zustimmung Bismarck wünscht, kaum zu gewinnen, aber er werde den Vertrag „auf dem Tische liegen lassen".

So schwierig ist Deutschlands, so gespannt Europas Lage, als die beiden Kaiser sterben: in Kampfesstimmung empfangen die höchsten Generale, in Sorge die höchsten Beamten den neuen Herrn. Der sagt zwar, „wir müssen uns darauf einrichten, den großen Kampf auch allein durchzuführen" (W. 242), verspricht aber dem Kanzler, nirgends zu provozieren und sucht, da er im Innersten den Krieg durchaus vermeiden will, durch persönliches Auftreten Freunde zu gewinnen: er fängt an zu reisen.

Zuerst zum Zaren, nicht nach England, schon um der Mutter zu trotzen. Jetzt schreibt dem jungen Kaiser die Großmutter, ihr habe sein erster Besuch zu gelten. Als er den Brief Bismarck zeigt und dieser eine Antwort aufsetzen will, sagt Wilhelm: „Ich denke schon selber die mittlere Linie zwischen Souverän und Enkel zu finden." Staunend schweigt der Alte.

Der erste Besuch in Petersburg scheint günstig zu verlaufen. Alle Welt rühmt seine Artigkeit; was man freilich privatim dort von ihm sagt, wird der Kaiser erst später und wird es in entscheidender Stunde erfahren. Auch die Reisen nach Wien, Rom, London und nach dem Orient tragen

Bismarck und Kaiser

zunächst zur Beruhigung bei, überall wendet sich Neugier und Sympathie des Publikums dem impulsiven jungen Manne zu, und wenn man in den Staatskanzleien zuweilen die Köpfe schüttelt, so vertraut man doch auf Bismarck.

II

Die Freundschaft zwischen Kaiser und Kanzler schien groß. Der österreichische Botschafter in Berlin spricht von wahren „Flitterwochen der Verehrung und des Verständnisses", sagt freilich nicht, welches Horoskop er dieser Ehe stellt, doch auch Bismarck selber läßt sich nach dem ersten Kaiserbesuch in Friedrichsruh vernehmen: „Wie rücksichtsvoll . . Er wunderte sich, daß ich ihn bis Elf erwartet hatte . . und stand erst um Neun auf, weil er dachte, ich schliefe so lange." Auch erzählt Eulenburg, daß der Kaiser dem Kanzler einmal mit artiger Handbewegung den Vortritt durch die Tür anbot. Von den Reisen schickt er freundliche Depeschen, zu Neujahr 89 erfüllt es ihn „mit Freude und Trost, daß Sie mir treu zur Seite stehn und mit frischer Kraft in das neue Jahr eintreten, . . daß es mir noch recht lange vergönnt sein möge, mit Ihnen zusammen zu wirken."

Doch die Intimen wissen es besser. Im selben Januar sagt sein Onkel von Baden vertraulich, „vorläufig braucht der Kaiser den Fürsten noch zur Militärvorlage" (Ho. 450), und zum Geburtstage des Fürsten holt der Kaiser dessen Feind Waldersee ab, um mit ihm zusammen gratulierend einzutreten. Jetzt ist zum ersten Male Bismarck überrascht. Hat der Scharfäugige, wie Danton, die Gefahr unterschätzt? Gewiß ist, daß er den jungen Mann nicht immer richtig anfaßte.

Als nämlich vom Kaiser Friedrich ein Kriegstagebuch erscheint, ist der Alte außer sich über die große Wirkung, wittert liberale Schlingen, erklärt im Reichsanzeiger die sichtbar echte Schrift für apokryph und läßt zugleich einen

scharfen Artikel gegen Friedrich und Victoria erscheinen: der damalige Kronprinz sei über die intimen Vorgänge nicht unterrichtet worden, weil sein Vater Indiskretionen an den englischen Hof befürchtete. „Die Legende," sagt er zornig, „daß Friedrich ein Liberaler war, muß zerstört werden! Da könnten ja die Demokraten aufstehen und den jungen Sohn verleiten, es nicht anders zu machen als sein Märtyrer-Vater!" Dabei macht er Hohenlohe in seiner Aufregung „den Eindruck eines nicht ganz gesunden Mannes", und der Großherzog von Baden sagt direkt: „Viele Leute fangen an zu glauben, daß Bismarck nicht mehr recht im Kopfe sei" (Ho. 456).

Aber der Kaiser, dem solche Urteile zugetragen werden, muß er nicht dennoch Beifall geben?

Im Gegenteil, er wird aufs neue stutzig. Zwar hält auch er die Tagebücher für echt, ja er bezeichnet seine Mutter als Quelle und nennt das Ganze „die Rache einer Frau" (E. 238); trotzdem sieht er die Erbitterung in allen Klassen wachsen, als Bismarck den Herausgeber unter Anklage stellt. Der Kaiser grollt wohl über den Tod hinaus seinem Vater, doch will er, daß sein Volk ihn verehre: so fordert es der monarchische Gedanke. Überhaupt sollen die Untertanen nicht murren lernen. Die Furcht vor Eruptionen hat schon den Prinzen beunruhigt; den Kaiser wird sie beherrschen.

Was ist das für ein dumpfer Ton, der unter den Fanfaren grollt? Wenn es solche gesetzwidrige Bewegungen, wenn es Massen giebt, die den Staat umstürzen wollen, was nützt dann dem König all seine gesetzte Macht? Welches Kraut ist dagegen gewachsen, wenn nicht die Religion? Mit Gott und Güte muß man's versuchen, nicht mit Feuer und Schwert. Kurzsicht und eine Art von kalter Frömmigkeit ließen damals den Hofprediger Stöcker und die Seinigen glauben, nicht die Gesellschaft ist krank und schafft den Sozialismus, um zu gesunden, sondern die Seele des Arbeiters

ist es, man muß sie „durch geistliche Versorgung, zusammen mit materieller Hilfe heilen". Für diesen christlich-sozialen Gedanken war zuerst die fromme Gräfin Waldersee und ihr Mann, durch sie ihre fromme Nichte, die Prinzessin Wilhelm, schließlich der Prinz gewonnen, man hatte Ende 87 im Hause Waldersee Versammlungen abgehalten, um in den einzelnen Städten die „Innere Mission" zu begründen, die Presse schlug Lärm, Bismarck ließ in seinen Blättern warnen, bis ihm der Prinz schrieb, er halte diese Stadtmission „für das wirksamste Mittel zur nachhaltigen Bekämpfung der Sozialdemokratie und des Anarchismus".

Mit grausamem Lächeln liest es der alte Kämpfer, Volksbeglückung war ihm immer fremd, Pietismus zuwider, die Politik der langen Röcke hat er ein Leben lang verspottet oder bekriegt. Seitenlang warnt er den Prinzen vor der Geistlichkeit, umsonst.

Obwohl schon seit Sommer 85 zum politischen Schweigen verurteilt, wühlte Stöcker später weiter und hatte das Pech, einen intimen Brief, den er als „Seelsorger" einem konservativen Führer schrieb, bald in der Presse seiner Feinde zu sehen: „Man muß rings um das Kartell (mit dem Bismarck regierte) Scheiterhaufen anzünden und sie hell auflodern lassen . . Merkt der (neue) Kaiser, daß man Zwietracht zwischen ihm und Bismarck säen will, so stößt man ihn zurück; nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen." Nach diesem Rezept suchte die Kreuzzeitung lange Zeit auf den Kaiser zu wirken.

Dem war es bald zum erstenmal möglich, nach seinen humanen Grundsätzen zu handeln: über 100000 Ruhrarbeiter traten im Mai 89 in den Lohnstreik. Jetzt kommt sein großer Augenblick. Als Bismarck eben im Kabinett verschärfte Ausnahmegesetze vorschlägt, erscheint unangemeldet und

plötzlich der Kaiser als Husar, in schneidigem Ton erklärt er: „Unternehmer und Aktionäre müssen nachgeben, die Arbeiter sind meine Untertanen, für die ich zu sorgen habe. Gestern habe ich den Oberpräsidenten am Rheine gewarnt: wenn die Industrie nicht sofort die Löhne erhöht, so ziehe ich meine Truppen zurück. Wenn dann die Villen der reichen Besitzer und Direktoren in Brand gesteckt und ihre Gärten zertreten werden, so werden sie schon klein werden!"

Bismarck: „Ich denke, auch die Besitzenden sind Ihre Untertanen, Majestät."

Der Kaiser, durch den Einwand irritiert, enthüllt den Grund seiner Unruhe: „Wenn keine Kohle gefördert wird, so ist unsre Marine wehrlos! Wir können nicht mobil machen, wenn Kohlenmangel den Aufmarsch hindert. Wir sind in so prekärer Lage, daß ich als Zar jetzt gleich Krieg erklären würde."

Anderntags, zur Abordnung der streikenden Bergleute, väterlich: „Jeder Untertan hat selbstverständlich das Ohr des Kaisers . . Ihr habt euch ins Unrecht gesetzt, denn die Bewegung ist eine ungesetzliche, . . weil die Kündigungsfrist nicht eingehalten wurde . . Was die Forderungen selbst betrifft, so werde ich sie prüfen und euch das Ergebnis zugehen lassen. Sollten sich aber . . Zusammenhänge der Bewegung mit sozialdemokratischen Kreisen herausstellen, so könnte ich eure Wünsche in meinem königlichen Wohlwollen nicht mehr erwägen, denn für mich ist jeder Sozialdemokrat ein Reichs- und Vaterlandsfeind. Dann müßte ich mit unnachsichtiger Strenge einschreiten und die volle Gewalt, die mir zusteht, anwenden, und die ist eine große!"

Sodann zu den Arbeitgebern, höflich: „Die Arbeiter haben mir einen guten Eindruck gemacht, sie haben keine Fühlung mit der Sozialdemokratie . . Es ist ja menschlich natürlich, daß jedermann versucht, möglichst viel zu erwerben. Die Arbeiter lesen Zeitungen, sie wissen, wie das Verhältnis des

Lohnes zum Gewinn der Gesellschaft steht, und wollen mehr oder weniger daran teilhaben.“

Bismarck, staunend über das direkte Eingreifen des Königs, läßt ihn zunächst gewähren; wenn es sich um Gesetze handeln wird, dann erst wird er zufassen. Und ist denn seine Grundidee von der des Kaisers so weit entfernt? Weder der Alte noch der Junge erkennt den Geist einer neuen Zeit. Sozialisten und Anarchisten sind dasselbe, Reichsfeinde müssen ecrasiert werden: davon gehen beide Männer aus. Dies ist für Bismarck nur eine Steigerung seines antidemokratischen Fühlens, für Wilhelm Gefühlsfolge der Attentate auf seinen Großvater, Doch weltverschieden ist ihre Kampfesart: Bismarck will fechten, wie er es immer tat: Ausnahmegesetze, Ausweise, Wahlrecht entziehen, wenn alles nichts nützt, dann schießen. Der Kaiser will der neuen Lehre die Anhänger wegfangen, indem er den Stand der Arbeiter beschützt; er redet sie mit Ihr und Du an, spielt gern den Landesvater, will Rechte verteilen, ohne selbst welche aufzugeben, er will „populären Absolutismus“ nach Art des Großen Friedrich. Nur vergißt er: seitdem verging ein Jahrhundert.

Beide Wege, entschlossen zu Ende gegangen, mußten zur Revolution führen: Bismarcks Weg durch gewaltsame Erhebung, die man ein- und zweimal, doch nicht dauernd niederschießen konnte, Wilhelms Weg durch schnelles Anwachsen einer Bewegung, die sich, vom König ermutigt, von den Gesetzen nicht bekämpft fühlen, die Regierung allmählich überwachsen und sie endlich stürzen mußte.

So entspann sich ein Kampf zwischen zwei falschen Mitteln, von deren Trägern nur der eine genial war. Wäre hier ein moderner, vom Volke kontrollierter Fürst gegen einen altmodischen Kanzler aufgestanden, hätten sich Jung und Alt in den Vertretern zweier Epochen bekämpft, dann folgte man dem Streit in Furcht und Mitleid. Hier aber lehnte

gegen überlebte Mittel sich ein nervöser Sinn auf, dem es an Ausdauer und Mut gebrach, selbst nach den eigenen Ideen fortzuschreiten. Der Kaiser wollte es vor seinem Gewissen versucht haben, das war alles; da es mißlang, fühlte er sich frei, zu seinem natürlichen Schutz vor der Gefahr zurückzukehren: zu seinen Garden.

III

Bismarck lastete auf seinem Reiche.

Kein politischer Geist durfte sich seit einem Jahrzehnt erheben, es sei denn zum Kampf gegen ihn: so wurden die besten Köpfe in die Opposition gedrängt, statt lernend zum Regieren heranzureifen. Kein Beamter konnte sich unter ihm entwickeln, denn alles fürchtete ihn, der alles an sich zog und dekretierte. Mit Recht konnte der junge Kaiser sagen: „Ich habe keine Minister, es sind ja alles die Minister des Fürsten Bismarck.“ Erfragte er dies, regte er jenes an, immer kam die verlegne Antwort, das müßte man zuerst dem Fürsten unterbreiten.

Der hatte keinen Freund mehr, niemand liebte den Alten. Selbst Roon und Moltke, mit denen er in Bild und Bronze vor der Nation zusammenstand, waren ihm fremd geworden. In Spannung mit Bismarck war der Kriegsminister gestorben, Moltke, von Waldersee aufgehetzt, zürnte ihm, als er im Jahre 88 sich eigenmächtig militärische Ratschläge in Wien erlaubte (W. 356). Als er dann doch einmal eine Einladung beim Kanzler annimmt, findet er sich schlecht placiert und die Fürstin so wenig höflich, daß er nach Tisch ohne Adieu verschwindet; im nächsten Jahre, bei seinem Jubiläum, verübelte er dem Kanzler einen kalten, diktierten Glückwunsch.

„Beinah alle hat er eingeschüchtert, so daß niemand wagt, eine eigne Meinung zu äußern. Er kommandiert im Staatsministerium und duldet keinen Widerspruch . . Er

will alles beherrschen und hat dazu nicht mehr die Kraft. Er ist Minister des Auswärtigen und greift in jedes der Reichsämter hinein, ohne Rücksicht auf die Ansichten der Chefs, er ist Preußischer Ministerpräsident und Handelsminister und betrachtet die einzelnen Minister als seine Untergebenen, dazu sitzt er in Friedrichsruh, ist also schwer zu erreichen . . Alle klagen über Mangel an Instruktionen, Unsicherheit in der Entscheidung, namentlich auch über das Lügen des Kanzlers" (W. 2, 41f.).

Auch die Seinigen zittern vor ihm, die einzigen, die er liebt und die auch ihn lieben. Obwohl ihnen alles schmeichelt, wird der Salon der Fürstin von Freunden immer leerer, in Friedrichsruh vollends, wo sie die Hälfte des Jahres verbringen, führen sie in geschmacklosen Räumen, zwischen bunten Cretonnes und Ehren-Diplomen, in ihrer wenig heiteren oder musischen Art das Leben kleiner Landedelleute. Wenn der alte Fürst, in seinem altmodischen Rocke, das weiße Tuch statt eines Kragens um den Hals geschlungen, auf seiner Chaiselongue liegt, riesig er selber, riesig die schwarze Dogge, riesig der Bleistift, mit dem er in den Akten herumregiert; wenn die kleine Frau, immer blaß, viel hustend, mit dem noch immer halbdunklen Scheitel über den diamantenen Ohrringen daneben sitzt, immer sorgend und soviel hassend wie er selber haßt: dann wehe dem erwachsenen Sohne, der mit einem ungelegnen Wort dazwischenfährt!

Furchtbar hatte der Autokrat seinen Ältesten bedroht, als dieser die schöne Fürstin zu Carolath heiraten wollte, die dem Vater um ihres Anhanges und Rufes willen nicht paßte: er werde, so berichtet Herbert des Vaters Worte seinem Freunde, lieber mit ihm nach Venedig reisen, wo die Dame war, um ihn an einer Eheschließung zu hindern, „denn daran liegt mir mehr als an dem ganzen Reiche, seinen Geschäften und dem Rest meines Lebens!" Da mußte denn in dem Sohn mit seinem vom Vater überschatteten Leben, seinem zerstörten

Liebestraum die schon ererbte Menschenfeindschaft noch steigen, seine natürliche Rauheit und wohl auch Roheit wuchs, und da er überall den Vater vertrat, nahm er sich dessen Tyrannis zum Vorbild, ohne die Künste seiner Verführung oder den Nimbus seiner Legende zu besitzen. So wurde auch Herbert verhaßt.

Mit alttestamentarischer Heftigkeit grübelt der Alte über die Zukunft seiner leiblichen Kinder, und wenn er Herberts Freundschaft mit dem Thronfolger fordert, so glaubt er, sein Haus auf alle Fälle zu sichern. Denn dies ist ein Hauptmotiv zu seiner Haltung in den letzten Amtsjahren: die Macht zu vererben, die ihm nur geliehen ist, wie es die Hausmaier im Mittelalter taten; das einzige, was ihn vom regierenden Fürsten unterscheidet, durch Klugheit nachzuholen: dem Erstgebornen das mächtige Amt fast mit derselben Sicherheit zu hinterlassen, wie diese Könige tun, die ohne ihn kaum Könige waren.

Dafür müssen die Söhne als Staatssekretär und Präsident parieren, als ob sie Kadetten wären. Das Geringste setzt den Alten in Wut: wenn der Diener meldet, Graf Bill sei nicht zu Hause, und nun findet ihn der Vater doch, schäumt er und schüttelt die Arme: „Komme sofort, ich brauche dich!“ (E. 66).

So bereitet sich unter seinen ersten Beamten langsam eine latente Revolte vor: alles lugt aus nach einer Erlösung vom Tyrannen. Wo fände man sie sicherer als in dem neuen Herrn! Es kann nur besser werden, denken die Staatsbeamten, und sind von vornherein bereit, jede Verstimmung zu schüren Und ist es nicht auch genußreicher, an einem neuerstandenen Hofe zu verkehren, Jagden und Bälle, Reisen und Einzüge zu teilen, als immerfort vor dem Wink und Tadel des alten Menschenfeindes zu zittern?

Das Schloß mit seinen glänzenden Fensterreihen, Schloßkompanie, Schutzmannsketten, Leibwache der Kaiserin,

Standarten, Wappen, Orden: alles verändert vom neuen Herrn oder erneuert, alles Höchstselbst gezeichnet, bis auf die Haussegen der Dienerschaft. Fort mit dem häßlichen altpreußischen Frack! Wieviel phantastischer sind Eskarpins, Seidenstrümpfe, Schnallenschuhe, Dreimaster! Alles rühmt die neue Kleiderordnung. Was muß der Kaiser dann beim Bericht über eine Sitzung empfinden, in der Bismarck den Plan der neuen Hoftracht zerpflückt und einen Immediat-Bericht dagegen vorschlägt! „Unzeitgemäß, unpopulär, politisch nachteilig, da diese auffallende Tracht eine Grenze zieht zwischen der Hofgesellschaft und allen übrigen Menschen. Diese kostspielige Tracht, bei uns nur für Lakaien üblich, entwürdigt ihre Träger." Da sieht man, denkt der Kaiser grollend, er ist nur noch ein griesgrämiger alter Mann.

Für die vielen Reisen braucht man einen Hofzug. Zwölf Waggons, Salonwagen in drei Abteilungen: großer Mittelraum, zwei kleinere, blaue Seide, Diwan, Kronleuchter, Wagen für Zivil- und Militärkabinett, Hofküche, Dienerschaft. Bei den Einzügen – denn die großen deutschen Städte müssen ihren Herrn erst alle einmal sehn – Garde du Corps, Goldhelm, immer sehr ernst, ihm folgend im offenen Wagen die Kaiserin, immer lächelnd. So gefällt es dem Deutschen.

Sie zahlen gern, was es kostet. Fünf Monate nach dem Antritt fordert der König Erhöhung seines Gehaltes auf 6 Millionen im Jahr. Schon wieder ein Hindernis beim Kanzler? Dieser ist „sehr beunruhigt, er findet die ganze Forderung unzeitgemäß und zu hoch, er meint, die Verhandlung im Landtag darf nur 5 Minuten dauern, jede Diskussion würde das Ansehen der Krone schädigen, eine Ablehnung das Kabinett zum Rücktritt nötigen" (W. 2, 24). Verschieben? Hat man nicht große Ausgaben für die beiden verwitweten Kaiserinnen, für seine Kinder? Leider weiß alle Welt, was der alte Kaiser erspart hatte.

Im zweiten Jahre Kaiserliche Yacht, 4½ Millionen, im Etat als „Aviso für große Geschwader“ deklariert, dann zum Staunen der Volksvertreter vom Kaiser bei der Schiffstaufe als Erholungsschiff für ihn und seine Familie bezeichnet, dessen Bestückung „mehr zum Schmucke“ dienen soll. Auf die erste Reise nach Wien und Rom nimmt der Kaiser als Geschenke mit: 80 Diamantringe, 150 silberne Orden, 50 Busennadeln, 3 Goldrahmen für Photos, 30 goldene Uhren und Ketten, 100 Dosen und 20 mit Diamanten besetzte Adlerorden. Macht er sich nicht überall beliebt?

Schon im zweiten Jahre, November 89, erklärt sein Freund und Verehrer Waldersee den Höhepunkt für erreicht, „ganz allmählich entwickelt sich eine gewisse Enttäuschung: die vielen Reisen, die rastlose Tätigkeit, die zahlreichen Interessen haben zur natürlichen Folge einen Mangel an Gründlichkeit. Die Kabinettschefs klagen, daß sie nur schwer Vorträge halten können, und daß dann alles zu kurz und zu hastig abgemacht werden muß. Die Minister haben das Gefühl, daß der Kaiser ab und zu über ihre Ressorts gründlich sprechen müsse, er tut es aber fast gar nicht“ (W. 2, 67). Selbst Hinzpeter, sein Prophet, ruft über irgendeiner Maßnahme aus: „Was sagen Sie zu dieser Nervosität! Er wird ja immer übereilter!“ (W. 2, 88).

Da er länger als die Hälfte des Jahres, meist gegen 30 Wochen von Hause fort ist, gewinnt die Schilderung seines Tageslaufs in den Jagdwochen allgemeinere Bedeutung, zumal sie von seinem Freunde Eulenburg kommt: danach jagt er, Sommer 89 in Pröckelwitz, täglich bis gegen Mittag, schläft dann bis 3, „zwischen 3 und 4 erledigt der Kaiser die persönlichen Regierungssachen, die aus Berlin bei mir eingelaufen sind. Ich bin stets zu dieser Zeit bei ihm, die Eingänge vortragend und Dienstsachen besprechend. Dann Diner. Nachher amüsiert es den Kaiser, im Garten nach Donnerkeilen zu suchen, die sich viel unter den Steinchen des

Sandes befinden und die meistens von Eberhard (Dohna) vorher hingestreut werden" (E. 2, 46). Von 3 bis 4 muß also alles erledigt werden. Als Eulenburg ihn im selben Jahre zur Jagd lädt, bittet er ihn, Kreuze auf der Liste der vorgeschlagenen Gäste bei denen zu machen, die er nicht wünscht, und verspricht, „diese Kreuze selbstverständlich in die tiefste Kammer meines reinen Herzens zu verschließen". Die Liste enthält die Talente der Gäste: „Hochberg: singt. Moltke: spielt. Hülsen: zaubert. Varnbühler: zeichnet Karikaturen. Herbert Bismarck: trinkt. Dohna: schustert (Bezeichnung hervorragend servilen Wesens) . . Dankelmann: schießt Schwalben mit der Kugel" (E. 2, 49).

Dann aber wird am Abend „der Gipfel der Heiterkeit erreicht, wenn Hülsen mit komischen Pantomimen . . Schillers Handschuh vorspielt". Wie sehr würde die Unschuld dieser studentischen Vergnügungen den Untertan erstaunt haben, der allwöchentlich den diktatorischen Ernst und die pompösen Sätze der Kaiserreden las! Freilich sind das keine romantischen Erholungen im Stile des bayrischen Vetters oder gar gefährliche, denn auch, daß einer Schwalben schießt, fällt in diesem Kreise niemand auf. Aber der schusternde Graf Dohna, der Donnerkeile in den Sand mischt, damit sein Zeus diese olympische Rarität finde, bereitet schon auf gefährlichere Dinge vor.

In diesen Stimmungen, zwischen Pantomimen, Witzen und Heldengesängen wurde der junge Monarch von seinen Jagd- und Zechgenossen leise auf der Bahn seiner Autokratie weitergeführt. In solcher Stimmung war es, daß Waldersee mit glatter Tücke über eine Frühstückstafel hin den Satz zum Kaiser sprach: „Friedrich wäre nie der Große geworden, wenn er bei seinem Antritt einen Minister von Bismarcks Macht und Bedeutung vorgefunden und behalten hätte" (B. 35).

Das war Jagos vergifteter Pfeil nach Othellos Herzen.

IV

Kronrat im Schlosse zu Berlin, Januar 90, der Kaiser und Bismarck in Uniform, die Minister in ihren bestickten Fracks, links neben dem Kaiser Bötticher, spitze Züge, Zwicker, zwischen Katze und Bürokrat. Niemand scheint den Grund dieses ungewöhnlichen Conseils zu kennen, wie es die Könige sonst nur in Fällen bedeutender Gefahr oder großer Entscheidungen einberufen haben. Bismarck, aus Friedrichsruh herbeigedrahtet, hat Bötticher vergebens nach dem Thema gefragt, der hat es verschwiegen, obwohl er als einziger es kannte; auch Herbert, der Staatssekretär, war auf seine Frage an den Kaiser ohne Antwort geblieben. Wunderliche Stimmung des Kanzlers: noch nie hat ihn sein König überrascht, zu jeder Sitzung hat er selber das Programm entworfen, beinah 30 Jahre. Was führt der unberechenbare neue Herr im Schilde? Es macht den Eindruck, als ob er „eine für uns freudige Überraschung plane".

Wirklich, für Wilhelm ist dies ein großer Augenblick. „Des Großen Friedrich Geburtstag habe ich ausgesucht, weil dieser Kronrat einen hochbedeutenden historischen Ausgangspunkt geben soll*." Zwei Vorlagen, von denen eine eigenhändig, werden von Bötticher verlesen. – Also ist er doch im Spiel gegen mich, denkt Bismarck von Bötticher, einem der ältesten Mitarbeiter, Freund des Hauses, aus mancherlei Gründen verpflichtet.

Arbeiterschutz, Sonntagsruhe, keine Kinderarbeit: lauter verständige Dinge. Nach der Verlesung spricht der Kaiser: „Die Arbeitgeber haben die Arbeiter ausgepreßt wie Zitronen und sie dann auf dem Miste verfaulen lassen. So ist im Arbeiter der Gedanke entstanden, er ist nicht nur Maschine, er will am Gewinn beteiligt werden, den er erzeugt hat. Sein Verhältnis zum Arbeitgeber muß aber ein kollegiales werden.

* Quellen für das Folgende in Schüßlers vortrefflichem Buch: Bismarcks Sturz.

Die Streiks beweisen, daß zwischen beiden Parteien jede Fühlung fehlt, darum wächst die Sozialdemokratie. Das Körnchen Wahrheit, das in ihrer Lehre steckt, wird schwinden, die Anarchisten werden die Führung bekommen. Wie eine Kompanie verludert, um die sich der Hauptmann nicht kümmert, so auch in der Industrie. Beim nächsten Streik werden die Arbeiter noch organisierter und verhetzter sein, dann gibt es Aufstände, und wir müssen schießen.

„Es wäre aber furchtbar, wenn ich den Anfang meiner Regierung mit dem Blute meiner Untertanen färben müßte. Wer es redlich mit mir meint, muß alles aufbieten, um solches Unglück zu verhüten. Ich will der roi des gueux sein! Meine Untertanen müssen wissen, daß sich ihr König um ihr Wohl bekümmert!.. Der internationalen Sozialdemokratie muß man eine internationale Übereinkunft entgegensetzen. Die Schweiz ist damit gescheitert. Beruft aber der Deutsche Kaiser eine solche Konferenz, dann ist das eine andre Sache . . Meine Wünsche beruhen auf Informationen und Ratschlägen von Autoritäten: Geheimrat Hinzpeter, Graf Douglas, von Heyden . . Darum habe ich in zwei Nächten diese Entwürfe verfaßt. Auf Grund derselben wünsche ich Vorlage eines in begeisterter Sprache gehaltenen Erlasses, um ihn übermorgen, zu meinem Geburtstage, zu veröffentlichen."

Ist er nicht ein moderner Monarch? Nicht ein Volksfreund, der weder nach Klassen fragt noch nach Besitz? Ein Feind der Bürokraten, der sein Ohr jedem Bettler öffnet? Die Zeit der Gewalt und der Waffen ist vorüber, Vernunft und Überredung müssen die Klassen annähern. An der Spitze der Zivilisation, Präsident eines Europäischen Kongresses, marschiert der Deutsche Kaiser ins 20. Jahrhundert. Wie sind seine ersten Wirkungen? Hat er die Minister hingerissen? „Mit steigendem Erstaunen", sagt Lucius, „saßen wir dabei: wer diese Ideen ihm eingeblasen habe?"

Bismarck weiß es. Die „Autoritäten", die der Kaiser soeben

seinen verfassungsmäßigen Beratern gepriesen, sind, nach seinem Kommentar, Hinzpeter, „mit Überhebung und Ungeschick unter sorgfältiger Vermeidung jeder Verantwortung". Douglas, „ein reicher und glücklicher Spekulant, der sich .. durch freundlichen Verkehr mit den kaiserlichen Kindern .. eine einflußreiche Stellung beim Souverän zu erhalten suchte", eine begeisterte Schrift über ihn geschrieben, vor dem Druck ihm gezeigt, daher auch den Grafentitel erhalten hat. Heyden, früher Bergwerksbeamter, jetzt Maler, der seine Kenntnisse „auf seinen Verkehr mit einem alten Arbeiter aus dem Wedding gründet, welchen er als Modell für Bettler und Propheten benutzte, und aus dessen Unterhaltungen er zugleich Material für legislatorische Anregungen an höchster Stelle schöpfte".

Aus solchen Gedanken wird er durch die Frage des Kaisers um seine Meinung in den Dienst zurückgeführt. Langsam, wie er die Riesengestalt erhebt, so spricht er, verhalten, mit Gegenfragen: Gegen wen sollte eigentlich der Arbeiter geschützt werden, dem man Sonntags- und Nachtarbeit verbietet? Gegen die Arbeitslust? Sein Lohn wird kleiner werden, also seine Unzufriedenheit größer. Die deutsche Industrie wird durch den Ausfall um 14% herabgesetzt, kann also mit der fremden nicht mehr konkurrieren. „Nachgiebigkeit wird die Begehrlichkeit der Massen ins Unendliche steigern. Überhaupt ist der Arbeiter nie zufrieden zu stellen. Das könnte nicht einmal der Zar von Rußland erreichen mit all seiner Macht! Diese Aufgabe könnte nach dem Wunsche der Arbeiter der liebe Gott allein lösen! Denken wir aber zunächst an die jetzigen Wahlen: die Besitzenden werden verärgert sein, die Sozialisten ermuntert. . Wir verwirren die Wähler, denen wir grade den inneren Feind vor Augen stellen müßten. So kommen wir ins Gleiten. Ich sehe Gefahren für das Königtum."

Peinliches Schweigen. Hat man die Stimme vernommen?

Ist dies nur der alte Streit zwischen Alter und Jugend, Erhaltung und Entwicklung? Führt nicht wirklich der Kaiser die Stichworte der neuen Epoche im Munde, der Kanzler die alten? Weiß er nichts Besseres gegen die drohende Gefahr, als den Zaren anzurufen und den lieben Gott? Oder will vielleicht der junge Herr sich auch nur in volksbeglückenden Redensarten berauschen, während er von seinen Ministern begeisterte Sprache einfordert? Zunächst bezwingt er sich, sehr höflich sagt er:

„Ich bin ja weit davon entfernt, meine geringe Erfahrung gegen die reiche E. D. in die Wagschale zu werfen." Auch sähe er ein, daß man die Erlasse erst im Staatsministerium durchberaten, nicht übereilen solle. Was er aber fordert, ist Abschwächung des Sozialistengesetzes, das soeben im Reichstag erneuert werden soll, vor allem Verzicht auf das furchtbare Recht der Regierung zur Ausweisung. „Königs- und regierungstreue Männer haben mich darum gebeten, in diesem Sinn meinen Einfluß geltend zu machen."

– Königstreu? denkt Bismarck. Und was bin ich? Mit solchen Einflüssen wird ja die Neutralität des Thrones erschüttert! Wenn er mir so die Wahlen unterhöhlt, so stürzt mein Kartell zusammen. Jetzt wird er grimmig: „Ich würde es für einen schweren Fehler halten, nur den Schein von Nachgiebigkeit im Reichstage zu zeigen. Erst beharren, dann überlegen, was der Reichstag bietet. Hier nachgeben, hieße den ersten verhängnisvollen Schritt tun, hieße, sich ins Schlepptau des Reichstages begeben . . Ich kann nicht beweisen, daß solche Nachgiebigkeit E. M. verhängnisvoll würde, aber ich glaube es aus langer Erfahrung . . Kommt das Gesetz gar nicht zustande, so können wir auflösen, ein Vakuum kann eintreten, dann gehen die Wogen noch höher: dann mag es zu Zusammenstößen kommen."

– Blut und Eisen? denkt der Kaiser. Spricht dieser alte Mann nicht wie vor 30 Jahren? Hat er nichts Neues hinzu-

gelernt? Nun wird auch er erregt: „Solchen Katastrophen will ich durch Präventive eben vorbeugen, anstatt meine ersten Regierungsjahre mit dem Blute meiner Untertanen zu färben!“ Das zweitemal: dies Bild scheint seiner Phantasie zu schmeicheln. Doch der Alte versteift sich:

„Wenn es Aufruhr und Blutvergießen gibt, Majestät, ist das nicht Ihre Schuld, sondern die der Revolutionäre. Ohne Blut wird es schwerlich abgehn, wenn man zurückweicht. Je später der Widerstand einsetzt, um so gewaltsamer wird er sein müssen.“

Kaiser: „Auf alle Fälle muß man dem Reichstag entgegenkommen!“

Bismarck: „Das heißt kapitulieren. Auf Grund meiner Sachkenntnis habe ich die Pflicht, davon abzuraten. Seit meinem Eintritt in die Regierung ist die Königsmacht ständig gewachsen. Ein solcher Rückzug aber wäre der erste Schritt vom Wege, und zwar in der Richtung einer augenblicklich bequemen, aber gefährlichen Parlamentsmacht . . Wenn E. M. kein Gewicht auf meinen Rat legen, so weiß ich nicht, ob ich auf meinem Platze bleiben kann.“

So stolz hat Bismarck zu seinem alten Herrn nie gesprochen. Indem er das Steigen der Königsmacht als sein Verdienst beansprucht, betont er seine eigne Macht und weigert sich, eins durch das andre zu schwächen. Dann bietet er seinen Rücktritt an. Niemals! hatte der alte Kaiser auf eins dieser Gesuche geschrieben, mit denen Bismarck doch am Ende alles durchgesetzt hat. Wird ihm der Enkel das gleiche Wort erwidern?

Der schweigt, beißt die Lippen, bezwingt sich aufs neue, nur halblaut sagt er zu Bötticher, mit dem er offenbar vorher alles besprochen: „Dadurch werde ich in eine Zwangslage versetzt.“ Pause. „Ich bitte die Herren um ihre Meinung.“

Vor dem gesamten Kabinett hat also der Alte seine Entlassung angeboten, vor dem gesamten Kabinett hat der Junge ihn ohne Antwort gelassen und sich an die andern

Minister gewandt; er konnte nicht geschickter, Bismarck nicht unvorsichtiger handeln.

Schweigend sitzen die acht Männer um den ovalen, grünen Tisch, keiner fühlt mit dem Alten, den sie hassen, jeder fühlt mit dem Kaiser, dessen gute Absicht, dessen feuriger Wunsch durch jenen Wasserstrahl aufzischend enden mußte. Dennoch wagt keiner, hier, direkt befragt, für den jungen Herrn zu sprechen. Er ist es, der die Macht im Staate darstellt, er allein vergibt und nimmt das Portefeuille, sogar den Kanzler kann er entlassen und hat soeben auf seine Drohung nicht Nein gesagt. Aber Bismarcks Gestalt, die Furcht vor seinem Zorn ist so groß, daß alle sich auf seine Seite stellen, selbst Böttticher wagt nur einen schwach vermittelnden Versuch.

Der Kaiser ist außer sich: in offner Sitzung ist er unterlegen! Trotzdem bezwingt er sich und schüttelt beim Gehen dem Fürsten die Hand.

Bismarck, als er nach Hause fährt, ist noch erregter. Jetzt erst erkennt er seine Fehler. Mehr als drei Monate hat er den jungen Herrn seinen neuen Freunden allein überlassen, die alle des Kanzlers Feinde sind. Böttichers vorsichtig tastender Frage hat er im Herbst das stolze Wort entgegengehalten: „Bei meiner Vergangenheit und Stellung brauche ich nicht zu fürchten, jemals gegen meinen Willen zu gehen.“ Und nun müßte er es dennoch fürchten? Hat nicht der Kaiser auf seine Bedingungen geschwiegen? Heut gab er noch nach, weil die Minister vor ihrem Meister einschwenkten, doch morgen? Böttticher, der ihn in Berlin vertrat, hat diese Monate für sich genützt: sein Nachfolger wollte er werden. „Die Versuchung,“ schreibt Bismarck später in einem seiner überfüllten Sätze, „in der sich Böttticher befand, den Reiz der Neuheit, welchen die monarchische Aufgabe für den Kaiser hatte, und meine vertrauensvolle Müdigkeit in Geschäften zum Nachteil meiner Stellung auszubeuten, wurde, wie ich höre, durch weibliches Rangstreben gesteigert . .

Seine Amtspflicht war nicht, an der Unterwerfung eines erfahrenen Kanzlers unter den Willen eines jugendlichen Kaisers zu arbeiten, sondern den Kanzler in seinen verantwortlichen Aufgaben beim Kaiser zu unterstützen.“

Weiter denkt der Alte zurück.

Mit Groll erfährt er erst jetzt, was sich in diesen drei Monaten zugetragen: Bötticher hat dem Kaiser erzählt, Bismarck erhalte sich nur noch durch Morphium. Jetzt erst ermißt er auch die Bedeutung aller Reibungen, die voraufgegangen sind. Als Eulenburg im Sommer seinem Freund Herbert winkte, dem Kaiser sei die Politik zu russenfreundlich, sagte Herbert grob: „Das hat mein Vater als ein Ganzes durchdacht, Amateure und Militärs verstehen das nicht. Paßt es ihm nicht, so gehen wir beide.“ Damals lenkte Eulenburg ein, wollte nichts gesagt haben, hinterbrachte aber Wort für Wort dem kaiserlichen Freunde. Der schimpfte bald gegen Herbert über die russische Anleihe, Bismarck solle die Bankiers einschüchtern, besonders Bleichröder sei gefährlich. „Ich habe keine Beziehungen zu ihm“, sagte Herbert erregt.

„Das ist mir ganz gleichgültig,“ rief der Kaiser, „er geht bei Ihrem Vater aus und ein!“

Am schlimmsten war die letzte Begegnung abgelaufen. Der Zar war nach seinem Besuche abgefahren, auf dem Heimweg von der Bahn erzählte der Kaiser dem Kanzler: „In Hubertusstock habe ich mich auf den Bock des Pirschwagens gesetzt und meinem Gast das ganze Jagdvergnügen überlassen.“ In voller Freude über seine kluge Liebenswürdigkeit erwartet er Applaus, den er gewohnt ist. Bismarck aber, der die Gedanken eines würdigen, menschenfeindlichen Zaren über diese Allüren eines deutschen Kaisers auf dem Bocke und ihre Wirkungen berechnet, verhält sich schweigend.

Kaiser: „Nun, so loben Sie mich doch!“

Was bleibt dem Alten nun übrig. Darauf der Kaiser: „Ich habe mich beim Zaren zu längerem Besuch nach Spala angemeldet."

Bismarck: „Das könnte gewisse Nachteile mit sich bringen. Der Zar liebt Ruhe, Familienleben, Spala ist nur ein kleines Jagdschloß", so häuft er äußere Bedenken, weil er die inneren verschweigen muß: „Ich erwog dabei in Gedanken, daß die beiden hohen Herren zu einem sehr engen Verkehr miteinander genötigt sein würden . . und hielt für bedenklich, die mißtrauische Defensive des Zaren mit der aggressiven Liebenswürdigkeit unseres Herrn ohne Not in enge und lange Berührung zu bringen."

Das alles ahnte der Kaiser nicht, sein guter Wille war, sich mit dem Zaren zu stellen, obwohl er ihn nicht leiden konnte, aufs neue fühlte er sich nun in seinen besten Einfällen gehemmt, aufs neue war es der alte Mann, der ihm alles verderben wollte, und in einem plötzlichen Gefühle des Widerwillens setzte er den Kanzler vor seiner Wohnung ab und fuhr weiter, statt zur verabredeten Konferenz bei ihm einzutreten.

Seit diesem verstimmten Adieu im Oktober hatten die Beiden sich bis zum heutigen Kronrat nicht gesehn.

V

Nach dem Kronrat fühlen beide Kämpfer sich geschlagen. Der Kaiser, in seiner Eitelkeit verletzt, droht dem Kriegsminister mit der Faust ins Gesicht: „Warum haben Sie mich im Stich gelassen! Sie haben ja alle ganz verprügelt ausgesehen! Was hat er Ihnen denn vorher gesagt?" Bismarck liegt leidend auf seinem Sofa, klagt über Entfremdung der Minister, spricht jedem, der es hören will, von diesen Dingen; den männlichen Rat seines zweiten Sohnes, gleich abzudanken, lehnt er aufgrollend ab, dann schimpft er wieder

auf Bötticher. In diesen Wochen hat er Stimmungen und Launen, nicht anders als sein Gegner, der Monarch.

Zwei Tage nach dem Kronrat erklärt er plötzlich sehr loyal im Kabinett: „Launen eines Monarchen sind wie gut und schlecht Wetter, man nimmt einen Regenschirm und wird doch naß. Ich verehre im Kaiser den Sohn seiner Vorfahren und meinen Souverän . . Eine Kamarilla unverantwortlicher Berater dürfen wir nicht dulden . . Ich denke also, wir machen mit."

Inzwischen rücken unsichtbar die Minister von ihm ab, und als er in der nächsten Woche, am 31., eine neue Sitzung eröffnet, haben alle ihre Stellungen bezogen: heut ist Bismarck im Grunde schon verloren. Als er die Umarbeitung der Erlasse vorschlägt, findet er Widerspruch. Das hatte im Kronrat noch niemand gewagt, obwohl die Augen des Kaisers um den ovalen Tisch herum nach Hilfe suchten; jetzt, ohne den Monarchen, erklären Bötticher und der vom Kaiser bedrohte Kriegsminister: „Wir dürfen dem Kaiser nicht mißfallen . . Wir müssen etwas zustande bringen, um S. M. zu befriedigen." Dies Votum, das wissen sie, wird dem Kaiser bekannt und sichert ihre Karriere.

Offner Widerspruch? Und dies ohne sachliche Gründe? Da wettert der Alte los: „Wenn ein Minister seinem Souverän verschweigt, daß er nach seiner Ansicht sich auf staatsgefährlichem Wege befindet, so ist das Übergang zum Landesverrat! Wollen wir nur immer dem Kaiser zu Willen tun, so sind acht Subalterne hier ebensogut am Platze wie das gegenwärtige Staatsministerium!" Schweigen. Abstimmung. Fast allgemeine Stimmenthaltung. Furchtbarer Augenblick! Wirft er nicht jetzt sofort in seinem Zorn die erschütterte Stellung dem Kaiser vor die Füße?

Bewegung, Adjutant, zum zweitenmal erscheint unangemeldet und sporenklirrend der Monarch in der Sitzung, sie wird bald geschlossen. Bismarck nachher zum Kaiser:

„Nur aus Gehorsam gegen Ihren Befehl habe ich diese Erlasse entworfen, aus dem Pflichtgefühl eines noch im Dienste stehenden Beamten. Ich widerrate entschieden diesen Schritt und möchte bitten, die Papiere gleich hier ins Kaminfeuer zu werfen.“ Niemals hat er so gesprochen, auch nicht, als er, ein unbekannter, unerprobter Fremder in den Dienst trat, damals am wenigsten.

„Nein nein!“ ruft der Kaiser und unterzeichnet „mit einer gewissen Hast“. Der Kanzler verweigert die Gegenzeichnung.

In dem ersten Erlaß wurde eine soziale Konferenz der Mächte angekündigt, im zweiten wurden gesunde und sittliche Grundsätze der Arbeit in einem Gesetz versprochen, nach dem die Arbeiter „durch eigne Vertreter an der Regelung gemeinsamer Dinge beteiligt wurden, zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlungen mit den Arbeitgebern und den Organen der Regierung, . . um ihnen den freien und friedlichen Ausdruck ihrer Wünsche zu ermöglichen.“

Mit diesem Aufruf hat sich der allein unterzeichnete Kaiser das Verdienst gesichert, den Gedanken des Betriebsrates als erster Fürst, 30 Jahre vor seiner Begründung, vor aller Welt fixiert zu haben. Hier sah er entschieden richtig, Bismarck entschieden falsch.

Stolz zeigt er am Abend seinen Gästen die Erlasse, enthüllt aber seine persönlichen Motive in den naiven Worten: „Die Arbeiter müssen wissen, daß Ich für sie denke!“ Anderntags applaudieren die demokratischen Blätter, daß der Kaiser endlich andere Ratgeber höre. Die erste Folge ist dennoch Verwirrung: in mehreren Städten fordern die Arbeiter unter Berufung auf das Kaiserwort sofortige Lohnerhöhung, am Rhein fordert der Bergarbeiter-Verband sogleich Enteignung aller Bergwerke zugunsten der Arbeiter.

Trotzdem fühlt sich der Kaiser gehoben: „Der Alte kriecht

zu Kreuze! Noch ein paar Wochen lasse ich ihn verschnaufen, dann regiere Ich!" Bismarck, der diese Worte zu den Vertrauten nicht erfährt, spürt ihre Stimmung, er sagt bei einem Vortrag Ende Februar:

„Ich fürchte, daß ich E. M. im Wege bin."

Der Kaiser schweigt, das heißt, er bejaht.

Darauf entwickelt Bismarck à l'aimable die Möglichkeit, zunächst aus den preußischen Ämtern zu scheiden und sich auf das Altenteil des Auswärtigen zurückzuziehen. Der Kaiser nickt, dann fragt er unbefangen: „Aber – die Militär-Vorlage werden Sie mir doch noch durch den Reichstag bringen?"

Mit verwundetem Gefühle verläßt der Kanzler das Schloß. Als er andern Tages den Kollegen seinen halben Rücktritt andeutet, sieht er sie „mit verschiedenem Gesichtsausdruck schweigen"; nur Bötticher, der die Nachfolgeschaft in Preußen schon halb in der Tasche hat, stellt eine staatsmännische Frage: „Würde ich wohl als Präsident bei Hofe den Rang vor dem Generaloberst von Pape oder hinter ihm haben?"

Später sagt der Alte müde seinem Sohne: „Der Kaiser will mich los sein . . und meine Kollegen sagen bei diesem Gedanken alle Uff!, erleichtert und befriedigt."

Während der Kaiser triumphiert, versinkt der Kanzler in neue Depressionen. Das Unerhörte geschieht: Bismarck macht mehreren Räten im Amte seinen Besuch, setzt sich zu den Überraschten, schimpft auf den Kaiser. Es ist, als irrte er umher in seiner Festung. Dann macht er Besuche bei Moltke, bei Waldersee, läßt sich am Ende gar bei der Kaiserin Friedrich melden und schüttet der Feindin sein Herz aus über den gemeinsamen Gegner.

Erst der Wahltag reißt ihn zu alter Tapferkeit zusammen. Jetzt zittert der Kaiser. Um zu demonstrieren, alarmiert er an diesem Morgen die Truppen und hält in Tempelhof

Parade ab: nur hier, inmitten seiner Garden, fühlt er sich sicher vor diesen unheimlich herausströmenden Bürgermassen, denen er mißtraut. Resultat am andern Morgen: anderthalb Millionen roter Stimmzettel, die Sozialisten verdreifacht.

Während nun wieder der Kaiser in Depression versinkt, wappnet sich der Alte. Der Kaiser hat seine ersten Wahlen verloren: dieser Gedanke verjüngt den großen Hasser, zugleich spornt ihn die neue Lage zu neuem Kampf. Jetzt könne er nicht gehen, erklärt er dem Kaiser, „nach diesen Wahlen, den Folgen Ihrer Erlasse, muß man das Sozialistengesetz verschärfen, die große Heeresvorlage bringen, wenn nötig, das Wahlrecht ändern, den Sozialisten entziehen, weil sie Staatsfeinde sind."

Der Kaiser, in seinen letzten Gewissensnöten: „Ich kann doch nicht die Wünsche meiner Untertanen mit Schnellfeuer beantworten! Ich will nicht Kartätschenprinz heißen wie mein Großvater!"

Bismarck, erregt: „Lieber bald als später. Man kann die Sozialdemokratie nicht totreformieren, man wird sie eines Tages doch totschießen müssen."

Kaiser, in voller Verwirrung: „Ich will nicht im Blute waten!"

Bismarck, eisern: „Majestät werden noch tiefer hinein müssen, wenn Sie jetzt zurückweichen. Ich könnte jedenfalls die Verantwortung nicht weiter tragen."

Zu dieser dritten Drohung fühlt sich der Alte stark, weil er das Herz des Kaisers durchschaut. Hier sieht er keinen Philanthropen vor sich, nur ein Gewissen, das sich durch seine erste vergebliche Geste schon beruhigt fühlt. Sprach nicht der Kanzler von der Militärvorlage? denkt der Kaiser und fühlt sich aufs neue im Kreise seiner Garden. 80000 Mann! Und er ergreift seine Hand zum Abschied und wiederholt Bismarcks Lieblingswort: „No surrender!" Jetzt, weil er

starke Hände braucht, hält der Kaiser an Bismarck fest. Lieben wird er ihn freilich nicht, im Gegenteil: da er ihn nun zu brauchen glaubt, fängt er an, ihn zu hassen.

„Es ist kaum mit ihm auszukommen! klagt er jetzt dem Freunde. Er kann es nicht ertragen, daß ich auch einmal etwas wünsche und will. An alles habe ich ihn erinnert, was ich ihm geopfert habe, mein Elternhaus . . Um meines Vertrauens willen habe ich bei dem Gegensatz zwischen meinen Eltern und ihm die schrecklichsten Zeiten durchleben müssen!" (E. 229). Dies alles glaubt der Kaiser; obwohl er jahrelang für Bismarck war, weil seine Eltern ihn bekämpften, glaubt er an sein „Opfer" für den Fremden.

Zugleich reizt ihn das Schwanken des Kanzlers, ihm will er Stimmungen und Überraschungen nicht gestatten: „Er hat gehen wollen und dann . . sein Gesuch wieder zurückgezogen, solches Spiel lasse ich mir nicht gefallen. Jetzt werde Ich den Termin bestimmen . . Sein Unglück ist seine maßlose Herrschsucht, allmählich hat er alles untergekriegt und ist verwöhnt. Bei mir ist er an den Falschen gekommen!" (W. 2, 105).

Zugleich mit ihm ist Bismarck bereit zu fechten: zusammen gegen die Sozialisten, einzeln jeder gegen den andern. Während sich alles zusammentut, im Amt, bei Hof, im Generalstab, um ihn nun endlich zu stürzen, nimmt Bismarck selber, im Gefühl, unentbehrlich zu sein, den unsichtbar-sichtbaren Kampf auf und läßt, um sich aufs neue die Minister zu unterwerfen, an jeden Abschrift einer alten Kabinettsordre gehen, mit der im Jahre 1852 Friedrich Wilhelm IV. den Ministern den amtlichen Verkehr mit dem König ohne Beisein des Ministerpräsidenten verbot. So kämpfen beide Männer um die Macht.

Doch Bismarck kämpft zugleich um sein Werk. „In schlaflosen Nächten", sagte er später, „hat mich damals die Frage beschäftigt, ob ich unter ihm aushalten könne.

Meine Liebe zum Lande sagte mir, du darfst nicht gehen. Du bist der einzige, der diesem Willen noch das Gleichgewicht halten kann. Aber ich kannte auch die Geistesverfassung des Monarchen, die mir die traurigsten Verwickelungen möglich erscheinen ließ. Das Schauspiel, das sich in Bayern mit Ludwig II. ziemlich glatt abgespielt hat, würde in einem Militärstaat wie Preußen einen verhängnisvolleren Charakter annehmen.“

Mit dieser Darstellung geht Bismarck fehl: der Kaiser ist niemals geisteskrank wie Ludwig von Bayern gewesen; er hatte nur gewisse Zeiten periodischer Aufregung, der dann die typische Verzagtheit immer folgte, man mochte freilich zuweilen erschrecken. So machte er auch jetzt seiner Wut gegen den Kanzler in einer Rede Luft, am 5. März: „Diejenigen, die mir behilflich sein wollen, sind mir von Herzen willkommen. Wer sich mir aber bei meiner Arbeit entgegenstellt, den zerschmettre ich!“ Und als er einige Tage später vergeblich versuchte, Bismarck gegen Bötticher freundlich zu stimmen, gab er am selben Abend diesem durch keine Verdienste geschmückten Beamten den Schwarzen Adler-Orden, den Bismarck erst nach seinem ersten siegreichen Frieden empfangen.

Der Bruch war da, es fehlte nur der Krach. „Ich tue so“, sagte der Kaiser am 9. zu Waldersee, „als bemerkte ich seine Schlechtigkeit nicht, ich werde auch nächstens wieder bei ihm essen, damit die Leute denken, wir ständen gut.“ Statt ihn mit einem Lanzenwurfe zu erlegen, sucht er den Löwen mit kleinen Stichen zu schwächen. So hat er es auch später mit kleinen Gegnern gemacht. Er war kein Kämpfer.

VI

Bismarck ist es.

Er kann nicht aus dem Feuer fliehen. Um seines Feindes nochmals Herr zu werden, spannt er alle Kräfte der Kom-

bination, damit ihm nach der Niederlage seines Kartells in den Wahlen eine neue Mehrheit draußen die Stütze gäbe, die er drinnen, im Schlosse, nicht mehr besitzt. Den Reichstag und den König zu besiegen, einen durch den andern an sich zu fesseln: das spornt seine Krieger-Instinkte. Nach einer Feindschaft von einem Jahrzehnt und länger betritt sogar der alte Feind, Windhorst zum ersten Male Bismarcks Haus: der Katholik zählt seine Bedingungen auf, um das Zentrum zur Bildung einer neuen Mehrheit herzuleihen.

Der Kaiser kann Windhorst nicht leiden: da ist ihm der Lärm über diesen Besuch grade recht, er ignoriert des Kanzlers Meldung auf morgen, sagt sich (durch einen Boten, der nie ankam) selber bei ihm an, erscheint nach seinem Morgenritt gegen 9 in Herberts Amtswohnung, läßt seinen Vater bitten. Dieser, schon in ruhigen Zeiten schwer und spät einschlafend, muß den Besuch zu dieser Stunde als Überfall empfinden und tritt ihm mit zur Schau getragenem Erstaunen in schroffer Haltung gegenüber. Da der Kaiser in seiner Erregung fast die ganze Zeit steht, muß es auch der Kanzler: so halten sie einander in dieser halben Stunde fest im Auge.

Bismarck: „Ich kann E. M. mitteilen, daß Windhorst aus seiner Zurückhaltung herausgetreten und bei mir gewesen ist."

Kaiser: „Nun, Sie haben ihn natürlich hinauswerfen lassen!" (Bei diesen drohenden Worten verläßt Herbert das Zimmer).

Bismarck: „Ich habe ihn natürlich empfangen, wie ich .. das mit jedem wohlerzogenen Abgeordneten zu tun verpflichtet bin."

Kaiser: „Sie hätten vorher bei mir anfragen müssen!"

Bismarck: „In meinem Hause muß ich jeden empfangen dürfen, der mir paßt, besonders zu amtlichen Besuchen."

Kaiser: „Sie haben sich Windhorst durch Bleichröder zuführen lassen. Natürlich, Juden und Jesuiten gehören zusammen.“

Bismarck: „Viel Ehre für mich, daß E. M. über die inneren Vorgänge meines Hauses so genau informiert sind. Es ist richtig, nur ist die Wahl des Vermittlers von Windhorst ausgegangen, nicht von mir, kümmert mich übrigens nicht. In der neuen Lage des Reichstages muß ich den Feldzugsplan vom Führer der stärksten Fraktion kennenlernen, es war mir also willkommen, daß er mich sprechen wollte. Ich weiß jetzt, seine Bedingungen sind unannehmbar. Wenn Sie mir dies zum Vorwurf machen, so könnten Majestät ebensogut Ihrem Generalstabschef im Kriege verbieten, den Feind zu rekognoszieren. Solcher Kontrolle der Einzelheiten und meiner persönlichen Bewegung im eignen Hause kann ich mich keineswegs unterwerfen.“

Kaiser: „Auch nicht, wenn Ihr Souverän es befiehlt?“

Bismarck: „Auch dann nicht, Majestät!“

Bis hierher war der Streit in wenigen Minuten mit frischen Atemzügen auf seine Höhe geführt, der Groll des Alten, die Aufregung des Jungen schließlich zu einem Punkte gediehen, wo der Herr und Souverän befiehlt, der Beamte und Untertan sich weigert. Dies ist der Punkt, an dem der Offizier, nicht nur an Bord, vor dem revoltierenden Untergebenen den Degen zieht, um ihn zu durchbohren, gleichviel, ob jener zu recht oder zu unrecht den Gehorsam verweigert.

Da der Kaiser vom Unrecht seines Beamten durchdrungen war, mußte er nach seinen Offiziersgefühlen in dem besonderen Falle nach Bismarcks letztem Wort mit oder ohne Gruß das Haus verlassen. War's Furcht oder Ehrfurcht, er tat es nicht, sondern lenkte ein, unsicher in der Haltung heut wie immer, nahm er den schneidigen Satz vom Befehl zurück. Nicht weil er verfassungswidrig war, nur weil

der blaue Blitz dieser umbuschten Augen ihn getroffen hatte, fuhr er nach einer Pause plötzlich verlegen fort:

„Es – handelt sich nicht um Befehle, nur um Wünsche. Es kann doch nicht Ihre Absicht sein, das Volk derartig aufzustöbern, wie es die heutigen Zeitungen zeigen!"

Bismarck, siegesbewußt: „Das eben ist meine Absicht! Solche Verwirrung muß im Lande herrschen, ein solches Tohu-Wabohu, daß kein Mensch mehr weiß, wo der Kaiser mit seiner Politik hinauswill!" Mit diesem gepolterten Unsinn verläßt der Alte seine Stellung und macht dem Kaiser seine Antwort leicht:

„Umgekehrt! Offen und klar muß meine Politik vor den Augen meiner Untertanen liegen! Konflikt mit dem Reichstag will ich nicht. Die Militärvorlage muß so beschnitten werden, daß sie bestimmt durchkommt. Ich habe Falkenstein beauftragt, das Höchstmaß des Erreichbaren durch Verhandlungen festzustellen." Welcher Fehler, dem Leiter der Politik einen General vorzuführen, der mit dem Reichstag verhandelt! So verletzt, kann Bismarck es wagen, aufs neue seine Demission zu geben; nur will er auch diesmal dem Kaiser die Verantwortung zuschreiben:

„Ich bin in Ihren Diensten nur geblieben, Majestät, weil ich das meinem alten Herrn versprochen habe. Wenn Majestät es wünschen, ich gehe gern."

Zum zweiten Male weicht der Kaiser aus. Warum geht er an diesem aufgeregten Morgen nicht auf die Frage ein? Fürchtet er sich noch immer? Da er nach seiner Natur nie einen offnen Angriff wagt, sucht er ihm von der Seite beizukommen: „Ich – bekomme gar keine Vorträge mehr von meinen Ministern. Man hat mir erklärt, Sie hätten das verboten. E. D. sollen sich dabei auf alte, vergilbte Verordnungen stützen, die längst vergessen waren. Ich muß bitten, sie unverzüglich aufzuheben."

Bismarck erklärt die Ordre vom Jahre 52 für unentbehr-

lich, bezieht sich auf alte Zeiten und sagt: „Kein Premier kann verantwortlich bleiben, wenn der Monarch mit jedem Ressort allein Beschlüsse faßt.“ Nochmals widerspricht der Kaiser, doch wieder, ohne entschlossen zu fordern, immer etwas verlegen: immer im Bann. Zum zweiten Male bleibt die Machtfrage ungelöst zwischen ihnen liegen. Bismarck ist entschlossen, sich lieber fortjagen zu lassen, als nach allem, was geschehn, durch sanfte Rücksicht auf seine „Gesundheit“ den Gegner zu befreien. Was aber tun, um sich statt dessen für alle Unbill zu entschädigen? Sieht er ihn heute nicht vielleicht zum letzten Mal? Wie kann man diesen jungen Menschen demütigen? Rache für Undank und Untreue!

Und ohne Anlaß wendet er das Gespräch auf den Zaren, warnt aufs neue vor dem geplanten Besuch und nimmt, wie um nur diese Warnung zu bekräftigen, aus einer verschlossenen Mappe Berichte, in denen neulich der Londoner Botschafter Äußerungen des Zaren über den Kaiser wiedergegeben hat, die an den englischen Hof gedrungen sind. Mit Behagen hatte der Alte kürzlich die Blätter gelesen, seinem Sohne darin Bosheiten gezeigt, gewiß auch seiner Frau davon erzählt, die länger als er von Mißtrauen gegen den Kaiser erfüllt war. Jetzt nimmt er einen, wahrscheinlich den schlimmsten dieser Berichte in die Hände, lockend blättert er langsam darin. Der Kaiser, immer unruhig, wenn es den Eindruck seiner Person, vollends, wenn es englische Stimmen betrifft, fühlt in den Händen des Kanzlers Dinge schweben, die er nicht kennt, nicht kennen sollte. Ungeduldig sagt er:

„Nun also, bitte, lesen Sie vor!“

Bismarck stellt sich erschrocken: „Dazu kann ich mich unmöglich entschließen. Der Wortlaut müßte E. M. verletzen.“

Jetzt greift der Kaiser hinüber: mit stiller Wonne läßt

sich Bismarck das Schriftstück entreißen. Der Kaiser liest für sich. Er liest zum ersten Male Wahrheiten über sich, vielleicht zum letzten. Er liest, der Zar habe unter anderem von ihm gesagt: „Il est fou. C'est un garçon mal élevé et de mauvaise foi."

Wieder aber wird er nicht wütend, er wird verlegen. Vor sich sieht er, während er liest, den Zaren und seinen Hof, die englische Großmutter und ihren Sohn; seine eigne Mutter, alle seine Gegner kennen diese schmählichen Worte über ihn, – und neben ihm der Mann, der ihm die Blätter so verführerisch zuspielte, er, Bismarck, wagt es und läßt seinen Souverän solche Gemeinheiten lesen! Schwerer ist des Kaisers Eitelkeit vor- oder nachher nie getroffen worden. Er zittert. Schweigend beobachtet ihn der Feind.

Er wendet sich zum Gehen. Kann er dem Alten die Hand noch reichen? Wieder eine halbe Maßregel: er nimmt den Helm in die Rechte, so daß nur zwei Finger freibleiben, diese reicht er dem Kanzler. Bismarck begleitet ihn bis zur Freitreppe vor der Haustür. Hier fällt dem Kaiser die Taktik wieder ein, die er gegen den Kanzler übt: im Begriff, unter den Augen der Dienerschaft in den Wagen zu steigen, springt er die Stufen wieder hinauf und schüttelt Bismarck vor den Zeugen lebhaft die Hand. –

Im Schloß erzählt er die Geschichte Waldersee, der nichts unterläßt, ihn vollends aufzuhetzen. Der Kaiser ist froh, daß man ihn reizt, resümiert, wie um sich zu rechtfertigen, die üble Lage des Reiches und schließt: „Wo bleibt da der Große Kanzler? Wo sind seine Verdienste?" Jetzt wagt sich Waldersee ganz vor und rät, rasch zu handeln; als er geht, sagt der Kaiser nachdenklich, etwas bedrückt: „Ich denke, es wird schon gehen." Dann rafft er sich zusammen und ruft in seiner Art: „Waidmanns Heil!"

Seinen Piqueuren scheint er zuzurufen: Aufgepaßt! Den Achtzehnender bring' ich zur Strecke!

VII

Wie um noch einmal zu warnen, läßt eine Fügung in der nächsten Nacht den Grafen Schuwalow aus Petersburg in Berlin eintreffen: die russischen Verträge mit Deutschland soll dieser Botschafter erneuern, das ist sein Auftrag. An dieser Versicherung hängt das Schicksal des Reiches. In den nächsten drei Tagen wird es entschieden.

Der Kaiser, doppelt gereizt durch die eben gelesenen Bosheiten des Zaren, jagt nach irgendeinem Mittel, sich an ihm, zugleich an dem grausamen Mittler zu rächen. Sind keine Schleicher da, ihm eins zu reichen? Waldersee, immer erfinderisch, zieht es im psychologischen Moment aus der Tasche: Berichte des deutschen Konsuls aus Kiew, alarmierend über russische Truppenbewegungen, hundert Seiten zusammen eingesandt, die ältesten mehrere Monate alt; von diesen Berichten hatte Bismarck vor kurzem einige an den Generalstab, andere an den Kaiser geschickt. Waldersee, dem mächtigen und gefährlichen Geheimrat von Holstein befreundet, seit dieser gegen den Kanzler wühlt, hat von ihm die Zusammenhänge, deckt sie dem Kaiser auf, schürt seine Kränkung: Vorenthaltung wichtiger Nachrichten, dann fügt er hinzu: „In dieser Richtung ist massenhaft gesündigt worden, hier liegt eine der Ursachen, daß der Kanzler seine Stellung nicht verlassen kann. Er hat zu viel . .", soll heißen „betrogen".

Der Kaiser strahlt auf. Mit diesem Papier kann er den Alten schlagen, hier ist die Rache für den Londoner Bericht! Rasch einen Zettel, und ohne Überschrift legt er ihn den ins Auswärtige Amt zurückgehenden Akten offen bei, sichtbar für alle Büros, denen der Dienstweg solche Papiere öffnet: „Die Berichte lassen auf das Klarste erkennen, daß die Russen im vollsten strategischen Aufmarsch sind, um zum Kriege zu schreiten – und muß ich es sehr bedauern,

daß ich so wenig von den Berichten erhalten habe. Sie hätten mich schon längst auf die furchtbar drohende Gefahr aufmerksam machen können! Es ist die höchste Zeit, die Österreicher zu warnen und Gegenmaßregeln zu treffen .. W."

Die Erregung über seine dicht bevorstehende Befreiung, man sieht es, hat also Furcht und Schneidigkeit in ihm verdoppelt, sein Haß gegen Bismarck sucht große historische Gründe, seine Rache will theatralisch sein: ein Krieg muß vor der Tür stehn – und dieser Alte hat nichts davon bemerkt! Das Reich in Gefahr! Alte Berichte eines Konsuls, deren Einzelheiten dem Generalstab durch seine Spione längst bekannt sind, müssen zur Enthüllung drohenden Krieges werden. Dies offen dem Kanzler zu sagen, damit es seine Leute vor ihm lesen, schmunzeln und den jungen König verehren lernen: welch ein Moment für ihn!

Denn heut, er weiß es, er allein von den Millionen allen, heute wird Bismarck fallen. Vergebens hat er ihm gestern den General Hahnke geschickt, um Rücknahme der ominösen alten Ordre zu befehlen. „Das ist unmöglich", sagte Bismarck. „Will der Kaiser die Ordre kassieren, so muß er auch das Präsidium des Staatsministeriums aufheben. Dagegen habe ich nichts."

„Es wird sich sicher ein Ausweg finden lassen", hatte Hahnke geschmeidig erwidert. Aber nach dieser ironischen Ablehnung, die man dem Kaiser brachte, riß diesem, so erzählt er später, die Geduld: „Mein alter Hohenzollerscher Familienstolz bäumte sich auf. Jetzt galt es, den alten Trotzkopf zum Gehorsam zu zwingen oder die Trennung herbeizuführen, jetzt hieß es, der Kaiser oder der Kanzler bleibt oben."

In Wahrheit hatte ihn die „russische Kriegsgefahr" so in Feuer gesetzt: nun faßt er sich ein Herz, heut schickt er den General ein zweites Mal, 17. März morgens. Der tritt beim

Kanzler ein, reißt allen seinen Schlachtenmut zusammen und bringt korrekt heraus:

„S. M. bestehen auf der Rücknahme der bekannten Ordre. Nach dem Bericht, den ich über unser gestriges Gespräch erstattet habe, kann S. M. nur erwarten, daß E. D. sofort Ihren Abschied einreichen. E. D. belieben um 2 Uhr aufs Schloß zu kommen, um ihn dort entgegenzunehmen."

Wie lange die Pause war, die Bismarck nun machte, ist nicht überliefert. Dann sagt er sehr ruhig: „Ich bin nicht wohl genug, um aufs Schloß zu kommen. Ich werde schreiben."

Als eine Stunde später der Kaiser beim Großen Generalstab vorfährt, sagt er im Aussteigen zu Waldersee: „Die Sache ist in Ordnung. Hahnke ist beim Kanzler gewesen, er schickt keine Ordre, aber seine Entlassung." Dann betritt er den Saal, in dem man heut Kritik an den taktischen Aufgaben des Generalstabs abhalten soll; vom Druck ist er erlöst, hier überall ist des Königs Rock, nur königstreue und gehorsame Männer sind zu sehn. Hier wird er glänzen.

In der Tat erhebt er sich nach dem Vortrag des Chefs und teilt seine eigne, von der offiziellen abweichende Lösung der Hauptaufgabe mit. „Leider machten", berichtet Waldersee, „seine Ausführungen einen sehr dürftigen Eindruck. Jeder der zahlreichen Anwesenden empfand die Unrichtigkeit und Unreife dieser Ansichten; es war daher sehr bedauerlich, daß der Kaiser in Überschätzung seines Wissens sich so bloßstellte . . Ich erwiderte kein Wort" (W. 2, 119).

Da niemand erwidert, kann er mit Hochgefühlen ins Schloß zurückkehren. Noch nichts vom Kanzler? Und mit der Begründung, er fürchte von ihm „Schritte, die unsre auswärtige Politik beunruhigen könnten", schickt er am Abend ein drittes Mal zu ihm, diesmal Lucanus, den trocken kühlen Chef seines Zivilkabinetts.

Bismarck ist eben von Tische aufgestanden, manches

ist seit heut morgen mit ihm und durch ihn geschehn. Während der Kaiser überraschende Lösungen kriegerischer Aufgaben seinem Generalstab theoretisch vortrug, hat Bismarck sie praktisch hinauszuschieben versucht: er hat den Grafen Schuwalow empfangen, der seine Vollmachten zur Erneuerung der russischen Rückversicherung darlegte. Der schrak zusammen, als er von seinem alten Freund erfuhr, er werde morgen nicht mehr Kanzler sein. Dann hat Bismarck seinen Ministern die Lage erklärt und mit ingrimmigem Behagen ihre kalte Passivität konstatiert: niemand dachte an gemeinsame Demission des Kabinetts, die doch das gegebene war.

Jetzt steht Lucanus schmächtig vor dem Riesen. Weit zögernder als heute früh der General, und ohne jede Motivierung bringt er's heraus: „S. M. lassen anfragen, weshalb das am Morgen erforderte Abschiedsgesuch noch nicht eingegangen sei?"

Bismarck, noch immer ruhig: „Der Kaiser kann mich ja jeden Augenblick entlassen; meine Absicht kann nicht sein, gegen seinen Willen zu bleiben. Ich erkläre mich bereit, meine schlichte Entlassung sofort durch Gegenzeichnung gültig zu machen. Dagegen gedenke ich nicht, dem Kaiser die Verantwortung für meinen Rücktritt abzunehmen, werde vielmehr in öffentlicher Klarstellung die Genesis festlegen. Nach 28jähriger Amtstätigkeit, die für Preußen und für das Reich nicht ohne Einfluß geblieben ist, brauche ich Zeit, um mich in einem Abschiedsgesuch auch vor der Geschichte zu rechtfertigen."

Lucanus hat Zivil-Courage: er wagt's und bestreitet dem Kanzler das Recht, die Dinge öffentlich darzustellen. Was Bismarck ihm dann noch erwidert haben mag, hat er nicht überliefert und Lucanus allen Grund zu verschweigen; seine gleichmütige Stimmung, schreibt Bismarck, wich in diesem Gespräch einem Gefühl der Kränkung.

Während er abends das Dokument entwirft, sitzt Eulenburg, seit Jahren Freund des Bismarckischen Hauses, beim Kaiser: „Es waren Stunden großer Erregung." Diner mit einem Herzog. Darauf der Kaiser: „So, nun ist es genug. Jetzt wird musiziert, jetzt werden Sie singen . . Wir wollen uns den Kopf wieder klarmachen und an andere Dinge denken." Darauf singt Eulenburg seine Balladen, die der Kaiser auswählt und deren Noten er umblättert. „Er war ganz bei der Sache, in unbefangener Freude. Sein merkwürdig schnell wechselndes Temperament ließ ihn selbst in diesen peinlichen Stunden nicht im Stich. Nur einige Minuten wurde die Musik durch die brennende politische Frage unterbrochen: der Kaiser, herausgerufen, um Hahnkes Antwort zu hören, setzt sich bald wieder ans Klavier und sagt leise: „Jetzt ist der Abschied da." Hierauf wird weiter gesungen (E. 238).

Was ihn an diesem Tage beherrscht, ist die tödliche Angst, der Alte könnte ihn vor der Nation zu gewaltsamer Exmittierung zwingen; daß er die Aufregung in Tönen begräbt, ist gar nicht übel. Aber noch einen halben Tag läßt ihn der Alte warten, bis er, „bleich und erregt" endlich das Papier in seinen Händen fühlt. Sechs Druckseiten lang, in allem dem Kaiser Grund und Anlaß zum Rücktritt zuschiebend, ist es erst spät der Nation bekannt geworden. Schnell schreibt der Kaiser, als könnte er etwas versäumen, darunter: „Genehmigt. W."

Hierauf verbietet er Publikation dieser Darstellung, veröffentlicht aber seine eigne, die in zwei Handschreiben von Bismarcks kostbarer Gesundheit spricht, von der Hoffnung, seinen Rat und seine Tatkraft auch fernerhin nützen zu können, und von der Überzeugung, „daß weitere Versuche, Sie zur Rücknahme Ihres Antrages zu bestimmn, keine Aussicht auf Erfolg haben". So fälscht er vor der Welt die wahren Gründe, schiebt dem gewaltsam Entlassenen Wunsch

und Verantwortung für seine letzten Schritte zu und sucht durch Herzogstitel, Ernennung zum Generaloberst, sogar durch Angebot einer Dotation, d. h. einer Geldabfindung den Eindruck eines Entschlusses auszugleichen, den er den Mut nicht hat, auf sich zu nehmen. Wunderliche Figuren: wie sich nun in Bismarcks Salon die Türe öffnet und vor ihm und seinem alten Freunde Kardorff, erscheinen mit glatten Mienen und verbindlichen Verbeugungen nochmals Hahnke und Lucanus, gestern Totengräber, heute Kondolierende, denn jeder hält in Händen einen ziemlich großen blauen Brief; Bismarck aber unterdrückt Bosheit und Witz und nimmt die Kaiserlichen Schreiben mit schuldigem Respekt entgegen.

Als andern Tags der Kaiser mit unverhohlener Genugtuung seinen Generalen den Rücktritt des Kanzlers kundgegeben hat, ist keiner betroffen, außer dem alten Kampfgenossen: auf der Treppe beim Gehen bleibt Moltke stehen, die neunzigjährigen, immer verschlossenen Lippen öffnen sich, er sagt: „Das ist eine bedauerliche Geschichte. Der junge Herr wird uns noch vor manches Rätsel stellen."

Indessen erhebt der Kaiser vor der Nation die Stimme, und zwar im Volksliedtone, den sie hören möchte. Depesche an einen Großherzog: „Mir ist so weh ums Herz, als hätte ich noch einmal meinen Großvater verloren. Aber von Gott Bestimmtes ist zu ertragen, auch wenn man daran zugrunde gehen sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers auf dem Staatsschiff ist mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte. Volldampf voraus!" Sehr fein wird hier die Seele der Deutschen getroffen: sie hören, daß dies alles Fatum war, und da sie eine Schwäche für das Tragische haben, zugleich für den starken Mann in Offiziersstellung, erkennen sie in einer von Gott gesetzten Prüfung den jungen Herrn am Steuer willig an, und niemand stutzt, daß sich der Kaiser hier öffentlich als sein eigner Kanzler bezeichnet.

Auch ist der Eindruck viel geringer, als der Kaiser befürchten mußte. Das Abgeordnetenhaus nimmt die Mitteilung vom Rücktritt seines Ministerpräsidenten nach 28-jähriger Tätigkeit in vollem Schweigen auf. Laut begrüßen die liberalen Blätter den Fortfall eines „seit Jahren unüberwindlichen Hindernisses . . Die Nation wird den 18. März 1890 bald zu den Tagen zählen, deren man mit Freude gedenkt." Unter den hohen Beamten herrscht das Gefühl der Erlösung, von einem berichtet Hohenlohe, er war „froh wie ein Schneekönig, daß er jetzt offen reden konnte. Dies behagliche Gefühl ist hier vorherrschend".

Sogar die Diplomatenkreise begreifen nur im Ausland, nicht in Berlin, was in Europa passiert ist: „Gestern (18.) war Dilettantentheater beim sächsischen Gesandten", schreibt der österreichische Botschafter nach Haus, „und ich konnte mich nicht genug darüber wundern, wie man fast nirgends Gruppen wahrnehmen konnte, die das große Tagesereignis besprachen. Die Eindrücke der Abendunterhaltung standen den Leuten viel näher." Dieser Österreicher konnte im voraus nicht wissen, daß in der Tat an diesem Abend das Dilettantentheater in Berlin begann, aber er hatte genug historische Ironie, um nach ein paar Tagen eine Visitenkarte nach Wien zu senden, auf der Bismarck bei seinem Abschiedsbesuche das Wort Reichskanzler mit Bleistift gestrichen hatte.

Der Kaiser triumphiert: sein Volk hat ihn verstanden. Um vollends zu beruhigen, sucht er Herbert im Amte zu halten.

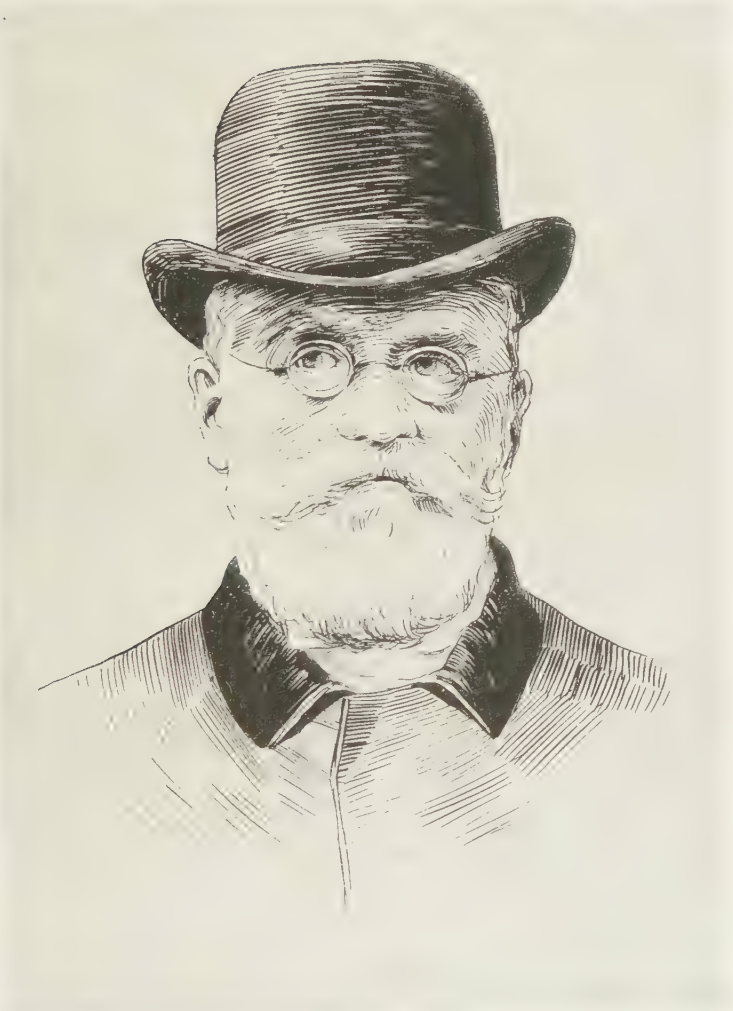
Er appelliert an seine alte Freundschaft, die längst morsch war, er schickt sogar nochmals zu seinem Vater, er möge auf Herbert einwirken; der aber sagt dem Vermittler nichts als Piccolominis Wort: „Mein Sohn ist mündig". Wehe Herbert, wenn er geblieben wäre! Dem Sohn das Amt zu sichern, war immer sein Streben gewesen, nun aber, im Streite, geht Ehre über Sicherheit. Dennoch läßt er den Sohn noch eine Woche im Amt, um den russischen

Vertrag doch noch zu retten, gegen den sich Bismarcks Feinde sogleich verschwören. Als Herbert dem Kaiser mitteilt, Schuwalow weigere sich, mit Bismarcks Nachfolger den Vertrag zu erneuern, schreibt der Kaiser daneben: „Warum?“ In diesem Einen Worte liegt alle Verkennung von Bismarcks europäischer Macht, doch auch die ganze Naivität, mit der ein junger Fürst glaubt, bei gutem Willen alles allein zu erreichen. Warum? Das ist das Wort, mit dem er noch nach dreißig Jahren im sicheren Gefühl des guten Willens sich über eine böse Welt verwundern wird.

Erstaunt und unruhvoll erkennt er doch die Wichtigkeit des Vertrages: auch deshalb will er Herbert halten, um den Eindruck einer Schwenkung in den auswärtigen Fragen zu verhüten. Nun überfällt ihn plötzlich Angst: nachts läßt er den russischen Grafen wecken, er möge um 8 Uhr früh zu ihm kommen. Schuwalow erschrickt, er denkt, der Zar ist ermordet. Am Morgen versichert ihm der Kaiser: „Durch den Abgang des Fürsten hat sich nichts verändert, ich wünsche den Vertrag durchaus, bitte Sie, mit dem Grafen Herbert Bismarck abzuschließen und den Zaren meiner steten Freundschaft zu versichern.“ Als dieser die Worte einige Stunden später drahtlich erfahren, hält er Ministerrat, es folgt Rückfrage, neue Überlegung in Petersburg; es scheint, man wird einig.

Aber inzwischen stürzen die Epigonen sich auf das vom Meister verlassene Werk, um es nur rascher wieder zu zerstören.

Caprivi, der neue Kanzler, General, politisch unbewandert, wird von dem dunkel bewegten Alten in einem Gartengespräch auf den russischen Vertrag angesprochen. „Bismarck“, so erzählt Caprivi, „fragte mich, ob ich den geheimen Vertrag von 87 nicht erneuern wollte. Ich gab ihm zur Antwort: „Ein Mann wie Sie kann mit fünf Bällen



Holstein

gleichzeitig spielen, während andere Leute gut tun, sich auf einen oder zwei Bälle zu beschränken.“ Zu weiterer Aussprache kam es nicht, weil Caprivi der Aufforderung, bis zum Auszuge der Bismarcks täglich bei ihnen zu frühstücken, nur einmal nachkam, „da ich Zeuge von Äußerungen über den Kaiser, und zwar solcher aus weiblichem Munde geworden war, die ich anständigerweise nicht zum zweitenmal anhören durfte“ (v. Eckardt, Caprivis Kampf, 59.)

Warum auch Bismarck? Caprivi hat sich indessen Rat bei andern Autoritäten geholt: vor allem beim Geheimrat von Holstein, dem besten Kenner aller auswärtigen Geschäfte, dessen Gutachten gegen die Erneuerung ausfiel: „Etwas Greifbares ist davon nicht zu erwarten, kommt es aber heraus, so sind wir als falsche Kerle blamiert.“ Von Frankreich werde der Zar durch den Vertrag doch nicht getrennt, dagegen könne der Verrat des Geheimnisses in London oder Wien den Dreibund sprengen und uns dann ganz auf Rußland verweisen. Weder Holstein noch dem jüngeren Kiderlen-Wächter, der ähnlich schloß, weder ihrem Zuhörer Caprivi noch dessen Zuhörer, dem Kaiser, dem der neue Kanzler diese Gegengründe vortrug, ist eingefallen, daß Bismarck nicht aus einem schlechten Gewissen, das er nicht zu haben brauchte, sondern nur auf des Zaren Wunsch den Vertrag vor Wien geheimgehalten hat; auch ist keinem eingefallen, daß Bündnisse auf Interessen beruhen und nicht dadurch gesprengt werden, daß ein Verbündeter auch anderswo Friedensbürgschaften sucht.

Etwas anderes war es, das dem Baron von Holstein für sein entscheidendes Votum einfiel: „So hingen wir“, schrieb er einem Vertrauten, „von Rußlands Diskretion ab, es könnte uns dann seine Bedingungen für den ferneren Umgang machen. Die erste würde sein: ich will mit dem bisherigen Geschäftsfreund B. verkehren, und

zwar nur mit ihm. Verstehen Sie jetzt die Lage? Daher der krankhafte Eifer!"

Daher der Eifer Holsteins und der Seinigen! Jetzt, wo die Krisis Freund und Feind vor Bismarcks Augen deutlich geschieden, mußte jeder, der ihn verlassen, vor seiner Wiederkehr erzittern. Schon harken mit geschwinden Händen die Zwerge das Loch zu, in dem sie hausen, damit der Bär nicht wieder bei ihnen einbricht. In diesen Tagen, als das Auswärtige Amt die Entscheidung: mit oder ohne Rußland, schwanken sieht, und jeder zieht an seiner Schnur, wird selbst ein Registrator von Bedeutung. Als Herbert, noch Staatssekretär, die ganze Verhandlung nach Petersburg verlegen will, um sie den Berliner Rankünen zu entziehen, will er aus der Geheimen Kanzlei die Akten für den deutschen Botschafter holen.

„Die Akten", sagt der alte Registrator, „die hat der Herr Baron von Holstein mitgenommen."

Zu spät. Mit Umgehung seines Vorgesetzten hatte Holstein die Akten selber geholt und dem neuen Kanzler gebracht. Jetzt fällt Herbert mit aller Brutalität über den alten Beamten her: „Wie können Sie sich erlauben, ohne Genehmigung des Staatssekretärs geheime Akten herauszugeben!" Darauf kam es „zu einem Auftritt rohester Art, in den Holstein hineingezogen wurde". Diesen ältesten Vertrauten, dessen heimlichen Abfall Herbert schon lange spürte, fährt dieser vor Zeugen wütend an: „Sie scheinen mich etwas früh für einen toten Mann zu halten!" (Eckart, Caprivi, 51.)

Am nächsten Tage geht auch er; der Kampf ist aufgegeben.

Der Kaiser allein entschied zuletzt nach freiem Ermessen das Problem, in ihm zum erstenmal eine deutsche Lebensfrage. Keineswegs hätte der unpolitische neue Kanzler nach der ersten Amtswoche eine Kabinettsfrage aus einer Ent-

scheidung gemacht, zu der er sich selber sachlichen Rates bedienen mußte. Warum hat also der Kaiser die Meinung gewechselt?

Die Russen waren bereit, sogar auf sechs Jahre den bisher dreijährig kündbaren Vertrag zu erneuern, und hatten erklärt, mit diesen sechs weiteren Jahren das Verhältnis in ein dauerndes überzuleiten. Das bedeutete nichts weniger als die Sicherheit des Reiches gegen den Krieg mit zwei Fronten. Das hatte der Kaiser eingesehn und deshalb die Erneuerung gewünscht, obwohl er diesem Zaren persönlich grollte. Doch nun, da endlich der morsche Block aus der Aussicht geschleppt ist, ist die Bahn frei, neue Gesichter umgeben den Herrn, jeder führt sich mit einem Spruche gegen Bismarck ein, nun, zum erstenmal von einem Mann beraten, den er selber herausgefunden, der also vortrefflich sein mußte, gespeist mit Scheingründen der Loyalität gegen Verbündete, zugleich am delikatesten Punkte gefaßt, an seiner Furcht, er könnte ganz vereinsamt werden: nun folgt er Caprivis Rat um so lieber, als dieser Bismarcks angebliche Fehler aufdeckt.

„Ruhig, klar und offen vorzugehen, ohne diplomatische Wagnisse“: diese Sprache Caprivis trank der Kaiser ein; schlicht und deutsch, nicht wie der alte Fuchs: das entsprach auch der gottesfürchtigen Geste, die er überall zeigte, so sprach zu ihm eben nur ein Soldat, der nichts von jenen Federkünsten wußte. Der ehrliche Caprivi freilich hatte in seinem eignen Verzicht auf das diplomatische Ballspiel seine Eignung offen negiert; er wußte kaum, daß Holstein, der entscheidende Ratgeber nicht für das Reich besorgt war, nur für sich, als er von einer Politik abriet, die Bismarck wiederbringen konnte. Und wenn es durch ihn der Kaiser wußte, so mochte dies Motiv den Herrn erst recht vor der Erneuerung warnen.

Wie um den neuen Kurs vor aller Welt zu betonen, den

der Kaiser noch eben abgewehrt, erscheint er, beim Besuch des Onkels Eduard am 21. an glänzender Tafel zum erstenmal im Leben als Engländer: zum Admiral der Britischen Flotte ernannt, erhebt er in dieser neuen Uniform das Glas, trinkt auf die alte Waffenbrüderschaft von Waterloo, hoffend, „die englische Flotte wird zusammen mit der deutschen Armee den Frieden wahren". Noch einmal öffnen sich Moltkes schmale Lippen zu den erschreckten Worten: „Hoffentlich kommt diese Rede nicht in die Presse" (Ho. 463).

Jetzt nützte es nichts mehr, daß Schuwalow sich konsterniert zeigte, neue Verhandlungen anbot, sogar den Kaiser an sein kürzlich gegebenes Wort erinnern ließ. Es nützte nichts, daß der deutsche Botschafter warnte, Rußland könnte „die Anlehnung, die es bei uns nicht findet, anderswo suchen". Eben weil man in den letzten Jahren die Pariser Agitation für Rußland in Berlin verfolgt hatte, mußte man sich jetzt mehr als je davor sichern. Umsonst! Der Kaiser hatte entschieden.

Drei Monate darauf, Juni 90, schloß der Zar, durch den deutschen Rücktritt vom Vertrage vereinsamt, das erste Abkommen zur Alliance mit der Französischen Republik, gegen die sich seine absoluten Gedanken bisher immer gewehrt hatten, und der russische Ministerpräsident sagte bald darauf zum deutschen Botschafter: „Mit unserem Vertrage war die Barriere gefallen, die Rußland von Frankreich getrennt hatte."

Auf diese Art, durch Unkenntnis Europas, durch eingestandenes Unvermögen des ersten Reichsbeamten, vor allem durch eine Intrige gegen Bismarck: ausschließlich also durch die vorzeitige Entlassung des Meisters ging der Vertrag zugrunde, an den seine Staatskunst die Sicherheit des Reiches geknüpft hatte. Mit seherischer Wahrheit schrieb Bismarck etwas später, 20 Jahre vor dem Weltkrieg, von dem Zu-

sammentreffen beider Ereignisse: „Ich mußte dies als eine Laune des Zufalls ansehen, und die Geschichte wird es vielleicht verhängnisvoll zu nennen haben."

Der alles entschied, war der Kaiser. Als er in denselben Tagen den Kanzler zum Abschied empfing und nach seiner Gesundheit fragte, um derentwillen er ihn angeblich ziehen ließ, sagte Bismarck gelassen: „Die ist gut, Majestät." Hierauf übergab ihm die Kaiserin einen Rosenstrauß. Er selber legte drei Rosen auf Kaiser Wilhelms Grab. Als er Berlin verließ, brach die Menge auf den Perron des Lehrter Bahnhofes vor. Hier standen die Minister und ihr neuer Führer. Die Menge hatte den Kaiser erwartet. Weder er noch sein Bruder noch einer der Bundesfürsten war erschienen. Der einzige Fürst, der hier erschien, war Prinz Max von Baden.

Im Wartesaal, zwischen Blumen, hatten unbekannte Hände einen umflorten Erdball aufgestellt.

ZWEITES BUCH

MACHT

„Wenn Könige donnern könnten
wie Jupiter, sie machten taub den Gott
und täten nichts als donnern, nichts als donnern!“

MASS FÜR MASS

IV. KAPITEL

KABALEN

I

Aus der altmodischen Tür des Auswärtigen Amtes tritt ein hochgewachsener Mann, ehrerbietig wünscht der Pförtner dem Herrn Baron Guten Abend, denn dieser Mann ist mächtig, immer der letzte, der das Bureau verläßt, heut ist es wieder nach Neun. Auf den Stufen schlägt er den Mantelkragen hoch, drückt den Hut noch tiefer, senkt die Hände in große Manteltaschen, und ohne jeden Umblick geht er eng an der Mauer entlang, wie um Begegnungen auszuweichen. Sein fester Schritt, die rüstige Gestalt des Fünfundfünfzigjährigen scheint einer so sorgsamen Einhüllung zu widersprechen, man sieht, nicht der Kälte sucht er auszuweichen, sondern den Menschen, und wenn es einem gelänge, an einer Laterne seine Züge zu erfassen, der würde mit Erstaunen über der Adlernase einem mißtrauisch verschleierten Blicke begegnen, mit dem Ausdruck verlegener Trauer, Zügen, die, grau wie Auge und Spitzbart, in Stubenluft verstaubt sind. Dabei ahnt niemand, daß er heut wie immer einen Revolver in der Tasche trägt.

Noch in diesen vorgerückten Jahren ist er oft auf den Schießstand gegangen, obwohl, nicht Offizier und schon lange nicht mehr Jäger, er sich weder für Waffen noch für sportliche Eleganz interessierte, auf einen kleinen, bürgerlichen Schießstand, um sich unerkannt mit dem Revolver zu üben. Machte er im Urlaub vielleicht exotische Reisen? Suchte er heimlich die Kaschemme auf? Stille, kleine Bäder im August, im kleinsten Kreise Borchardt in

Berlin, das sind seine Erholungen; niemals geht er zu Hof oder zu Festen, kaum an einen andern Teetisch als den einer klugen Frau, der er vertraute. Nur gegen seine Standes- und Berufsgenossen schießt er sich ein.

Denn Mißtrauen, das ist der Grundzug des Barons von Holstein, Menschenfeindschaft und beinah tückische Vorsicht, die er von sich auf jeden überträgt. Freilich, dreimal hat ihn das Schicksal getroffen und verwundet:

Auf dem Familiengut in der Mark sah er als Knabe den eignen Vater in brennender Scheune verschwinden. Dann wurde das Lebensgefühl des jungen Mannes auf undurchsichtige Art „durch eine schwere Jugenderfahrung angefressen". Der dies überliefert, ein feiner Kenner, sah in seinem Wesen „einen weiblichen Zug, der ihn alles vermeiden ließ, was zu Konflikten, zu Lärm und Aufsehen führen konnte. Um das zu verbergen, umgab er sich mit dem Schein einer Unnahbarkeit, die seiner Natur nicht entsprach . . Holstein, so haben mir zwei seiner ältesten Kollegen gesagt, ist nicht zu finden, so oft es Entscheidungen gilt, die peinliche Konsequenzen nach sich ziehen könnten. Er hätte also danach den Mut seiner Meinung nicht gehabt, wenn Gedanken zu Taten werden sollten . . Sein Selbstgefühl machte den Eindruck, erzwungen zu sein." (von Eckardt, Caprivis Kampf.)

Hatte er also, nach diesen und manchen stärkeren Andeutungen aus seinem Kreise gewisse Perversionen zu verheimlichen – auch Hammann betont seine krankhafte Veranlagung –, so erklärt diese Unsicherheit eines weiblichen Empfindens doch nur zur Hälfte sein Auftreten. Er war noch junger Sekretär an der Pariser Botschaft, als die Fürstin Hohenlohe, wie ihr Sohn schreibt, sich beim Verlassen des Palais oft von ihm beobachtet fühlte und vor seiner Spionage gewarnt wurde; ja schon vorher hatte Bismarck ihn an der Petersburger Botschaft überwachen lassen

und eben hierbei seine besonderen, verschwiegenen Gaben erkannt.

So schien er ihm später das rechte Werkzeug, seinen zweiten Pariser Chef, den Grafen Arnim, Bismarcks Feind, zu überwachen, und hat offenbar geheime Berichte von diesem Sekretär über seinen Chef gewünscht und erhalten. Nachdem aber Holstein Arnims furchtbaren Sturz auf so geheimen Wegen in Paris vorbereitet hatte, nötigte ihn Bismarck im Prozeß, dieselben Dinge als Zeuge offen auszusagen. Dies ist als Makel an ihm hängengeblieben und hat die Verbitterung seines Wesens mitverschuldet. „Die Bismarcks haben mir wie einem Galeerensträfling ein Schmachzeichen auf die Stirn gebrannt, und damit halten sie mich fest."

Auf diesen dunklen Wegen hat nicht bloß Bismarck den Baron Holstein, hat auch dieser jenen an sich gefesselt, denn der hielt ihn im Amte mit Haß, nannte ihn den Mann mit den Hyänenaugen und suchte vergebens, ihn als Unterstaatssekretär ins Licht zu stellen, um ihn zu verbrauchen: jede Erhöhung der Stellung lehnte der wunderliche Geheimrat ab. „Ein schwieriger Passagier," sagte Bismarck später, „wollte man ihn aber aus dem Wagen setzen, so riskierte man, daß er vielleicht im Auslande zu plaudern anfing." Ja, Eulenburg will aus bestimmten Quellen wissen, daß Holstein ernsthaft dem Fürsten Bismarck den Vorschlag gemacht hat, den Kronprinzen Friedrich vergiften zu lassen, und erklärt sich den furchtbaren Haß Holsteins gegen Bismarck daraus, daß er zurückerfuhr, der Fürst habe diesen Vorschlag in seiner Umgebung verraten (E. 2, 383).

In so furchtbarer Verkettung gefangen, die ihm auch gegen Bismarck zugute kam, durfte Holstein dennoch kaum hoffen, den Allmächtigen zu stürzen. Aber je tiefer der Haß zwischen beiden wurde, gestärkt durch ein fast unentbehrlich gewordenes Wissen Holsteins in allen auswärtigen Fra-

gen, um so heftiger spürte dieser nach einem Wechsel aus und witterte Morgenluft, als ihm, von allen Intrigen täglich unterrichtet, die ersten Differenzen des Prinzen Wilhelm mit dem Kanzler bekannt wurden. Sollte er wirklich die Stunde der Befreiung erleben? Um diese Zeit lockerte er sein Verhältnis zu Herbert, verbündete sich mit Waldersee, gab ihm mit dem Einblick in alle wichtigen Eingänge Material in die Hand, den Kaiser aufzuputschen, und hat so am Ende ein großes Stück Verantwortung an Bismarcks Entlassung historisch zu tragen. Die Szene in der Geheimen Registratur, aus der er seinem frühern Freunde Herbert die russischen Akten weggepascht hatte, war nur der letzte Sieg in seinem Feldzug 88 bis 90.

Nun saß er da, mit Bismarcks Erbschaft sachlich allein belastet, denn da auch Herbert ging, blieb in der Wilhelmstraße niemand, der die Geschäfte kannte wie Holstein. Seine politische Leidenschaft konnte sich nun um so reiner entfalten, weil er auch jetzt – der einzige in diesen Räumen – ganz frei von äußerem Ehrgeiz blieb, Rang, Titel, Orden verschmähte, das Amt des Staatssekretärs ausschlug, um dessen Macht zu behalten. Aus seiner größten Schwäche, der Angst vor Verantwortung, zog er in Form der indirekten Macht die größte Stärke.

Hier war nicht ein ironisch Entsagender, der nur noch durch weisen Rat sein gefährdetes Vaterland stützen wollte; hier war ein Mann, glühend für das Metier, ein Schachkünstler hohen Ranges, der das Spiel als solches nicht entbehren konnte, sich aber den Turnieren entzog, schon um nicht in die Zeitung zu kommen. Jahrelang ist er der photographischen Platte wie einer Krankheit ausgewichen, und während seine Kollegen alle den Ruhm des Tages und der Presse, die Gunst des Kaisers und des Reichstages, Glanz von Hof und Gesellschaft, zumindest eine historische Rolle suchten, lebte unter ihnen dieser Eine, der all dies fürchtete und haßte. Dafür aber

wirkte er mit unermüdlicher Spannkraft daran, von seinem kleinen Zimmer aus durch Chiffren und Briefe mit den Zentren der Staaten maßgebend zu verhandeln, Botschafter, Minister und alle Figuranten an geheimen Drähten zu ziehen, unbekannt dem Volk und den Völkern, und so die diabolischen Triumphe eines unsichtbaren Magiers zu genießen.

Bisher war seine allseitige Kenntnis der Verhältnisse und Verträge in den Dienst eines Meisters gestellt gewesen, der in ihm den geborenen Zweiten nutzte; jetzt aber nahm er selber die Zügel zur Hand und bestimmte die Fahrt. In seiner Zelle saß er nun, der menschenscheue Zauberer, er hatte sie seit Jahrzehnten kaum mehr verlassen, und ohne die reale Welt, die Länder draußen, anders als im Vexierspiegel ihrer Presse zu studieren; ganz fremd den neuen Menschen und Bedingungen, die dort regierten, spann er allein an dem kostbaren Gewebe fort, nach seinen eignen innern Bildern.

Die waren wunderlich verschoben. Mit Zahlen rechnete er, doch selten mit Größen, und wenn er Unwägbares hinzuzählte, so verrechnete er sich. Von heller Logik, doch ohne Psychologik, spielte der einsame Sonderling das große europäische Spiel als ein Brettspiel, und weil ihm hierin niemand gewachsen, weil er Kenner aller Wege, Umwege, Schleichwege, aller Nuancen diplomatischer Winke, Demarchen, Noten war, fürchteten ihn alle Missionschefs und suchten seinen Beifall. So kam es, daß er, Geheimrat, nicht einmal Abteilungsdirektor, mit den meisten Botschaftern nicht bloß privat korrespondierte, er sandte selber chiffrierte Depeschen an jene, die er oft seinem Chef und den Akten vorenthielt, und vermochte so, die Berichterstattung von draußen nach dem Amt nach seinen Wünschen zu gestalten.

Stand er mit einem Botschafter schlecht, so wies er zuweilen auch Sekretäre der Botschaft an, sich über den Kopf ihres Chefs hinweg direkt mit der fremden Macht zu verständigen und wieder nur ihm persönlich zu berichten.

Wehrte sich jemand und berichtete amtlich unbeirrt seine eignen Eindrücke, so ließ er meist eine zweite Depesche folgen, die der Staatssekretär seinem Geheimrat vorlegen konnte, „für die Psyche von Holstein berechnet" (Eck. 2, 239). Hunderte von Berichten über die wichtigsten Dinge tragen, um seine Eifersucht zu schonen, den Vermerk „Privat für Baron Holstein", worauf sie auf den Dienstweg, dann also auch zum Staatssekretär gelangten.

Diese kuriose Stellung mußte in ihm mehr und mehr den Autokraten entwickeln, er forderte Gehorsam und Rücksicht und beginnt eine seiner zahllosen Depeschen an den damals schwerkranken Botschafter Hatzfeldt in London (A. 16, 319): „Überaus erfreut, endlich wieder von Ihnen zu hören. Warum Sie übrigens, selbst wenn Sie krank waren, mich lange Wochen ohne persönliche Nachricht gelassen haben, ist mir unverständlich." Botschafter, die beim Staatssekretär jederzeit Zutritt forderten und fanden, ließ er tagelang warten oder empfing sie gar nicht; als Alexander Hohenlohe im Gespräch einmal die Wendung brauchte, „Ich würde Ihnen raten", empfing er ihn, Sohn und Vertrauten des Kanzlers, nicht mehr, bis der Vater den Grund erfahren und es wieder gutgemacht hatte (Al. 309).

Fiel es ihm ein, so ließ er einen langen Brief, drei enge Druckseiten füllend, ohne jeden Anlaß zur Eile, nach London chiffrieren. Während er Denkschriften in prachtvoller Logik aufzubauen wußte, waren solche Depeschen mehr Selbstgespräche, salopp, mit Also beginnend, oder es hieß darin „Affenkomödie . . Was soll man von solcher Politik denken . . also wo sitzen die Schwierigkeiten." (Eck. 2, 213). Ging er auf Urlaub, so schloß er die wichtigsten Stücke weg und machte eine weitere Bearbeitung bis zur Rückkehr unmöglich, Adressen auf Reisen gab er nicht an; in seiner kleinen Wohnung, gelegen in einem altmodisch entfernten Stadtteil, ließ er sich nie finden.

Da er Widerspruch nicht vertrug, verengte er immer mehr seinen Kreis, vergrößerte damit den Nimbus seines wolkenhaften Sitzes, wurde nur noch schrulliger, brachte an wichtige Posten am liebsten Männer, die durch Armut oder Vorgeschichte irgendwie abhängig waren, um sie sicherer zu beherrschen, und besetzte schließlich alle entscheidenden Stellen im Auslande oder vermochte doch andre Besetzungen durch sein Veto zu hindern. Nach Bismarcks Sturze lehnte er zwei Kandidaten ab, entfernte einen tüchtigen Unterstaatssekretär und gab seine Zustimmung erst zur Ernennung des Freiherrn Marschall von Biberstein, weil dieser als Neuling in der Reichspolitik ganz auf ihn angewiesen war. „Waldersee kann ich nicht zum Kanzler machen," sagte der Kaiser, „da Holstein erklärt hat, dann nicht bleiben zu wollen" (W. 2, 260).

Noch leidenschaftlicher als im Königsmachen, ist er im Stürzen von Mächtigen, im Zerstören bestehender Bande. Jahrelang hat er Bismarcks Söhne gegeneinander und beide gegen den Vater zu hetzen versucht, dann Eulenburg gegen seine beiden, hoch amtierenden Vettern, schließlich Eulenburg gegen den Kaiser. Sein Mißtrauen stieg zum Verfolgungswahn: „Wenn er", schreibt Hammann, „sich durch Verdacht gegen andere in der eignen Machtsphäre bedroht glaubte, wenn er unter passivem und aktivem Terror litt, wenn ihn hysterische Eifersucht packte, kannte er sich selber nicht." Eulenburg und Bülow nannten ihn den Marder, und Eulenburg berichtet von Holsteins Mißtrauen: wenn einer ihn einmal nicht gegrüßt hatte, „genügte das, um die Verfolgung gegen den Feind zu beginnen, die niemals endete. Auch ein Wort, daß irgend jemand gesagt haben sollte, .. genügte, um eine dauernde Feindschaft zu gestalten .. Einen Diener hielt er nie, .. da er wohl der Meinung war, ein solcher würde sich bestechen lassen, stehlen oder ihn ermorden .. Seine Genialität lag

völlig konzentriert auf dem politischen, und zwar auf dem intriganten Gebiete. Allerdings – so muß ein Eulenburg hinzufügen – wird der Urgrund politischer Arbeit immer Intrige sein."

Weil dieses Urteil nur über Holstein, nicht über die politische Arbeit im Großen richtig ist, wurde Holsteins Wirken unheilvoll. Bei voller Kenntnis der Sachen blieb er im Grunde unsachlich und hat deshalb trotz seines Scharfblicks die drei oder vier grundlegenden Fragen Europas am Ende des Jahrhunderts falsch beantwortet: Holstein hat weder die Brüchigkeit des Dreibundes gesehen, noch an den nahenden Verfall Österreichs geglaubt; er hat jeden für naiv erklärt, der eine Verbindung Englands mit Frankreich, und jeden für toll, der sie mit Rußland für möglich hielt. Das waren seine Thesen und Vorurteile drei Jahrzehnte lang, aus ihnen folgen von Fall zu Fall all seine Mißgriffe im einzelnen.

Nur eines hat er von Anfang richtig erkannt, das war das Problem des Kaisers. Ihn hat er gemieden, alle Einladungen ausgeschlagen, „ein einziges Mal", berichtet Wilhelm, „im Laufe vieler Jahre hat er sich herbeigelassen, im Auswärtigen Amt mit mir zu speisen", dabei bat er seinen Rock zu entschuldigen, weil er keinen Frack besäße. Als einer der ersten hat Holstein den Kaiser erkannt, ihn schon im Jahre 92 mit dem Kaiser im Zweiten „Faust" verglichen, seinen Sturz und selbst die Republik vorausgesagt.

Kein Wunder, er war ja sein Antipode: Wilhelm wollte immer den Schein der Macht, Holstein nie, Wilhelm wollte überall glänzen, Holstein nirgends; war jener bestrebt, in jedem Mittelpunkt zu stehen, öffnete er Herz und Mund überall, war nie allein, stets Menschenverbraucher und Optimist, so blieb dieser immer im Hintergrunde, verschloß sich den meisten, immer allein, immer skeptisch. Wilhelm war der am häufigsten, Holstein der am seltensten photographierte Deutsche seiner Zeit.

Und doch, ein entscheidender Zug ist ihnen gemein: Beide wollen jede Verantwortung meiden, schieben jeden schlechten Ausgang auf andere, fühlen sich unsicher und gehen nur mit Waffen aus: der Baron nicht ohne Revolver, der Kaiser nicht ohne Schutzmann.

II

Sieben Jahre lang ist die äußere Politik des Deutschen Reiches von drei Männern gemacht worden, deren Namen unter keinem abschließenden Aktenstücke stehen: Holstein, Eulenburg und der Kaiser waren rechtlich ohne Verantwortung, die beiden ersten auch moralisch, denn welcher Diener lenkte nicht gern seinen Herrn. Neun weitere Jahre blieben sie an der Macht, von einem Vierten, von Bülow nicht verdrängt, sondern ergänzt. Wurde also das Deutsche Reich die ersten sieben Jahre nach Bismarcks Sturze nur von verantwortungslosen Männern geleitet, so wurden diese nachher von einem Freunde gedeckt, der mitregierte. Die politische Urquelle blieb während dieser sechzehn Jahre der Baron Holstein. „Sein politisches Urteil war nach Bismarcks Rücktritt bis zu seinem eignen Rücktritt, 1890 bis 1906, in allen wichtigen Fragen der auswärtigen Politik maßgebend . . Zweifellos wäre seine Politik absolut maßgebend geworden, wenn nicht das Eingreifen des Kaisers den Bahnen der Politik so oft andre Wege gewiesen hätte, als Holstein sie wünschte."

Dies Urteil Eulenburgs wird von allen Seiten, besonders aber von den Akten bestätigt, die fast ununterbrochen die Initiative des Vortragenden Rates beweisen. Will freilich Eulenburg sich selber mit dieser Feststellung entlasten, so tut er es nur nach der sachlichen Seite, von der er nichts verstand; wie sehr er den Einfluß nach der persönlichen hatte, sagt er in treffenden Worten: „Man fühlte sich ge-

wissermaßen hilflos ohne meine Vermittlerrolle zwischen einem hyper-temperamentvollen Kaiser, der blitzartig aus heiterem Himmel in die Zirkel des Auswärtigen Amtes fuhr, einem geistvollen, stark pathologisch veranlagten dirigierenden Geheimrat sowie einem Reichskanzler, der . . meine Vermittlerrolle als ein notwendiges Übel betrachtete."

Ein notwendiges Übel war der geistvolle und stark pathologische Eulenburg selber, denn da zwischen Kaiser und Holstein ein persönlicher Verkehr sozusagen unmöglich, zwischen Kaiser und Eulenburg natürlich war, so mußten Holsteins logische Irrtümer immer erst von Eulenburg psychologisch raffiniert werden, damit der Kaiser manchmal nach einem Plan entschied.

Darum erkannten beim Aufgang des neuen Gestirns die beiden schwankenden Gestalten es als Notwendigkeit sich zu verbünden, denn ihr Bündnis würde, so fühlten beide, gleich dem Produkt ihrer Kräfte sein. Eulenburg, beinah immer am Hof und in Gesellschaft, propagierte und vervielfältigte die Gedanken des Sonderlings, band sie in seladongrünes Maroquin, brachte sie unter die Leute: er wurde sozusagen der Verleger von Holsteins Ideen. Holstein sah in dem neuen Freunde einen Hofsänger, der Serenissimus mit Harfentönen zu gewinnen verstand, Eulenburg in jenem einen Alchimisten, dessen Tränke man bei Hof nicht entbehren konnte, beide hielten einander für verrückt, abnorm und unmöglich. Trotzdem hatte jeder vor den ihm völlig fremden Gaben des andern einen gewissen Respekt und empfand mit ihm eine Art von Mitleid, das zur Liebe nicht langte, doch jeden Augenblick in Haß umschlagen konnte, weil beide alle Verantwortlichkeit mieden und gegebenenfalls einander zuschieben wollten.

Schon 89, als Eulenburg noch Sekretär in München war, erhielt er die ersten geheimen Briefe von Holstein, und zwar nach Starnberg, „weil ich Ihretwegen wünsche, daß Ihr

jetziger Chef nicht meine Handschrift sieht". 91 spricht Holstein schon von „zwei solchen Weggenossen wie wir," und „es war für einen alten Junggesellen eine ungewohnte Arbeit, für Ihre Nachkommenschaft etwas aufzutreiben", dann rühmt er des Freundes Ausführung seiner Ideen als meisterhaft. Eulenburgs Antworten schmelzen zurück: „Mit der unvergleichlich roten und dürstenden Farbe des Mussigny male ich in meinem dankbaren Herzen Ihren Namen, der mir zuerst vor Jahren erschien, als ein fremdes, unnahbares, dem jungen Legations-Sekretär, der sich mehr mit Poesie als mit Diplomatie beschäftigte, für alle Zeit verschleiertes Bild . . So hat alles seine Schicksale . . Ich kann mir mein Leben nicht mehr ohne Sie vorstellen" (E. 2, 165).

Mit solchen Rosenliedern beantwortete er Holsteins Skaldengesänge, und doch wäre es absurd, die Anormalität beider Männer in direkten Zusammenhang zu bringen. Mitte Vierzig, konnte Eulenburg diesen Freund nur noch durch Übermittlung von Intrigen reizen, und beide, der Schreiber dieses Brautbriefes und der zehn Jahre ältere Empfänger, lächelten beim Nehmen und Geben in ihre Bärte. Schon zwei Jahre später notiert sich Eulenburg: „Sobald eine Situation brenzlig wird, wird Holstein ganz verrückt. Die Zumutung ist geradezu grotesk . . Ich bin kein Holstein, sondern ein Eulenburg," und glaubt damit ein Plus zu konstatieren, weil er auch noch Dichter und Graf, Gardeoffizier und Musiker ist. Im Jahre 94 liegt der Haß schon offen am Tage: „Wenn der arme Caprivi (den sie eben zusammen stürzen) diesen Zettel in die Hand bekäme, so wären wohl die Tage des Freundes Holstein gezählt. Da wir diesen aber, ich hätte fast gesagt, leider, nicht entbehren können, so werde ich . . den Zettel auch nicht dem braven Caprivi zeigen. Mein Gott! welches Theater! . . Wäre ich nicht, was ich bin, so würde mich Freund Holstein über Bord werfen."

Aus solcher Hehlerluft, wo jeder seinen Komplizen haßt und doch nicht opfern kann, gingen in den sieben führerlosen Jahren die politischen Entscheidungen des Deutschen Reiches hervor.

Denn unermüdlich folgt Eulenburg den Winken des Freundes Holstein beim Freunde Wilhelm, dem er oft begegnet und immer schreiben kann. Auf diese Art, durch inspirierte Briefe des Grafen an den Kaiser, stürzen sie zunächst Anfang 92 den einzigen noch aufrechten Mann, den Grafen Zedlitz (E. 2, 66). Sie machen auch Große Politik. Hält Holstein politisch für unzuträglich, daß der Kaiser den Zaren in Danzig trifft, so muß Eulenburg persönliche Gründe erfinden, um den Kaiser zurückzuhalten. Will Holstein den Kaiser gegen die Konservativen hetzen, so läßt er ihm durch Eulenburg von einem Brief des konservativen Führers berichten, der nie eingelaufen ist. Wird ein Großfürst erwartet, so entwirft Holstein in seinem Berliner Zimmer die Gespräche, zum Teil schon französisch, die der Kaiser mit dem Russen führen soll, und schreibt sie dem Freunde nach München, damit sie dieser nach Potsdam weiterleite (E. 2, 76).

Doch Holstein ist es nicht allein, der Eulenburg bedient. „Hunderte von Briefen" liefen bei ihm zusammen, um den Kaiser warnen oder anspornen zu lassen; von der Auswahl dieser Anregungen hingen die Entscheidungen weit stärker ab, als von den Vorträgen des Kanzlers. Eulenburgs Kunst lag dabei im Vorgefühl von Wirkungen, hier lagen auch seine Verdienste. Neben den reichsgefährlichen Entscheidungen, die er durch Besetzung wichtiger Stellen mit unfähigen Busenfreunden auf dem Gewissen hat, gibt es einige warnende Briefe, die man für echt halten darf, obwohl sie nur von ihm selber, spät und nach Konzepten vorgelegt und nur zuweilen durch kaiserliche Antworten bestätigt werden. So schreibt er dem Kaiser Ende 91 aus

München: „Alle Parteien ohne Ausnahme haben sich durch das Wort E. M. ‚regis voluntas suprema lex' verletzt gefühlt, es war dazu angetan, in schmählichster Weise gegen E. M. ausgebeutet zu werden."

Ein Jahr darauf, nach der Rede „Herrlichen Zeiten führe ich euch entgegen", schreibt Eulenburg: „Die große Redegewandtheit und die Art und Weise E. M. üben auf die Zuhörer einen bestrickenden Einfluß . . Bei der kühlen Beurteilung des Inhaltes ergibt sich aber unter den Händen des deutschen Professors ein andres Bild. Über die Zeiten, da man an einem Kaiserwort nicht deuteln sollte, sind wir hinweg, schon deshalb, weil auch E. M. mit den Kaiserworten anders umgehen und ihnen zu viel und zu häufige Publizität geben". Drahtantwort: „Besten Dank für Brief, der mir nichts wesentlich Neues brachte. Bin noch recht elend und muß mich jeder Arbeit fernhalten. Zustand durch Überarbeitung und Überanstrengung gekommen . . Werde vielleicht, wenn wieder wohler, mal ausspannen und Ortswechsel vornehmen müssen. Daher alle Politik, innere wie äußere, mir fürs erste völlig gleichgültig, solange sie sich im gewohnten Kreise fortbewegt. Besten Gruß den Ihrigen. Wilhelm."

Man sieht, er ist touchiert, weicht aus, rühmt seine Anstrengungen fürs Vaterland und nimmt einen Ortswechsel in Aussicht, von dem er eben heimkehrt. Freund Holstein applaudiert: „Einstmals wird man jedenfalls sagen können, daß einer da war, der Wilhelm dem Zweiten die Wahrheit sagte. Aber ich glaube wirklich, daß es nur einer war." Das ist nach beiden Richtungen falsch: es werden zwei oder drei andere kommen, die dies sogar ohne den Schirm der Freundschaft wagen, Eulenburg aber, der erklärte Favorit, dem damals alles freistand, sagt die Wahrheit viel zu selten, verheimlicht seine Besorgnisse und wird vor der Geschichte doppelt schlecht bestehen, weil er oft

richtig sah und zu Gefahren schwieg, die er näher als alle andern erkannte.

Auch er hat den Kaiser früh erkannt; daß ihn persönliche Neigung milder stimmte, soll man nicht verwerfen. Noch 90 schilderte ihn Waldersee als gläubigen Verehrer des Kaisers, von dem er eine ideale Anschauung habe; 92 findet er bei ihm „eine Wandlung, er denkt jetzt sehr nüchtern und sieht mit Besorgnis, wie es bergab geht“. Als man ihn aber auffordert, dem kaiserlichen Freunde Wahrheiten zu sagen, bricht er in Tränen aus: „Ach, ich kann ihm doch nichts Unangenehmes sagen!“ (W. 2, 374). Wie er dann den Kaiser im Manöver den Feldherrn spielen sieht, schwindelt ihm „bei dem Gedanken an die furchtbare Verwirrung, die ein Stören des Generalstabes hervorrufen würde . . Sie entsinnen sich der Befürchtung wegen des Größenwahns, die ich bekämpfe. Hier ist ein Gebiet beschritten, wo man den jungen Kaiser in solchen hineindrängt. An der Spitze der mächtigsten Armee der Erde mit dem Bewußtsein zu stehen, zugleich ein genialer Feldherr und mit der Krone von Gottes Gnaden auf dem Haupt zu sein: das ist gefährlich“ (E. 284). So klar erkennt er die Gefahr und schweigt.

Er schweigt, als er sich bald darauf die allgemeine Wahrheit aufschreibt: „Es fehlt die Einheit der Führung, weil S. M. keine Einheit in sich hat. Tür und Tor ist der Maison Militaire geöffnet, mit Plessen an der Spitze, der nur von Schießen spricht . . Ich kann es niemand sagen, was ich eigentlich empfinde, weil das Gesamtbild jeglicher Harmonie bar ist – und weil diese Harmonie nicht herzustellen ist. Denkt man einer Herrschergestalt, wie der alte Kaiser es war, denn alle Rosse zogen gern seinen Wagen, der der Staatswagen war . . Und jetzt?! Alles beißt sich, schlägt sich, haßt sich, belügt sich und betrügt sich. Ich habe öfter denn je vorher das Gefühl, in einem Irrenhause zu leben. Verrückte Bor-

niertheit, verrückte Widersprüche, verrückter Hochmut. Dalldorf – Dalldorf – Dalldorf!" (E. 2, 108).

Als ihn die neuverliehene Hof-Jagduniform drückt, klagt er: „Weshalb aber dazu noch gelblederne Stiefel mit silbernen Sporen gehören, ist mir ein Rätsel .. In meinem alten Liebenberg, wenn der Kaiser mich besucht, verkleidet herumzustolzen, ihm in meinem friedlichen Zimmer mit Sporen Vortrag zu halten und zum Schluß gar noch an meinem Flügel in hohen gelben Stiefeln mit silbernen Sporen Lieder zu singen!!.. Ich will nicht angezogen sein wie kaiserliche ‚Umgebung'. Ich bin jemand anders" (E. 2, 111).

Und doch, trotz richtigen Einsichten, die teils seiner Vernunft, teils verletztem Dichterstolz entspringen, rührt er sich nie aus diesem Kreise, befestigt lieber mit jedem Jahr seine Stellung, denn er denkt, „l'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux". Bald bietet ihm der Kaiser Brüderschaft an, d. h. auf Lakaienart, der Herr sagt Du, Eulenburg schreibt weiter in dritter Person und allerunterthänigst; ja so ganz ist er Hofmann, daß er selbst in Briefen an die intimsten Freunde den Kaiser als Er und Ihn und in der Wiedergabe von Gesprächen des Kaisers Ich und Mein sogar in den Konzepten groß schreibt.

Da er alles kann, gefällt er dem Kaiser. Nachdem er in Jagd und Gesang exzelliert, alles als Wirt arrangiert, bei Tische leitend konversiert hat, „so daß es das Mahl mit Heiterkeit würzte, ohne überzuschäumen", werden auch noch „sehr ernste Fragen der Politik zwischen mir und dem Kaiser erörtert, die um ihres geheimen Charakters willen als ein moralisches Plus zu aller Verantwortung traten". Oder er bleibt nach dem Frühstück im Coupé „mit dem geliebten Kaiser allein, und ein Strom von Klagen ergoß sich über mich .. Ich konnte nur seine liebe Hand ergreifen und drücken und ihm sagen, daß Preußen noch stark genug sei, um nicht wirklich Schaden gelitten zu haben. Meine Be-

wegung dämmte seinen Zorn plötzlich ein, daß ich ihn ganz verstand, fühlte er schnell, und es milderte seinen Kummer.“ Gedenkt man überdies der Berliner Witze, mit denen er, nach eigenem Rückblick, sich meist erst die Laune des Kaisers schuf, und daß er dann wieder „in Schattentagen wie die Tragödin Ristori gesprochen und Erfolg gehabt“ (E. 2, 381), so hat man alle unmännlichen Elemente, die ganze Unsachlichkeit und Schauspielerei zusammen, die nötig waren, um sich beim Kaiser durchzusetzen.

In solchen Treibhäusern wuchern die falschen Gefühle im Menschenherzen, Machtwille und Ehrgeiz blassen vor ihren eignen Trägern hin zu Pflichtgefühlen, Herr und Diener glauben am Ende wirklich, daß sie nur Opfer im Dienste des Vaterlandes sind und bringen. Als Eulenburg Ende 96 aus Presseangriffen befürchten muß, man wolle ihn aus seiner Wiener Botschaft verdrängen, schreibt er nicht etwa wehrhaft, sondern in schmelzender Verlogenheit an Bülow: „Geliebter Bernhard .. Möchte es dem armen Kaiser erspart bleiben, mich opfern zu müssen. Er würde sehr darunter leiden. Ich fühle es deutlich, wie er mich immer mehr lieb hat.“ Oder in langen Aussprachen mit demselben, den er zum Staatssekretär ausersehen, heißt es nicht etwa: bald ist es erreicht, dann kommst du zur Macht, auf die du längst wartest, sondern: „Davon abgesehen, daß du, Liebster, Dich den Mühen nicht ganz entziehen darfst, ist Deine Gesundheit für Kaiser, Land und Dienst viel wichtiger.“

Von Allen wird der Liebling des Herrn umworben. Er ist noch ein kleiner Gesandter in Oldenburg, da schreibt ihm Marschall, als er sein Vorgesetzter wird, nämlich Staatssekretär, „mit der Bitte, mich auch fernerhin mit Rat und Tat und, wo es nötig wird, auch durch rückhaltlose Kritik zu unterstützen“. Ja, Marschall weiß, daß sein Gesandter in Oldenburg jede Stunde selber Staatssekretär sein könnte, Eulenburg aber weiß ebenso genau, warum er sich entzieht:

er fürchtet, die Kaiserfreundschaft „durch den steten Verkehr und die Vorträge zu stören“ (Ho. 497). Warum Verantwortung tragen, wenn man die Macht ohne Gegenzeichnung genießt! Und warum in einer bequemen Gegenwart von dieser dunklen deutschen Zukunft ein Stück auf seine schmalen Schultern laden! Man schiebt so fort und resigniert: „Der arme Kaiser macht die ganze Welt nervös, das aber läßt sich nicht ändern. Bei einer schlechten Ehe gibt es Scheidung. Zwischen Volk und König macht sich das nicht so leicht, darum wird es wohl eine unglückliche Ehe bleiben.“

Außer den zwei oder drei Intimen ahnt niemand diese frühen Erkenntnisse in einem Mann, der seine Favoritenrolle überall zur Schau trägt und den man deshalb für sehr beschränkt, wenn man ihn nicht für sehr treulos halten müßte, wollte man in ihm einen schweigenden Erkenner sehen. Gegen den Kaiser ist Eulenburg keins von beiden gewesen, nur schwach und eitel, nur Schwärmer, am besten von Bismarck gezeichnet: „Etwas wie ein preußischer Cagliostro .. Pietist, romantischer Schönredner .. für das dramatische Temperament unseres Kaisers besonders gefährlich. In der Nähe des hohen Herrn nimmt er Adorantenstellungen ein, meinetwegen ganz aufrichtig. Sobald der Kaiser aufblickt, ist er sicher, dies Auge schwärmerisch auf sich geheftet zu sehen.“

Daß er Bismarck verließ, trotz langer Freundschaft zu seinem Hause, ist ihm, wie er nun einmal war, so sehr nicht zu verübeln: dem Kaiser war er wahlverwandt, nicht dem Kanzler, denn er fühlte sich, nach einem abgrundtiefen Selbstbekenntnis, „Charakteren gegenüber instinktiv in innere Opposition gedrängt. Auf der Bühne sind Charaktere notwendig, in der Geschichte machen sie mir Freude, im Verkehr sind sie unbequem, ja unerträglich“. Schildert er danach seine Lage bei Bismarcks Entlassung als einen Kon-

flikt zwischen zwei Freunden, so ist etwas Wahres darin, „daß der Kaiser in der entscheidenden Stunde der Schwächere war, trotz seiner königlichen Macht, und seine tiefe Überzeugung, in meiner Treue einen Stützpunkt in schwerer Stunde zu haben, vermochte ich nicht zu täuschen. Ich blieb bei seiner Fahne, – und das wurde mein Schicksal“: das setzt er im Alter mit schmerzlichen Gefühlen hinzu, denn die Enttäuschung seiner Lebensfreundschaft sollte ihn erst viel später erwarten.

III

Der Mann, der unterschrieb, war vier Jahre lang ein General; erstaunlich ist daran nur, daß dieser Militärstaat während 50 Jahren nur vier Jahre lang von der Uniform auch amtlich geleitet wurde.

Waldersee war gefallen. Vergebens hatte er versucht, seinen Ehrgeiz nach dem Kanzlersitz in immer erneuten Beteuerungen an sein Tagebuch zu ersticken, daß er durchaus nicht Kanzler werden möchte. Der Kaiser hatte ihm in artiger Schlauheit gesagt: „Sie sind mir zu schade für diesen Posten“ und ihn zum Chef des Generalstabes gemacht, als der alte Moltke, belehrt durch Bismarcks Schicksal, freiwillig zurücktrat. Aber Holstein und Eulenburg hatten anderes beschlossen: Waldersee schien gefährlich, denn er war selber klug und selber intrigant, sie aber brauchten einen ruhigen Neuling, steckten sich deshalb hinter seine Frömmigkeit, die damals eine Weile unter Eulenburgs Mystizismus aus der Mode kam, machten dem Kaiser vor, Stöcker erstrebe die Leitung der Protestanten und Waldersee die Leitung Stöckers, und beide fielen in Ungnade. Waldersee wagte schließlich eine unbequeme Manöverkritik, erwachte aus diesem Traum von Unparteilichkeit als Kommandierender General in Altona, blieb wichtiger Beobachter und sollte

zehn Jahre später auf dem großen Welttheater in unverdienter Komik enden.

Caprivi war viel besser. Neben Waldersee erscheint er als der altpreußische General, pflichttreu und sachlich, tapfer und bedürfnislos wie der alte Kaiser, neben dem stellengierigen, politischen, intriganten und prächtigen Typus der neuen Ära. In Armut bei der Garde aufzuwachsen, war schon in den Sechziger Jahren unbequem; lebt man dann vom Hauptmann ab schuldenlos von seinem Gehalt, bezahlt davon noch seine Pferde, immer isoliert, ohne Besitz, ohne Familie, so darf man in grauem Haar mit Stolz davon reden; nur hat man sich in so puritanischem Leben die Welt nicht erschlossen, von der man plötzlich ein Stück beherrschen soll. Befehlen und Gehorchen, das war Caprivis Grundsatz, und auch als Reichskanzler hat er so gut gehorcht wie als General, nämlich seinem Obersten Kriegsherrn.

Nur aus Gehorsam übernahm er die Stelle, er fühlte sich nach Wilhelmstraße abkommandiert, nicht anders als zur Eroberung einer Südsee-Insel, und sagte in den ersten Tagen zu Bismarck: „Wenn ich in der Schlacht an der Spitze meines 10. Korps einen Befehl erhalte, von dem ich befürchte, daß bei Ausführung das Korps, die Schlacht und ich selbst verloren gehe, und wenn die Vorstellung meiner sachlichen Bedenken keinen Erfolg hat, so bleibt nichts übrig, als den Befehl auszuführen und unterzugehen. Was ist da weiter? Mann über Bord.“ So sprang er in die Bresche, mit seinem kugelrunden Seehundskopf, den klaren, blanken Augen, den kurzen, ruhigen Bewegungen, und blieb so lange, bis man ihn aus dem Hinterhalte wegschoß; dann ging er schweigend und schrieb keine Memoiren. Er prätendierte nichts. „Mir ist so, als ob ich in ein dunkles Zimmer träte . . Ich kann immer nur im Schatten des großen Mannes stehn.“

Mit aller seiner Sachlichkeit konnte er auch zu Untaten schreiten. Bismarck hat ihm nichts nachgetragen, als „die

ruchlose Zerstörung uralter Bäume im Kanzlergarten", Unica in Berlin, die der General fällen ließ, um auf seinem Büro mehr Licht zu haben. Bei solchem Mangel an Phantasie kann man freilich nicht „mit fünf Bällen spielen" und läßt einen Staatsvertrag fallen, dessen Grund und Folgen sich ja eben in der Vorstellung abspielen. Caprivi war ein zu guter Offizier, um im Alter noch Politik zu lernen. Trotzdem hat er im Hauptpunkt: England als vernünftiger Laie richtiger gesehen als die Spezialisten nach ihm. „Mit solcher Flottenpolitik, sagte er (Friedjung, Imperalismus 1, 127), schwächen sie unsere Wehrkraft zu Lande und bringen uns schließlich mit England auseinander, unserm einzigen, natürlichen Verbündeten . . Es kann sich für Deutschland heut und für die nächste Zukunft nur darum handeln, wie klein unsre Flotte sein kann, nicht wie groß."

In der Landesverteidigung gipfelten seine Interessen: größere Cadres wollte er einführen, dafür aber zweijährige Dienstzeit. Das war neu und so gewagt, daß ihm bei erster Darstellung seiner Absicht ein Generalstäbler erwiderte: „Wenn der Kaiser das hört, schickt er nach der Wache und läßt Sie arretieren." Die ganze Gefahr der Uniform am falschen Platze tritt aus diesem Witz hervor. Während er sich sonst überall leiten ließ, schärfte der Wunsch nach größerer Schlagkraft dem General den Mut: auf seinen Kopf löste er den Reichstag auf und setzte seine Cadres schließlich mit ein paar Stimmen Mehrheit durch. In diesem Kampfe von 93 war er selbständig, trat auf, wie sich's gehörte, und verstimmte dadurch seinen Herrn. Als er dann auch in sozialen Vorlagen anfing, vernünftigere Mittel zu vertreten, und zwar im Gegensatz zu den heimlichen Regierern, beschlossen diese seinen Sturz.

Nichts ist leichter: man wartet die nächste Verstimmung ab, dann haut man zu. Oktober 94: der Kaiser empfängt Caprivis ostelbische Feinde, die Gewalt gegen die Sozia-

listen fordern. Caprivi erbittet Entlassung, der Kaiser versichert ihm vollstes Vertrauen, faßt ihn am Portepee: „Sie haben versprochen, sich für mich totschießen zu lassen, Sie müssen bleiben." Darauf diktiert Holstein auf seinem Zimmer einem ihm ergebenen Journalisten einen Artikel, der den Gegensatz zwischen Caprivi auf der einen, dem Kaiser und Botho Eulenburg, preußischen Ministerpräsidenten, auf der andern Seite darstellt, und Caprivis Sieg über beide in der sozialen Frage feiert. Alles folgt, wie Holstein es berechnet hat: Eulenburg (der Große), zeigt den Artikel auf der Jagd dem Kaiser, dieser schickt Lucanus, der Kanzler möge ihn abschütteln, dieser weigert sich, da er ihn keineswegs inspiriert habe. Abschied, wenige Tage nach jener pathetischen Anrufung seiner Treue. Zwei Stunden später sagt Caprivi: „Jetzt bin ich froh und frei. Ich gehe nach der Schweiz. Tun Sie alles, um meine Presse von Ausfällen gegen den Kaiser abzuhalten" (Hammann, Kurs, 104).

Solche Morde, verübt mit vergifteten Pfeilen aus dem Hinterhalt, in ihrer Folge die erste Stelle im Reichsdienste neuen Männern überlassend, wurden damals gern in die sanfte Romantik einer Hofjagd verlegt. Eulenburgs Feder, wie sein Herz begabt zur Darstellung von Intrigen, in denen nach seinem Ausspruch das Wesen aller Politik liegen soll, schildert solche Szenen meisterlich (E. 2, 154). Nachdem auch sein Vetter Botho während des Frühstücks im Liebenberger Walde den Abschied erbeten, „kam der Kaiser mit dem gewissen blassen, verkniffenen Gesicht zu mir. Ich fragte ihn, ob die Jagd fortgesetzt werden könne, und ging mit ihm zu seinem Stand. Das Wetter war grau, alles schien ungemütlich . . Ich habe ihn selten so hilflos gesehn . . „Wen kannst du mir raten? Ich habe keine Ahnung, wen ich berufen könnte, weißt du niemand?"

„Als ich mit dem Großherzog von Baden die Möglichkeit eines Wechsels besprach, erwidert der Freund, da nannte

er mir Hohenlohe als Übergang zu einem andern, den man suchen müsse . . Die Menschen lieben die Abwechslung, Hohenlohe ist derart etwas Neues, daß jedenfalls niemand schimpfen kann, soweit das in Preußen überhaupt möglich ist."

„Ich werde an Hohenlohe schreiben, sobald ich mit Caprivi gesprochen habe", sagte der Kaiser. Während des ganzen Treibens sprachen wir (davon), und zwar nur französisch wegen der Leibjäger, die hinter uns standen. Die Sauen, die zu Schuß kommen sollten, rissen natürlich aus."

Szene: Serenissimus, beängstigt durch die Störung auf Jagd, hilflos, weil diese fatalen Minister schon wieder ihren Abschied nehmen, und gar beim Frühstück. Der Favorit, zu schlau, verantwortlich zu raten, schiebt einen Onkel vor, der habe einen andern Onkel gefunden, nicht etwa einen tauglichen Mann, nur einen Greis zum Übergange, Kuriosum, durch Neuheit wirkend. Hinter ihnen tüchtige Jäger, weit und breit die einzigen, die hier ihr Handwerk verstehen, in stiller Wut, daß Majestät die beste Beute verfehlt, wenn er immerfort französisch redet. Aber auch der Favorit, Dichterling und darum gern ins allgemeine schweifend, betrachtet mit einiger Ironie die Rettung der Sauen durch Caprivis Untergang und merkt nicht, wie er alles durch die Wendung verdirbt, daß das verängstigte Wild nichts glühender wünschte, als für seinen König zu sterben.

IV

Ein paar Tage später findet sich Eulenburg mit den Seinen im Kladderadatsch als Giftmischer abgebildet. Seit Monaten hatte das Witzblatt die beiden Freunde, dazu Herrn von Kiderlen-Waechter, herausgefordert.

Dieser gedrungene jüngere Mann mit einem Bulldoggen-Gesicht, das er durch dicke Zigarre und zur Schau getragene

Grobheit stilisierte, ein verschlagner Schwabe, war Holstein an politischem Interesse, Eulenburg an Weltkenntnis gleich, beiden an Mut weit überlegen. Unter den Dreien war er der Normale, großer Freund von Weib, Wein und Havanna, von letztern beiden sogar Kenner, an Bildung, Witzen und Briefstil ein Korpsstudent, brutal, doch nicht bösartig, vor allem aber kämpferisch, im Unterschiede zu den beiden Freunden, bereit zur Verantwortung, entschlossen: ein Mann.

Den Kaiser hatte er, da er weder singen noch zaubern konnte, mit seinem Witz gewonnen, der freilich in zwei Bänden gedruckter Privatbriefe die oben genannte Linie nirgends überschreitet, und durfte ihn deshalb jahrelang, von 88 bis 97, auf seinen Nordlandfahrten begleiten. Während er zehn Sommer lang den Kaiser und die Gesellschaft brieflich verspottet, schreibt er unter den Augen des Herrn Reiseberichte für drei Zeitungen, „der Kaiser drängelt immer danach, ich muß sie ihm vorlesen, er gibt dann auch noch seine Wünsche dazu und dann gehen Abschriften an die Kaiserin". Zu diesen Byzantinismen, die nicht einmal seiner Intelligenz Raum ließen, trat als Mittel der Wirkung beim Kaiser eine betonte Kritik des abgesetzten Bismarck, der Kiderlen seinerzeit herausgefunden und mit dessen erster Anerkennung dieser sich gerühmt hatte.

Die Rolle des Naturburschen, die er für sich erfunden, die rauhe äußere Schale, mit der er sich unschwer dekorierte, ohne einen süßen Kern zu enthalten, machte ihn falschen Demokraten so interessant wie seine herzenskluge Freundin, die, obwohl ihm sozial nicht sehr unterlegen, er 20 Jahre lang nicht zu heiraten wagte; seinen Mangel an Ehrfurcht und Takt nahm man für genial, und wenn er beim Gelage von „Hofschranzen und einem Rudel Hofdamen" sprach, sah man in ihm den „tollen Junker" und somit den neuen Bismarck, der den alten bis in die Handschrift ko-

pierte. In Wahrheit war Kiderlen nie toll, nur roh, von Bismarcks problematischem Charakter und seiner hohen Bildung in allem unterschieden, aber er hatte politisches Geschick und wußte dies als Weltkind klüger anzusetzen als Holstein in seiner Zelle. Der konnte sich freilich mit ihm auf sachlichem Gebiete besser verständigen als Eulenburg, der in ihm nur das Protégé des Kaisers schonte, im geheimen aber mit seinen zarten Nerven schon vor Kiderlens Körperlichkeit zurückwich.

Monatelang suchten Holstein, Eulenburg und Kiderlen vergeblich nach dem gefährlichen Spötter, der sie im Kladderadatsch als Austernfreund, Graf Troubadour und Spätzle mit Witz und unheimlicher Kenntnis in Form von Märchen und Gedichten anprangerte. Bei jeder neuen Nummer saßen sie beratend mit dem Staatssekretär Marschall in Holsteins Zimmer zusammen, drahteten, wenn einer abwesend war, diesem den heutigen Angriff, versuchten die Redakteure zu kaptivieren und schickten, als die Presse kritisch wurde, von aller Phantasie und allem Witz verlassen, einen General zum Verleger des Blattes, um ihn ehrengerichtlich zu bedrohen, da er Leutnant der Linie und „mit der Uniform verabschiedet war"! Der ließ sich nicht imponieren, drohte mit Pfeilen, „die in Sekunden töten". Nun beschuldigte eine kleine Zeitung am Rhein die drei Herren mit ihren wirklichen Namen als Urheber von Hetzartikeln, die sie, Bismarcks Feinde, in Bismarcks Presse lancierten, um den Riß zwischen Kaiser und Bismarck zu vergrößern, – und immer heftiger bedrängte die Drei die eine Frage: Wer steckt dahinter?

Ihre Naturen reagieren verschieden: Eulenburg lächelt und tut gar nichts, beschließt aber im geheimen, sich von den beiden so kompromittierten Freunden zu trennen. Kiderlen fordert den verantwortlichen Redakteur und verwundet ihn. Holstein aber irrt wie rasend in seinem Zimmer

herum, beschuldigt lauter Unschuldige: den Staatssekretär, seinen Chef, der sich auf diese Art der Nebenregierung entledigen wolle, dann Herbert Bismarck, der durch den Artikel am Rhein die Spur verwischen lasse, dann den Grafen Henckel, weil dieser Geld in einer Zeitung hat, die mit im Werk ist, und fordert schließlich diesen völlig unbeteiligten Herrn, der ablehnt. Holstein aber, der durchaus Blut sehen will, fordert von Eulenburg einen Druck auf den Kaiser, daß dieser das Duell befehle, Eulenburg fürchtet, „daß Holstein jetzt den Kaiser hassen wird, wenn dieser nicht Farbe gegen Henckel bekennt, ein Haß Holsteins gegen S. M. aber würde zu sehr bedenklichen Zuständen führen". Tatsächlich hat Holstein dem Kaiser sein Veto nie verziehen.

Währenddessen sitzt, wie in der Posse, der Attentäter im Nebenzimmer, es war, wie man viel später erfuhr, einer von Holsteins Beamten.

Aus dieser Haltung kann man auf die Reaktionen der drei Diplomaten in hochpolitischen Augenblicken weiterschließen.

Noch größer war der Lärm, der sich im gleichen Jahre 94 bis weit ins Ausland aus einem Hofskandal verbreitete. Seit zwei Jahren hatte der Berliner Hof in allen seinen Stufen, von der Kaiserin ab, anonyme Briefe derselben Handschrift bekommen: Intrigen, Kabalen, Verhetzungen, dazwischen pornographische Bilder mit ausgeschnittenen und durch Porträts ersetzten Köpfen, hier wie im Kladderadatsch von solcher Kenntnis der Personen gespeist, daß sie aus unmittelbarer Nähe des Kaisers stammen mußten. Waren die Dinge übertrieben, so waren sie doch im Prinzip meist wahr, darum zitterte der ganze Hof vor jeder neuen Enthüllung; es kamen mehr als 200. Den ersten Personen dieses Hofes wurden die schlimmsten Laster, Buhlschaften, Betrug, Verleumdung nachgesagt; boshaft sagte die Kaiserin Friedrich: „Der eine Teil der Hofgesellschaft schreibt Briefe

gegen den andern.“ Da der Baron von Schrader besonders angegriffen wird, faßt man Verdacht gegen seinen verfeindeten Kollegen, einen Herrn von Kotze, denn beide sind Zeremonienmeister. Der lebenslustige Kotze ist überall beliebt, vom Kaiser bevorzugt, der ihn oft duzt, hat deshalb den Neid seiner Vorgesetzten auf sich gesammelt; nun findet man Zusammenhänge, da man sie sucht, und sucht Indizien, die man schließlich erfindet: zwei Löschblätter aus seinem Amtszimmer, die die Spiegelschrift der sehr auffallenden, sichtlich verstellten Handschrift jener Briefe tragen.

Mit den zwei Löschblättern überzeugt man den Kaiser: vor diese Dokumente gestellt, erkennt er sofort den Schuldigen und läßt in wenigen Augenblicken einen durch Jahre erprobten Freund und Diener fallen, dem nie einer etwas anderes als Eitelkeit und Lebensfreude, Wappen- und Ordens-Freuden vorgeworfen hat. Er prüft nicht das heitere Temperament des Beschuldigten noch das dunkle der Beschuldiger, denkt nicht an deren Motive gegen jenen, noch daran, daß auch Kotze selber die Briefe erhielt, ruft keinen Graphologen vor die Blätter, macht nicht die naheliegende Probe, ihn zunächst heimlich zu isolieren und dann den Fortgang der Briefe abzuwarten, vor allem aber, den Beschuldigten erst anzuhören, den Eindruck eines geprüften Menschen zu suchen: nichts von alledem. In einer Viertelstunde wird der Mann verworfen. Als er in bester Laune vom Landgut seiner Mutter heimkehrt, sieht er sich im Schlosse plötzlich verhaftet: „Auf Befehl Seiner Majestät.“ Da er als Rittmeister unter den Militärgerichten steht, bringt man ihn eine Stunde später in einer Hofequipage als Offizier in das Militär-Arrestlokal.

Verhör durch das Oberste Militär. Nichts. Schreibzeug entzogen, seine Frau nur in Gegenwart eines Offiziers zugelassen. Trotzdem sind nach wenigen Tagen schon neue Briefe

bei Hofe eingetroffen. Jetzt wird ein Graphologe befragt: die neuen Briefe, sagt er, sind vom Schreiber der alten, diese aber stammen nicht vom Gebraucher der Löschblätter. Nach acht Tagen entläßt der Generaloberst den Zeremonienmeister mangels Beweisen. Was tut der Kaiser? Läßt er den alten Freund jetzt kommen? Im Gegenteil, er zieht sich zurück. Da der Skandal, den er durch seinen Haftbefehl weit über die Grenzen des Hofes getragen, nun draußen zu wirken beginnt, erklärt er: „Mit dieser Sache habe ich nichts zu tun. Die Untersuchung führt von jetzt ab der Korps-Auditeur." Kampf der Familien und Parteien Kotze und Schrader, ein Strom von Adligen als Zeugen, ein Meer von Bedrohungen, Beleidigungen, drei Vierteljahre lang. Endlich, kurz vor Ostern, der Freispruch.

Was wird der Kaiser nun tun? fragt alle Welt. In großem Kreis den Unschuldigen empfangen? Stellung, Vertrauen einem Mann erhöhen, den furchtbarer Irrtum aufgerieben? Mit Titel und Orden vor aller Welt bekräftigen, daß Irren menschlich, daß Übereilung möglich sei, daß aber ein König auch königlich wiederherstellt? Er berät sich mit Kotzes Nachfolgern und Gegnern: was tun wir in solcher Lage? Ein Unschuldiger reinigt sich, ein Toter steht wieder auf: sehr peinlich. Empfangen? Unmöglich. Irgendein Gnadenbeweis! Nadel? Tabatière? Haben Sie's endlich? Gewiß, Majestät!

Andern Tags wird im Auftrage S. M. ein Osterei aus Blumen bei Herrn von Kotze abgegeben. Seinen König hat er nie wiedergesehn, nur seinen Hauptfeind, den Baron von Schrader, im Duell totgeschossen. Aber sein Leben und Glück, Ruf und Freiheit seiner Familie waren zerstört, der Name entehrt, bis nach Sibirien und Kapstadt galt Kotze für das deutsche Sinnbild frivoler Verleumdung. Auch in dieser Affäre saß der wirkliche Schuldige unerkannt im Nebenzimmer.

Es war, nach Waldersee, ein naher Verwandter des Kaisers.

V

Der Hof Wilhelms des Zweiten, von dessen kaltem Glanz wir gar nicht, von dessen Schmeichlern wir später sprechen, war nicht die Lieblingsstätte seines Herrn. Der Rausch der Farben und Feste war bald vorüber, in Wiederholungen erschöpfte sich der Prunk; der Wunsch nach äußerer Wirkung war auf der Straße, auf Reisen, bei Einzügen in viel größerem Maße und mit viel lauterem Erfolge zu befriedigen. Doch im Kalifen-Stile mußte alles bereit sein, wenn Fürsten fremder Länder des Deutschen Reiches Macht und Größe im Symbol des Weißen Saales bewundern sollten. Man hatte nicht bloß Galakleidung für 600 Hoflakaien, man hielt, der großen Feste wegen, so viele im Dienst, daß keiner über 139, manche nur 81 Tage im Jahre beschäftigt waren. Die Kammerlakaien hatten 70 bis 150 Tage Dienst, die übrige Zeit saßen sie, meist junge Leute um Mitte Zwanzig, müßig in Berlin (Z. 232).

Die Lagerbestände für die Tafeln des Schlosses hatten einen Wert von 1,2 bis über 2 Millionen (Z. 52). Als aber einmal ein Reiseauto defekt war, und der verantwortliche Graf auf die hohen Kosten bei Mitnahme von Reserveautos hinwies, fuhr ihn der Kaiser an: „Was das kostet, was ich verlange, ist gleichgültig. Ich fordere, daß alles klappt, Sie sind mir verantwortlich."

Reischach, der schon unter dem alten Kaiser Hofstellungen eingenommen, berichtet, der Marstall Wilhelms des Ersten war ein Luxusstall, es fuhren nur die Majestäten, die Oberhofmeisterin, die Palast- und Hofdamen. Unter Wilhelm dem Zweiten „hatten wir täglich etwa 200 Gespanne zu stellen, und zwar für die Oberhofmeisterin, die Hofstaatsdamen und Hofdamen, die Generaladjutanten und Flügeladjutanten, die Kabinettchefs, den Oberhofmarschall, die Hofmarschälle, die Kammerherrn vom Dienst, den Oberhofmeister, die

beiden Ärzte und für die Herren des Marstalls, außerdem Gespanne für die Wirtschaft . . Die meisten mußten täglich zweimal, manche drei- und viermal gehen. Der Marstall war beinah das ganze Jahr in Berlin, Potsdam und dem Neuen Palais in Tätigkeit, wenn gereist wurde, manchmal auch noch an drei andern Orten der Monarchie zugleich;" und er berechnet, wenn zwei Generaladjutanten von Potsdam aus dienstlich selbst mit der Bahn nach Berlin fuhren, daß trotzdem für sie zusammen 20 Wagen an diesem Tage nötig waren. Da das wiederholt erhöhte Gehalt, das das Volk seinem König zahlte und nur etwas verschämt Zivilliste nannte, durch mannigfache Extraforderungen noch stieg, konnte der Kaiser, der für sich sehr gut wirtschaftete, schon nach 2 Dienstjahren 4 Millionen zurücklegen (W. 2, 157).

Das schwerste Leben haben die Hofmarschälle. „Der Kaiser liebte es nicht, viel gefragt zu werden, konnte doch aber sehr ungnädig sein, wenn man unterlassen hatte, dies oder jenes zu fragen. Mehr als 3 oder 4 Fragen konnte man kaum an ihn richten, und die günstigen Augenblicke hierfür mußte man mit größter Aufmerksamkeit abpassen" (Z. 52). Der vornehme August Eulenburg mußte noch mit Siebzig als Oberhofmarschall oft abends nach Potsdam reisen, dort übernachten, um morgens seinen vom Reiten heimkehrenden Herrn die 80 Schritte bis zu seinem Zimmer zu begleiten und hierbei die nötigsten Fragen anzubringen, obwohl der Kaiser keine zwei Stunden am Tage durch Arbeit verhindert war. So stieg seine Willkür:

„Abends, im Salon" – so erzählt Zedlitz – „fällt ein Aschenrest auf dem Teppich in des Kaisers Blick: ‚Natürlich, das sind so meine Hofmarschälle! Statt meine Sachen in Ordnung zu halten, sind sie es, die mir am meisten verderben!' Und mir mit der Faust dicht an das Gesicht heranfahrend, fuhr er fort: ‚Ich werde Ihnen aber gehörig beibringen, wie man sich hier benimmt!' Obgleich sich ähnliche Vorfälle

mit dem Kaiser häufig abspielen, .. verletzte mich diese Sache doch sehr tief. Ich fühlte sofort, daß eben grade deswegen schwer etwas dagegen zu tun sei, weil der Kaiser so etwas immer halb ernst, halb scherzhaft abmacht, so daß jeder anständige Mensch das Gefühl hat, es war ja nur Spaß.. Gerade hierin liegt etwas von der Macht des Kaisers auf seine Umgebung; alle fürchten die Rücksichtslosigkeiten, die er begeht. Dabei hat er natürlich die Lacher immer auf seiner Seite."

Später Meldung des Hofmarschalls, er sei tief verletzt. Kaiser: „Ich weiß gar nicht mehr, wovon Sie eigentlich sprechen." Vortrag. „Ach, nun weiß ich, was Sie meinen." Neue Klage des Hofmarschalls, es wären jüngere Offiziere dabei gewesen, er selbst stehe doch schon im 44. Jahre. Kaiser: „Aber Sie sehen aus, als wären Sie erst 28. Sie müssen sich ein dickeres Fell anschaffen!" Hierauf mit Kopfnicken: „Na, es ist gut."

Dieser klugen Darstellung einer korrekten Beschwerde folgt nun ein Satz, der alles erklärt, Zedlitz schließt: „Worauf ich eine Verbeugung machte und hinausging." Der Beleidiger ist endlich einmal gestellt worden, obwohl er König ist, er erinnert sich zuerst an nichts, biegt dann in zweideutiger Bemerkung über das junge Aussehen des Beleidigten aus, rät ihm Dickfälligkeit an und nickt am Schluß mit der Bemerkung Gottes am Abend nach einem Schöpfungstage: er sah, daß es gut war. Hier steht ein schlesischer Graf aus altem Geschlechte, kein Fremder, sondern ein täglicher Begleiter; trotzdem darf es der Monarch getrost wagen, denn er weiß, womit selbst solche seltnen Beschwerden enden müssen: mit stummer Verbeugung.

Wie kann es anders sein, wenn man die Sorgen und Schrecknisse bedenkt, die das Lebensmark dieser Beamten aushöhlen. Programm bei einer Metzer Kirchenfeier: „Ihre Majestäten werden durch den Bischof eingeladen, Allerhöchst sich in den Dom zu den auf dem Hofchor, rechts vom Altar bereiteten Sesseln zu begeben. Zur Linken S. M. nimmt

der Legat, zur Rechten I. M. der Statthalter Platz. Mündlich war noch vereinbart worden, daß der Sitz des Legaten sowohl als der Sitz des Statthalters etwas zurückstehen und eine Stufe niedriger gestellt werden sollten. Allen diesen Vereinbarungen entgegen hatte aber der Legat statt seines Sitzes links von den Majestäten schräg gegenüber unter einem prunkvollen Baldachin auf einem die Majestäten überragenden Sitze Platz genommen" (Z. 35). Die Empörung ist allgemein, aus solchen Invektiven erwuchsen im Mittelalter jahrelange Kriege. Was aber tut der Legat in Metz von seinem erhöhten Sitze? Verleiht er dem Monarchen die gesalbte Krone? Hält er ihm eine Lehrpredigt? Nichts davon. „Er nahm von hier oben . . . die Erteilung des Segens vor," was er, eine Stufe unter den zu Segnenden technisch nicht gut hätte durchführen können.

Glücklicher als bei Hof ist der Kaiser auf Jagd. Zwar sein Jagdrevier, Rominten, einer der schönsten Forsten, gehört dem Staate, nicht der Krone, wird aber, 100000 Morgen groß, auf des Kaisers Wunsch aus einem Urwald mit Seen und Flüssen in ein Schachbrett für Jäger verwandelt, da er jede Jagd zur Treibjagd schabloniert und nur in der leicht erreichten Zahl, nicht im schwer überwundenen einzelnen Wild Genüge findet. „Ein Heer von Forstbeamten war zu Rad, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß so in Tätigkeit, daß tatsächlich jeder . . Punkt dauernd unter schärfster Observation lag . . Auch in den meisten Revieren waren überall Pirschsteige, Kanzeln und Schirme angelegt . . daß ich mich häufig eines Gefühls des Bedauerns nicht erwehren konnte, diesen so herrlichen Forst zu einem gekünstelten Jagdrevier gemacht zu sehen" (Z. 39).

Auch nach Eulenburgs Bericht, der so oft dabei war, waren „die Jagden entsetzlich. Dieses Niederknallen des armen Wildes, das sich nicht einmal durch die Flucht der Unannehmlichkeit entziehen kann, totgeschossen zu

werden, ist keine königliche Lustbarkeit. Seltsamerweise hat niemand an einem Hof das Gefühl dafür, daß es zum Glanz eines Königs nicht unbedingt gehört, armes Wild in eine große Umzäunung zu treiben, in deren Mitte die hohen Schützen aufgestellt sind, die nun so lange auf das atemlos und verzweifelt immer an den äußeren Zäunen entlang rasende Wild schießen, bis alles tot ist oder sich todwund heranschleppt, bis ihm am Schluß der Jagd der Fang gegeben wird."

Da es die Masse bringen mußte und dem Jäger das Wild vor dem Rohr vorbeigetrieben wurde, brachte es der Kaiser in 3 Dezembertagen beim Fürsten Donnersmarck auf 1675 Stück und konnte in seinem 43. Jahre auf einen Granitblock in goldnen Lettern setzen lassen: „Hier erlegte S. M. Kaiser Wilhelm II. Allerhöchstseine 50000. Kreatur, einen weißen Fasanhahn." Der Autor dieses Textes wußte kaum, wie viele Kreaturen des Kaisers er in diesem Sammelbegriffe traf, ohne sie zu erlegen. Übrigens mußte der hohe Jäger in besonderen Fällen sich doch nach dem Wilde richten, wurde auf den Schrei des Hirsches aus seiner Arbeit weggeholt und erfuhr niemals, daß Tirpitz, wenn er vortrug, sich jeden solchen Schrei beim Leibförster abbestellt hatte (T. 138). Das mußte man freilich, wenn man in Rominten Staatsfragen zur Entscheidung bringen, dann den einzigen Zug nach Berlin erreichen, am nächsten Tag im Reichstag sprechen sollte.

Am liebsten ist der Kaiser auf seiner Yacht. Sicher vor Vorträgen, von einer kleinen Schar immer lustiger Männer umgeben, geschützt vor jedem möglichen Anschlag, fern von den Frauen und der Familie, in patriarchalischer Enge, wo er alles übersehen, für alles, bis in die Küche, selber sorgen kann, absolutes Haupt dieses kleinen Staates, ohne demokratische Schmälerungen fürchten zu müssen, am Sonntag sogar Prediger, unerreichbar und doch imstande, seinen Willen jeden Augenblick durch den Draht in die Welt zu

schleudern: so lebte er glücklich an Bord in griechischen Buchten und nordischen Fjorden dahin. Mit den neuesten Kenntnissen, die er durch drahtliche Berichte des Auswärtigen Amtes erwirbt, kokettiert er so lange vor den Genossen, bis diese sich durch Freunde die gleichen Informationen drahten lassen und nun an Bord ein Übertrumpfen der Wissenden entsteht wie auf einem Schulspaziergang.

Es ist eine Art ewigen, schwimmenden Kasinos, und so ist auch der Ton. Morgens „macht es ihm Spaß, die Herren des Gefolges mit Einschluß des ältesten Generaladjutanten auf Deck Freiübungen und Turnen ausführen zu lassen und sie dabei gelegentlich während der großen Kniebeuge oder Hocke anzustoßen, damit sie umfielen" (E. 2, 110). „Die alten Knaben tun dann so, als ob diese Auszeichnung ihnen eine besondere Freude macht, ballen aber die Faust in der Tasche und schimpfen nachher unter sich über den Kaiser wie alte Weiber." Geist und Einfälle dieser durch Wochen müßigen Gesellschaft beschreibt Kiderlen:

„Es wurden befördert zu Oberfahrtgesellen: Graf Waldersee zum Punschwart, von Hahnke zum Oberschlürfer und Oberkapellmeister in Ess-dur, Graf Goerz zum Sachverständigen in Unfallangelegenheiten und Sangesbruder, Graf Wedell zum Sachverständigen in Eti-Piquet-Sachen, Graf Eulenburg zum Festbarden und Polar-Skalden; Dr. Leuthold: Eiskulap 1. Klasse. Von Senden: Navigationsoffizier unter beiden Wendekreisen, namentlich aber des Krebses" usw. Dann wird beschrieben, wie Graf Goerz jeden Abend sein Tierstimmen-Repertoire vorträgt. „Die Abende . . teils musikalisch, teils zaubert Hülsen etwas vor, teils muß man irgend etwas aufführen; ich habe schon den Zwerg aufgeführt und zu allergrößtem Gaudium des Kaisers das Licht ausgelöscht . . In einem improvisierten Tingeltangel habe ich mit G. die Siamesischen Zwillinge gemacht, zusammengewachsen waren wir mit einer großen Zervelatwurst."

Die Fahrtgesellen stehen im Alter zwischen 35 und 60 Jahren.

Da er nie allein sein konnte, verbrachte der Kaiser seine gästefreien Abende meistens mit der Kaiserin. Erinnerungen an die erste Jugend, Haß gegen die Mutter machten ihn von vornherein ängstlich vor weiblichem Einfluß, und schon im Anfang „bäumte er sich gegen die Fessel der Ehe auf" (E. 89). Bald irritiert ihn auch der Pietismus seiner Frau, die in und bei Berlin in zehn Jahren 42 Kirchen, also durchschnittlich alle drei Monate eine errichten ließ, ihn ermüdet die Enge ihrer Hofdamen. Hier wird er sogar nachsichtig, um frei zu sein, und obwohl er wahrscheinlich nie auf Abenteuer gegangen ist, entfernt er sich, wie Zedlitz aus siebenjähriger Erfahrung berichtet, „so oft als möglich, ist stets unmittelbar nach der Abfahrt in gehobenster Stimmung und genießt sein Leben am besten fern vom Familienzwang. Bei jeder Rückkehr konnte ich das Drückende der Atmosphäre bei ihm bemerken. Immer hatte er den Wunsch, sich zu absentieren, seine Gemahlin aber, dies so weit als tunlich zu verhindern . . Diese Umklammerung hatte etwas Weibliches und Rührendes, und ich war häufig geneigt, sie für bedrohlich zu halten, denn wer dem andern zu sehr nachläuft, macht sich leicht lästig . . Das starke Bedürfnis zu reisen und etwas vorzuhaben entsteht hauptsächlich dadurch, daß der Kaiser sich im engen Kreis zu Haus nicht befriedigt fühlt . . Die Stimmung, die im Neuen Palais und im Schloß meist eine etwas drückende Atmosphäre zeigt, verändert sich sogleich aufs günstigste, wenn etwas vorgenommen, namentlich wenn gereist wird, und besonders, wenn anregende Herrenunterhaltung Aussicht auf Abwechslung bietet."

Was sich hinter geschlossenen Türen in dieser Ehe eines begabten, hochnervösen Mannes mit einem freundlich beschränkten, frommen Landkind zugetragen haben mag, da-

von haben nur wenige etwas gesehen, noch weniger berichtet; Mitgefühl mit der beklagenswerten Gefährtin eines hysterischen Autokraten entwaffnet alle Kritik. Sie bemerkte manchen Betrug, den Schmeichler dem Kaiser antaten, als sie aber über die falschen Berichte vom Gute Kadinen klagt und Graf Eulenburg, der ältere, sie bittet, ihm einmal die Wahrheit zu enthüllen, sagt sie: „Ich kann leider gar nichts machen, er sagt dann immer nur: ‚Geh weg, du verstehst nichts von diesen Sachen!'" (Z. 74). Aus zwei Dialogstellen, die der Hofmarschall Zedlitz mit angehört hat, kann man auf hundert, aus zwei Stimmungen von Minuten auf Jahre einer ermüdeten Gemeinschaft schließen, in der man vor allem die Frau bedauern muß. Zwei Tage vor seinem Geburtstag läßt der Kaiser einmal wegen Erkrankung eines Sohnes 34 Fürsten absagen.

Kaiserin: „Aber Wilhelm, du wirst doch nicht!"

„Der Kaiser schob sie mit der Hand energisch beiseite: „Ich habe zu bestimmen, nicht du!"

Kurz vorher, einer der wenigen ruhigen Winterabende ohne Gäste im Neuen Palais, bei denen nur zwei Hofdamen und vier Herren zugegen sind, die Kaiserin mit Handarbeit, er Depeschen oder Ausschnitte lesend, zuweilen vorlesend, die andern am großen Tisch in Zeitschriften blätternd bis gegen elf: „Der Kaiser hatte den ganzen Abend für sich allein gelesen, dann fragte er plötzlich die Kaiserin:

„Willst du eigentlich hier übernachten?"

„Nein, Wilhelm, aber ich wollte dich nicht stören, da du doch den ganzen Abend so beschäftigt bist mit Lesen."

„Na, was soll ich denn sonst machen, wenn es so unglaublich langweilig hier ist!" (Z. 94).

Ein Ehe-Dialog, von keinem Dramatiker zu übertreffen.

Kehrseite für die Untertanen, Rede in Schleswig: „Das ist der Edelstein, der an Meiner Seite glänzt, Ihre Majestät!

Das Sinnbild sämtlicher Tugenden einer germanischen Fürstin, danke Ich es ihr, wenn Ich imstande bin, die schwere Pflicht zu tragen." Stiftungsfest des Corps Borussia, Rede des Kaisers: „Noch nie, solange die Geschichte der deutschen Universitäten geschrieben wird, ist einer von ihnen eine solche Ehre zuteil geworden. Im Kreise des schönen Bonn, umgeben von fürstlichen Damen ist die Kaiserin erschienen, die erste Landesfürstin, um einem Kommers von Studenten beizuwohnen . . Ich hoffe und erwarte, daß alle jungen Borussen, auf denen heut das Auge Ihrer Majestät geruht hat, eine Weihe für ihr ganzes Leben empfangen haben."

VI

Großes Hauptquartier: so taufte gleich nach der Thronbesteigung der Kaiser die alte Maison Militaire und schien mit diesem Kriegswort mobil zu machen; es war aber nichts als die schneidige Geste, zu der ihn überall seine Unsicherheit drängte, denn er schätzte nicht einmal jeden Rat seiner Flügeladjutanten. Mit diesem Gefühl innerer Unsicherheit traf sich vielmehr der Wunsch nach äußerer Sicherheit, denn durch seine 30 Königsjahre hat ihn die Furcht vor Revolten nie verlassen, und darum hat er keiner Klasse oder Partei, keinem Stande getraut als dem seiner Paladine. Die Begriffe Leibadjutant, Leibgarde belebten sich in ihm wieder in ihrer buchstäblichen Bedeutung, er richtete auch eine Leibwache für sich ein. Das alles waren die Männer, die ihn im Augenblicke der Gefahr mit ihren Leibern decken würden, und solche Gefahr konnte aus keinem Schlachtfeld sich gegen ihn erheben, auf dem moderne Truppenführer nicht mehr stehn; nur aus dem Innern seines Volkes, aus dem Roten Vulkan.

So war Wilhelm der Zweite aus doppelten Motiven seiner Seele auf die Armee gewiesen: hier also, glaubt man, würde

er exzellieren, hier fielen ja Interesse und Ehrgeiz zusammen. In hundert Reden hat er es, zum Staunen der Nation, gesagt: „Wie damals, 1861, so herrscht auch jetzt Zwietracht und Mißtrauen im Volke. Die einzige Säule, auf der unser Reich beruht, ist das Heer . . Wenn es der Stadt Berlin einfallen sollte, sich je wieder gegen ihren Herrscher zu erheben, dann wird das Regiment mit dem Bajonett den Ungehorsam des Volkes gegen seinen König zurückweisen!"

Zuerst begann er alles zu reformieren, Generalstab, Manöver, Uniformen, die Generalität wollte er verjüngen, überall fuhr er selbst dazwischen, alles staunte. So ging es ein Jahr. Dann kam das Unerwartete: der Stand, den der Kaiser am meisten auszeichnete, sein Stand fing an, altpreußische Tradition mit neudeutscher Mode zu vergleichen und wurde mißtrauisch. Schon Mai 90 bekennt Waldersee als Chef des Generalstabes:

„Sehr schmerzlich ist es mir, zu hören, daß in der Armee der Kaiser sichtlich an Boden verliert. Ganz allmählich hat sich die Abkühlung vollzogen, die noch ständig zunimmt. Ursachen: große Bevorzugung der Marine, zugleich der Garde, und damit geringes Interesse für die Linie . . Erheblich geringere Höflichkeit gegen höhere Offiziere, als man dies beim Großvater gewöhnt war. Ausgesprochne Neigung zur Soldatenspielerei, besonders deutlich durch die ständigen Alarmierungen, die gar keinen Zweck haben . . Überhebung über das Urteil erfahrener Leute. Häufiges Bevorzugen Einzelner, das man allein auf persönliche Empfindungen zurückführt, umgekehrt harte Behandlung anderer . . Ungeniertes Sprechen mit Offizieren über deren Vorgesetzte. Schließlich die Neigung, auf Kosten der Armee sich populär zu machen . . Ich schreibe dies nieder, weil es mir von den verschiedensten Seiten und urteilsfähigen Männern immer wieder von neuem mitgeteilt wird . . Die hohen Offiziere sind nicht mehr lange genug in ihren Stellungen . . Eine sehr üble Folge ist das Ge-

fühl der Unsicherheit bei ihnen und damit auch Mangel an Dienstfreudigkeit. Die Angelegenheit der Kritik ist in der Armee sehr bekannt geworden und hat böses Blut gemacht. Man tadelt . . den Kaiser scharf, man sagt: was soll daraus werden, wenn keine Autorität mehr gilt! Wenn von dieser Seite Klagen an mein Ohr kommen, müssen sie wahr sein, denn da ich für einen besonderen Freund des Kaisers gelte, sind die meisten mir gegenüber doch sehr vorsichtig“ (W. 2, 126).

Dies ist das erste dunkle Urteil, das vorliegt, es stammt vom Ersten Soldaten der Armee. Einige Monate darauf, Kaisermanöver 90, resümiert er noch schärfer:

„Im vorigen Jahr ging alles noch weit besser. Jetzt ist die Sicherheit gewachsen, aber auch die Überschätzung der eignen Fähigkeiten . . Der Kaiser ist außerordentlich unruhig, jagt hin und her, ist viel zu weit vorn in der Gefechtslinie, greift in die Führung der Generale ein, gibt zahllose, sich oft widersprechende Befehle und hört kaum auf seine Ratgeber. Er wünscht immer zu siegen und nimmt daher eine gegen ihn ausfallende Entscheidung des Schiedsrichters übel. Das sollte ich erfahren, als ich auf diesen Wunsch keine Rücksicht nahm . . Seine Disposition war entschieden schlecht, schon am Abend vorher sah man, daß es eine für ihn verlorene Schlacht geben würde. Bezeichnenderweise herrschte darüber bei Fürstlichkeiten und Gefolge allgemeine Befriedigung . . Wollte er im Kriege das Kommando führen, nicht bloß formell wie sein Vater und Großvater, es gäbe ein Unglück.“

Am Tage nach der Kritik läßt der Kaiser bei Waldersee privatim anfragen, ob er nicht Kommandierender in Stuttgart werden wolle. Moltke hält eine Entlassung des Chefs des Generalstabes für unmöglich „ohne Schädigung der höchsten Interessen“. Drei Monate später wird Waldersee in Gnaden entlassen, der Kaiser sagt: „Der Chef des General-

stabes soll bei mir nur eine Art Amanuensis sein, und dazu brauche ich einen Jüngeren."

Um das verlorene Manöver auszugleichen, beteiligt er sich aufs neue an den taktischen Arbeiten, wieder ohne Erfolg. Was tun, um ihn vom Erscheinen bei der Kritik abzuhalten? „Man hat ihm ganz geschickt beigebracht, im Generalstabsgebäude seien die Masern. Wäre er gekommen, so würde Schlieffen (der neue Chef) wahrscheinlich in die Lage gebracht worden sein, seinen Abschied nehmen zu müssen" (W. 2, 234).

Um nicht ein drittes Mal bei den Aufgaben zu versagen, erkundigt sich im nächsten Jahr, März 93, „der Flügeladjutant vertraulich nach der Lösung des Grafen Schlieffen und macht dann auf Grund dieser Kenntnis mit dem Kaiser die Arbeit. Bei der Kritik kann dann der Monarch mit größter Sicherheit sich völlig der Ansicht des Chefs anschließen und durchblicken lassen, daß er genau die richtige Lösung getroffen habe" (W. 2, 286).

Nachdem sich Graf Schlieffen durch Masern das eine Mal, das zweite mit einer anderen ansteckenden Mitteilung gerettet hat, wird er vom Kaiser durch einen neuen Aufmarschplan nach zwei Fronten überrascht. „Der Kaiser will gegen Frankreich sogleich die Offensive ergreifen und hat deswegen das Ostheer um 2 bis 3 Korps geschwächt. Er tat damit genau das, was die Franzosen hoffen. Wir rennen gegen ihre . . verstärkten Stellungen an und haben alle Aussicht, mit blutigen Köpfen abgewiesen zu werden. Unsre Chancen liegen wirklich gut, wenn wir, wie ich es wollte, sie herauskommen lassen . . um dann über sie herzufallen . . Schlieffen müßte seine Stellung dafür einsetzen, den Kaiser von seinen unreifen Ideen abzuhalten" (W. 2, 318).

Aus diesem Kriegsspiel wurde Ernst: 20 Jahre später erleichterte der Plan des Kaisers den Franzosen die Marneschlacht (s. S. 433).

Über das Militärkabinett urteilt im selben Jahre Eulenburg: „Der Begriff, daß der Flügeladjutant eine Art Heiligtum, höchste Vollkommenheit eines menschlichen Wesens sei, will in meinen Kopf nicht hinein . . Daneben steht der halbverrückte Senden und dazu Plessen . . Es ist wirklich gut, daß es in diesem Hexenkessel, um nicht zu sagen Narrenhaus, auch einmal etwas zu lachen gibt" (E. 2, 248). Der Admiral von Senden-Bibran, einst durch eigne Schuld in England schlecht behandelt, hatte einen tiefen Haß gegen alles Englische gefaßt und suchte „mit bocksähnlichem Eigensinn und stets argwöhnischer Beschränktheit" dem Kaiser dies zu suggerieren. Die Anschauungen des Generaladjutanten von Plessen werden aus einem späteren Gespräch mit dem Marinechef kund, dem er sagte:

„Jetzt, wo England in einen Krieg verwickelt ist, muß Deutschland ihm den Krieg erklären."

„Aber wir haben ja keine Schiffe, Exzellenz!"

„Das macht nichts, eine einzige Division hinübergeworfen, und England ist erledigt!"

Neue Einwände des Admirals.

„Na, wenn das auch nicht geht, dann marschieren wir eben mit Rußland zusammen nach Ägypten und Indien!" (Eck. 2, 44).

Alles mußte militarisiert werden, auch die Minister. Bei einem Diner, Anfang 89, teilt der Kaiser in vorgerückter Stimmung Beförderungen aus, sagt dem Kultusminister Goßler, er sei Major, dem Finanzminister von Scholz, er sei Leutnant geworden. Der hält es für einen Scherz, liest aber drei Tage später mit Staunen die Ernennung des Feldwebels von Scholz gedruckt. Damals, ein halbes Jahr nach der Thronbesteigung, ironisierte schon die „Germania": „Es ist hart! Der Chef der preußischen Finanzverwaltung ist 55 Jahre alt und hat sich bisher mit der bescheidenen Würde eines Vizefeldwebels begnügen müssen. Jetzt hat er den Rang eines Sekondeleutnants erklommen."

Mit solchen Beförderungen waren die Minister in den Augen ihres Herrn durchaus nicht gestiegen, im Grunde kam ihm jeder Reserveoffizier ein wenig komisch vor: diese Federfuchser ließ er nicht in den Kreis der Elite-Menschen. Dagegen durften solche sich als Militärattachés im Bezirk der Diplomaten tummeln, ja sie errangen rasch in fremden Hauptstädten die heimliche Führung: „Ihnen ist es gestattet, Briefe und Berichte direkt an den Kaiser zu richten, der jedes Wort für bare Münze nimmt. Er schätzt diese Mitteilungen unbedingt höher ein als jeglichen Bericht eines Gesandten, der nicht etwa früher auch einmal aktiver Offizier gewesen war . . Diese Hauptleute, Rittmeister oder Majore bereiten sich ernsthaft auf den einstmaligen Antritt eines Botschafterpostens vor . . Immer wieder werde ich zu der militärischen Gruppe hingeführt, die eine permanente Kamarilla darstellt und die von dem Militärstaat Deutschland als solche nicht anerkannt wird. Denn taucht jemals eine Bemerkung über militärische Intrigen auf, so erhebt sich irgendein General, dreht den Schnurrbart und sagt: Ich, der General X., erkläre hiermit, daß jede Äußerung über Adjutantenpolitik grobe Verleumdung ist" (E. 2, 245).

Daß diese Anklage gegen eine Nebenregierung von Eulenburg stammt, erhöht ihre Pikanterie: die Eifersucht eines Favoriten gegen den andern enthüllt wenigstens der Nachwelt eine Kamarilla, die nur von einer zweiten bekämpft wurde.

Aus solchen Einflüssen entsteht des Kaisers innere Politik. „Ich kenne nur zwei politische Parteien: die für Mich und die gegen Mich sind!" Das Motto eines absoluten Herrschers. Dies Wort, gesprochen vom Dreißigjährigen, in der Epoche der besten Absichten und der geringsten Verblendung, stellt das Thema dar, das er durch drei Jahrzehnte variieren wird, in wechselnder Abneigung gegen alle Parteien. Reichstag und Landtag waren ihm Häuser voll unreifer, störrischer

Menschen, deren Farbe er kaum unterschied. Sein ständiger Wunsch bei Differenzen war: nach Hause schicken, Aufstände mit der Garde bewältigen; am Staatsstreich, zu dem man offen riet, hinderte ihn nur die Ungewißheit des Ausgangs.

Seine Grundstimmung war so, wie er es im Jahre 97 dem Freiherrn von Stumm mit dem Wunsch zur Verbreitung sagte: „Wenn Mir der Reichstag meine Schiffe nicht bewilligt, gibt es einen Kladderadatsch, wie er noch nicht da war!" Wenn alles „Sein" war, Schiffe, Soldaten, Untertanen, Reich, so war diese Ungeduld berechtigt. Die volle Verachtung seines Herzens zeigte er aber erst an vertraulichen Stellen. An den Zaren, 95: „Beide Parteien sind bald reif, samt und sonders gehängt zu werden." In ein Aktenstück, 99: „Was ich seit 10 Jahren den Ochsen von Reichstags-Abgeordneten alle Tage gepredigt habe!" Beim Besuch von Ballins Schiff in der Kieler Woche ließ er sämtliche Herren stehn, sprach die ganze Stunde lang nur mit den Damen, weil er auf der Liste zwei Abgeordnete, Bassermann und Stresemann, die ihn nie angegriffen, schaudernd entdeckt hatte. So groß war Wilhelms des Zweiten Verachtung gegen die Vertretung seiner Untertanen.

Sein früher Ehrgeiz, die Sozialisten zu versöhnen, war schon nach dem ersten Versuch begraben. Caprivi wurde aus dem entgegengesetzten Grunde wie Bismarck gestürzt: dieser, weil er kein Ausnahmegesetz gegen die Arbeiter, jener weil er eins wollte. Jetzt war dem Kaiser klar: die Arbeiter waren doch nicht zu halten, Klasse und Partei wurden identisch, und so war in seinen Augen bald auch die Klasse selber der Reichsfeind. Da gab es nur Gewalt. Als die Kritik der Sozialisten wuchs, sagte Plessen zum Kaiser: „Es muß sofort geschossen werden, dann hört es auf." Diese klare Politik widerlegte der Kaiser mit den schneidigen Worten: „Unsinn! Ich werde die Kerls, die mich beleidigen, von Ihnen fordern lassen!"

Graf Mirbach schlug im Herrenhause Dekretierung eines neuen Wahlrechts vor, Köller wollte gegen die Sozialisten, die beim Kaiserhoch sitzenblieben, den Staatsanwalt mobil machen, die Junkerblätter waren für Vereinigung der deutschen Fürsten zu einem neuen Bunde, um darin das allgemeine Wahlrecht zu beseitigen. Zu gleicher Zeit, am Sedantage 95, bezeichnete der Kaiser die Sozialisten als „eine Rotte Menschen, nicht wert, den Namen Deutsche zu tragen" und rief zum Kampf auf, um der „hochverräterischen Schar zu wehren und uns von solchen Elementen zu befreien". Andere Aufforderungen zum Bürgerkriege folgten.

Um so entschiedener, sollte man meinen, schloß er nun die loyale Rechte an sich. Waren die Konservativen nicht seine Triarier? Es waren Agrarier. Als diese 94 den russischen Handelsvertrag, 99 den Rhein-Elbe-Kanal zu Falle brachten, die der Kaiser beide haben wollte, warf er mehr Leidenschaft gegen sie als gegen die Sozialisten: diese fürchtete er vom ersten Tage, in jenen aber hatte er den Schutzwall vor den Gefürchteten gesehen, nun fühlte er die Leibwache wanken, denn Garde und Agrarier entstammten denselben Familien. Wagte der älteste Adel zu mucken, wo blieb dann die Autorität des Königs! Es war durchaus ein fridericianischer Gedankengang; nur hundert Jahre zu spät.

Erst suchte er sie an der Tradition zu fassen: „Ich habe tiefbekümmerten Herzens bemerken müssen, daß aus den Mir nahestehenden Kreisen des Adels Meine besten Absichten mißverstanden, zum Teil bekämpft worden sind; ja sogar das Wort Opposition hat man Mich vernehmen lassen. Eine Opposition preußischer Adliger ist ein Unding: Wie der Efeu sich um den knorrigen Eichenstamm legt, ihn schmückt mit seinem Laub und ihn schützt, wenn Stürme seine Krone umbrausen, so schließt sich der preußische Adel um Mein Haus."

Der Efeu aber, der noch keine Eiche im Sturme geschützt,

aber manche erstickt hat, die er zu schmücken vorgab, drückte den knorrigen Redner nur noch fester: „Wenn die Adligen, schrieb man, fortan keine Opposition machen dürften, so müßten sie, soweit sie dem Parlament angehören, entweder den Adel niederlegen oder das Mandat, auch im Herrenhaus."

Der Kaiser war außer sich, verbot die Kreuzzeitung bei Hofe, entzog dem Grafen Limburg-Stirum, der die Pflicht des Adels zur Warnung der Krone stabiliert hatte, den Rang eines Gesandten z. D. und drahtete einem Dönhoff, der gegen sein der Partei verpfändetes Wort für die Vorlage stimmte: „Bravo! Wie ein echter Edelmann gehandelt!" Im zweiten Kampfe ließ er ein Dutzend „Kanalrebellen" vom Hoflager verweisen, und zwar wurden, wie v. Jagemann berichtet, gleich Formulare hergestellt und mit Namen ausgefüllt: „. . wird wegen Opposition nicht nur gegen Meine Politik, sondern auch gegen Meine Person bis auf weiteres vom Hoflager verbannt". Zugleich setzte er 2 Präsidenten und 16 Landräte aus ihren Ämtern, nahm aber sämtliche Maßnahmen wieder zurück, als ihn der wachsende Lärm erschreckte.

Mit ernster Sorge stehen neben diesen Ereignissen, die ihnen bedrohliche Symptome schienen, die kaiserlichen Freunde; niemand hat – wenn seine Konzepte nicht etwa später retuschiert sind – besser als Eulenburg schon im Jahre 94 die Motive und Gefahren dieses Regimentes umrissen:

„Der König von Preußen", schreibt er an Holstein, „hat nach der Verfassung das Recht, selbst zu regieren. Macht Wilhelm der Zweite Tollheiten? Vollführt er Regierungshandlungen, die über den Rahmen seiner Rechte hinausgehen? . . Von alldem ist nicht die Rede, – sondern Deutschland und Preußen ertragen nicht mehr die Betätigung eignen kaiserlichen Willens. Es ist hart, zu sagen: die Aufrichtung des Deutschen Reiches, d. h. die Verschmelzung des liberalen süddeutschen Blutes mit Preußen, die Kombination

des regierenden Staatsmannes und des schlafenden Heldenkaisers haben das altpreußische Königtum ruiniert. Ein selbstregierender König ist trotz seines guten Rechts dazu nicht mehr denkbar im Gefühl des gebildeten fortschrittlichen Volkes. Man erträgt nur einen König, der sich einer parlamentarischen Form anbequemt . . Tritt nun der Kaiser als Selbstregierer auf, so ist das sein gutes Recht. Es fragt sich nur, . . wer die Partie gewinnt. Ich fürchte, daß nur ein glücklicher Krieg dem Kaiser das nötige Prestige für diesen Kampf verleiht . . Eine andere Form wäre, logisch für den selbstherrschenden Kaiser, der Imperialismus. Dieser würde, wenn auch nicht für ihn, so doch für den Nachfolger, das Ende der Monarchie bedeuten . . Daß S. M. durch sein Naturell getrieben wird, das wiederherstellen zu wollen, was jene vielbesungene Kombination . . zerstört hat, trägt einen elementarischen Charakter."

Hier sind Ursachen und Folgen des persönlichen Regimentes höchst gerecht betrachtet, und nur das eine verbittert den Geschmack an solcher frühen Erkenntnis, daß sie ihr Träger, des Kaisers Busenfreund, nicht ihm selber, nur immer dem wahlverwandten Holstein vertraute. Der hat denn auch eine prophetisch zynische Antwort bereit, er erwidert (E. 2, 176) in einem Notenstile, den er sonst seinen Privatbriefen fernhält: „Ich verhehle mir nicht, daß S. M. vom royalistischen Kapitale lebt, und daß, was er heut achtlos vergeudet, einstmals seinem Sohne – ja wahrscheinlich schon in wenigen Jahren ihm selber empfindlich fehlen wird . . Eine der wichtigsten Vorbedingungen der nahen Senkung des deutschen Kaisergefühls ist die Tatsache, daß selbst Ihr Verstand halt macht vor der Betrachtung der Folgen, welche das jetzige leichtfertige Regiment zeitigt."

So sahen die Nächsten schon nach sechsjähriger Regierung des Kaisers die Zukunft voraus, schoben einander die Stichworte zu – und schwiegen.

VII

Der Draht nach Rußland war abgerissen. Stehend hatte, ein Jahr nach dem Ende des deutsch-russischen Vertrages, der Zar die ihm verhaßte Marseillaise beim Besuch der französischen Flotte angehört, 92 folgte die Militär-Konvention: nach 20jähriger Einsamkeit hatte Frankreich endlich den ersehnten Alliierten. Den wahren Grund für sein Veto gegen den russischen Vertrag: Furcht vor Bismarcks Rückkehr, hat Holstein später dahin verschleiert: „Es wäre gefährlich gewesen, bei einer solchen Sache den Fürsten Bismarck zum Mitwisser zu haben" (Hammann, Neuer Kurs 33). In diesem Wort enthüllt sich der ganze Charakter: dieser Mann war in seinen Entscheidungen so intrigant und unsachlich, daß er jeden, daß er Bismarck selber für fähig hielt, die Sicherheit seines Reiches durch Verrat eines Vertrages aus Rache zu zerstören! Weil auch er hassen konnte, glaubte er, die Bismarcks fühlen wie die Holsteine.

Bismarck schrieb in seiner Zeitung schon vier Wochen nach der Entlassung für Rußlands, gegen Österreichs Balkanpläne und betonte, es sei „nicht Deutschlands Sache, ehrgeizige Pläne Österreichs auf dem Balkan zu fördern". Der Kaiser dagegen sagte zu seinen Generalen: „Rußland will Bulgarien besetzen und fordert dafür unsre Neutralität. Ich aber habe dem Kaiser von Österreich Treue gelobt und dem Zaren erwidert, ich könnte Österreich nicht im Stiche lassen."

Dies ist sein Glaube. Die Freundschaft für Österreich, die Deutschland am Ende ruinieren sollte, ist, soweit sie der Kaiser pflegte, nur auf das feudale Haus Habsburg gegründet gewesen und wäre einem Staatenbunde wie der Schweiz, wenn die 8 Staaten anstatt in der Monarchie in einer Republik zusammengefaßt wären, von ihm niemals erwiesen worden. Da er Republiken verachtete und auch „Schattenkönige" nicht als Seinesgleichen empfand, da er vom Primat des

Fürsten von Gottes Gnaden ausging, war seine Freundschaft mit Habsburg und dem Sultan weniger politischer Gedanke, es waren dynastische Gefühle, die ihn mit diesen beiden Kaisern und nur mit ihnen in dauernder Verbindung hielten. Nichts ist echter an Wilhelm dem Zweiten gewesen als der fatale Gedanke solcher „Brudertreue", doch nur, weil sie der Kaiser nur dem gleichberechtigten Fürsten, nicht etwa einem teilweis deutschen Volke hielt.

Darum war der Kaiser zeitlebens zwischen Wien und Petersburg im Gewissenskonflikte, darum hat er den Sohn jenes Zaren, der ihm übelwollte und den er aus Trotz gegen Bismarck verließ, durch 20 Jahre umworben, nur weil er Autokrat alten Stiles war, ein Zar, ein Kaiser wie er selbst. In einem Drei-Kaiser-Bündnis, wie es 84 geschlossen wurde, hätte Wilhelm die einzige würdige Verbindung erlebt. Republiken aber: das waren die geborenen Feinde, sie weckten Nachahmung im unzufriedenen Teile seines Volkes. In der Allianz des Zaren mit Frankreich sah er darum eine größere Gefahr für den Thron als für das Reich. Dem Zaren spricht er deshalb wiederholt, nie aber klarer als in einem Brief von Ende 95, von der Gefahr, die durch Bündnisse mit Republiken dem gemeinsamen monarchischen Gedanken erwächst:

„Die ständige Anwesenheit von Fürsten, Großherzogen, Staatsmännern, Generalen in Gala bei den Truppen-Revuen, Begräbnissen, Diners, Wettrennen mit dem Haupt der Republik oder in seiner Umgebung läßt Republikaner wie diese glauben, daß sie äußerst ehrenwerte Leute sind, mit welchen Fürsten zusammengehen und im Innern fühlen könnten. Was würde aber dann daheim in unsern Ländern die Folge sein? Die Republikaner sind von Natur revolutionär und werden ganz folgerichtig als Leute, die erschossen oder gehenkt werden müssen, behandelt. Sie sagen unsren übrigen, loyal gesinnten Untertanen: Oh, wir sind keine gefährlichen Menschen, geht nur nach Frankreich, dort könnt

ihr Royalisten mit Revolutionären zusammengehen sehn, warum sollte das nicht auch bei uns gehen? . .

„Vergiß nicht, daß Jaurès, es ist nicht seine persönliche Schuld, auf dem Thron des angestammten Königs und der Königin von Frankreich sitzt, die die Revolutionäre geköpft haben. Das Blut Ihrer Majestäten klebt noch an dem Lande. Sieh es dir an, ist es seitdem je glücklich oder ruhig geworden? Schritt es nicht in seinen großen Augenblicken von Krieg zu Krieg, bis es ganz Europa und Rußland in Ströme von Blut gestürzt, bis es zuletzt die Kommune wieder über sich hatte? Nicky, nimm mein Wort: der Fluch Gottes hat dies Volk für ewig getroffen! Uns christlichen Königen und Kaisern ist eine heilige Pflicht vom Himmel auferlegt: das Gottes-Gnaden-Prinzip aufrecht zu erhalten.“ Dann erzählt er von einem russischen General, der neulich in Paris auf die Frage, ob Rußland die deutsche Armee zerschmettern würde, erwidert hat: Nein, wir werden kaputt gehen, aber was macht das: dann werden wir auch die Republik haben! „Das ist, was ich für dich, mein lieber Nicky, fürchte!“

Selten hat der Kaiser mit solcher Konsequenz, in so ruhigem Fluß einen Gedanken durchgeführt; das kommt, weil er ihm Glaubenssache ist. Warum Ihre Majestäten auf jenem Thron geköpft wurden, weiß er nicht, noch auch, warum der russische General offenbar in vino veritatem fand. Er ahnt nicht, auf welch schicksalsvollem Umwege sich seine Worte 20 Jahre später an demselben Zaren bewahrheiten werden, noch weniger, daß er selber diese Zeche bezahlen wird: er sieht nur Begräbnisse und Wettrennen in Gala und neben geborenen Kaisern bleiche Bürger mit bösen Herzen stehn und sich für ehrenwert halten. Er lebt 120 Jahre zurück, scheint Enkel der Bourbonen mehr als Enkel von Voltaires Freund, sieht Jaurès' Deputiertenstuhl für einen Thron an und hält in der Tiefe seines Herzens alle

diese Leute, die mehr sein wollen als Untertanen, für wert, erschossen, richtiger gehenkt zu werden.

Nach Petersburg, von dem er sich bei Bismarcks Sturze abgewandt, sucht darum der Kaiser den Rückweg, aber das nie eingestandene Gefühl der Reue über eine Torheit kreuzt sich in ihm mit Furcht und Mißtrauen, und so wird dieser Weg von Rückschlägen ständig irritiert: des Kaisers russische Politik durch 24 Jahre gibt ein Bild seiner schwankenden Stimmungen. Anfang 91 „ist seine Angst vor Rußland deutlich erkennbar. Wie bei sich selbst hält er auch anderswo eine sprunghafte Entwicklung für möglich . . Bald glaubt er, es sähe völlig friedlich aus, bald, wir ständen dicht vor dem Kriege . . Dabei rennen wir mit Sicherheit ins Verderben" (W. 2, 204). Zwei Jahre später ist er über das Erstarken des Zweibundes, den er doch selbst erst möglich machte, so empört, daß er Caprivi eine Brandrede gegen Rußland aufträgt, nach der Schuwalow außer sich gerät: „Seit 8 Jahren habe ich an der Besserung der russisch-deutschen Beziehungen gearbeitet. Jetzt ist mein ganzes Werk verloren."

Der Tod Alexanders, dem er jenes Spotturteil aus Bismarcks Händen freilich nicht zu vergessen braucht, bringt in dem schwachen, undurchsichtigen Nikolaus einen Menschen auf den Thron, den der Kaiser beherrschen möchte und dem er wie ein Rattenfänger besonders in Briefen nachstellt: sie stellen seine einzige fortlaufende Korrespondenz während 20 Jahren dar. Nicky und Willy, wie sie sich nennen, in Tugenden und Schwächen einander völlig unähnlich, spielen die ränkevolle Freundschaft des Mannes mit einer Frau, die sich ihm, meist entfernt und unter seinen Feinden lebend, in schwachen Augenblicken dennoch aus Furcht hingibt, um sich bald, bei erstarktem Gemüt, aus der Ferne dafür durch Haß und Hingabe an einen andern zu rächen; mit Recht, denn wenn er fort ist, betrügt er sie nicht minder.

Am liebsten mit England. Aber in diesem schwierigsten Verhältnis hat der Kaiser die weibliche Rolle: mit nie endender Haß-Liebe umwirbt und verschmäht er den mächtigen Briten, in immer neuen Formen sucht die deutsche Majestät es ihm gleichzutun, beobachtet ihn von ferne mit dem Opernglas, um ihn zu studieren, gibt sich, dabei erwischt, das Air, gleichgültig zu sein und völlig selbständig, weist Annäherungen, auf die er jahrelang gewartet, brüsk ab wie eine zu spät zum Tanz gebetene Schöne, schlägt jede männliche Werbung aus: denn auf den Knien will sie ihn sehen, Triumph, nicht Liebe sucht sie, in der unversiegbaren Erinnerung, von diesem Mann und seinem Haus dereinst beleidigt worden zu sein – und dies Haus war auch das seine!

Geschundene Eitelkeit aus deutsch-englischen Jugendtagen, verwundbarer Ehrgeiz, von den Pfeilen der Mutter getroffen, das stete Mißtrauen, gerade von diesen Menschen heimlich verspottet zu werden, deren ruhige Macht er bewundert, deren kluges Wirken er mit Eifersucht verfolgt und deren Blut in sich zu fühlen er ebenso stolz als mißtrauisch ist: diese Empfindungen des Unterlegenseins, die er um jeden Preis aus seinen Nerven bannen will und die ihm ein Leben lang die Wollust der Macht zerstören bis in seine Träume hinein, sie sind es, zu deren Beruhigung er eine Flotte bauen, als Seeheld einem Seestaate gebieten will, um es dem Schiffs- und Inselreiche gleichzutun.

Die Mutter tut nichts dagegen. „Denken Sie, sagt Ende 88 der Kaiser zu Waldersee, meine Mutter will nach England reisen und hat mir durch den Hausminister sagen lassen, sie will mich vorher nicht sehen, ich hätte das Andenken meines Vaters entehrt!“ (W. 2, 19). Die Spannung wird so stark, daß Ende 90, vor der Errichtung eines Denksteins für Kaiser Friedrich in England, weder die alte Königin noch ihre Tochter dem Kaiser Mitteilung machen, er liest es in den Zeitungen und schickt einen Adjutanten hinüber, um am ersten

Denkmal seines Vaters einen Kranz niederzulegen. „Sie hat keinen Glauben, klagt er jetzt, sie unterstützt meine Schwester in Athen, ihre Konfession zu wechseln, das ginge mich gar nichts an, und wenn sie Jüdin würde. Ich habe sie reich dotiert, ihr mehrere Schlösser gegeben, von Dank ist keine Rede. Neulich hat sie mir sogar gedroht und prophezeit, mein ‚autokratisches Auftreten' müsse im Unglück enden!" Als sie in diesen Wochen die zu früh niedergekommene Kaiserin besuchen will, läßt sie der Kaiser gar nicht eintreten, sondern führt sie zu ihrem Wagen zurück (W. 2, 167).

Um diese Zeit, Anfang der Neunziger Jahre, war die englische Stimmung noch einmütig für Deutschland, die Tradition von Waterloo und Disraelis Politik wirkten fort, der immer gegen Rußland für Deutschland optiert hatte, das Wort von der deutschen Konkurrenz war noch fast unbekannt, Bismarcks Vermächtnis in seinen Annäherungen an Salisbury war „auf dem Tisch liegen geblieben". Da war es Wilhelms des Zweiten dynastischen Gefühlen vorbehalten, zwei Völker zu entfremden, die seltener als andre Völkerpaare zu kollidieren brauchten.

Der Prinz von Wales, gegen 20 Jahre älter als sein Neffe, unterschied sich von ihm wie die Platte vom Abdruck, überall war er hell, wo jener dunkel war und umgekehrt. Der eine scheint aus einem Stück von Sardou, der andere aus der Wildente zu stammen. So wenig Abenteuer Prinz Wilhelm in der Jugend gehabt, so viele hatte Prinz Eduard noch im Alter, der kaiserlichen Tugend stand eine weltbekannte Libertinage, seinem Pathos eine bequeme Ironie gegenüber, die nichts verschonte. Jener hatte immer, dieser nie den Wunsch zu glänzen, ihm war die Majestät eher unbequem, und wenn die Phantastik des Neffen zum Mittelalter strebte, so hätte sich der Onkel höchstens nach Merry Old England zurückgezogen. Weder Nerven noch Eitelkeiten beunruhigten ihn, ein großer Respekt vor seiner Mutter ließ ihn

den Haß des Neffen gegen die seinige noch schwerer begreifen, ja er vertrieb sogar die Ungeduld, die seinen Schwager Friedrich um allen Genuß gebracht, aus seinem Kronprinzen-Herzen und entging der Demütigung des Nichtstuns durch Genuß. Dabei war er nicht nur schlauer und erfahrener, auch in gewissem Sinne tätiger als der rastlose Neffe.

Zu solchen Widersprüchen trat noch der schlechteste Mittler: Victoria konnte ihrem Bruder nur ein verdorbenes Bild des Neffen malen, bevor er ihn näher kannte, und doch stand ihr Eduard so nahe, daß er bis zu ihrem Tode in wöchentlichem Briefwechsel mit ihr blieb (Reischach, 155).

Schon in der Jugend hatte aber der Prinz den Haß von der Mutter auf ihren Bruder übertragen, zunächst wohl nur, weil er ihr Bruder war; schon damals hat er den englischen Onkel an den Zaren verraten, was um so erstaunlicher, als ja dieser Zar dem Prinzen Wilhelm gar nicht wohlgesinnt, dagegen Eduards Schwager war, und diesem alles weitertragen mochte. Als 84 der Onkel in Potsdam zu Gast war, rühmte sich Prinz Wilhelm brieflich gegen den Zaren seiner Gegnerschaft: „Der Besuch scheint Früchte zu tragen unter den Händen meiner Mutter und meiner Großmutter. Aber diese Engländer haben zufällig vergessen, daß ich existiere . . und ich schwöre dir, daß ich alles, was ich für dich und dein Land tun kann, tun werde. Es wird aber lange dauern." Ein Jahr darauf: „Auf den Besuch des Prinzen von Wales freue ich mich keineswegs – verzeih, er ist ja dein Schwager –, mit seiner intriganten Natur wird er sicher versuchen, mit den Damen politische Intrigen zu spinnen. Möge ihn Allah zur Hölle schicken, wie der Türke sagt . . Hoffentlich wird der Madhi diese Engländer alle im Nil ersäufen!" (Lee 480).

Kaum ist er an der Macht, so läßt er sie den Onkel, der

Eduard VII.

doch nur Prinz ist, fühlen. Bei seinem ersten Besuch in Wien, September 88, macht der junge Kaiser, weil Eduard sich zugleich angesagt hat, die Bedingung, allein empfangen zu werden, lehnt sogar Eduards Anerbieten ab, ihn in preußischer Uniform auf dem Wiener Bahnhof zu empfangen, zwingt ihn, für eine Woche von Wien weg und nach Ungarn zu gehen, und sieht bei alledem nicht, daß der Onkel seiner alten Mutter bald folgen, daß er als König sich rächen, daß auch ein Privatmann von Ehre solche Demütigungen im Leben nie vergessen kann. Darf man sich wundern, daß der Onkel dann vor dem Besuch seines Neffen in London einen Entschuldigungsbrief fordert, daß dieser nur ein halbes Zugeständnis macht und daß ohne Salisburys energisches Eintreten der Kaiser gar nicht eingeladen worden wäre?

Gleich dieser erste Besuch, von der klugen Königin mit allem Glanz umgeben, der dem Enkel schmeicheln sollte, war von heimlichen Zwischenfällen getrübt. Eduard, erst vor kurzem zum Admiral der britischen Flotte ernannt, konnte den 30jährigen Neffen nur ungern zum gleichen Rang aufsteigen sehen und mußte im stillen spotten, wenn er ihn diesen Rang gebrauchen sah, als hätte er ihn sich verdient. Denn der Kaiser rät sogleich der Königin, 12 statt 5 Einheiten im Mittelmeer zu halten, und sagt Eduard, der ihm die Flotte vorführt, seine eigne werde in kommender Zeit viel moderner ausgestattet werden (Lee, 656).

Und doch zog es den Kaiser nirgendshin so stark wie nach diesem Lande seiner Eifersucht, keinen fremden Staat hat er so oft besucht, denn Norwegen bedeutete ihm nur ein paar Häfen. Die nächsten fünf Jahre, 90 bis 95, kam er jeden Sommer, um an den Regatten seines Onkels teilzunehmen, den er so wenig leiden konnte wie jener ihn; in diesen etwa 18 Hochsommerwochen, in der gefährlichen Enge des Bordlebens, bildeten die beiden ihre Antipathie zu einer Feindschaft aus, deren Folge Weltgeschichte wurde.

Hier trat der Neffe dem Onkel einmal als Kaiser, dann wieder als Spaßmacher entgegen. Er behandelte ihn – nach Eckardsteins Beobachtung, der vier Sommer dabei war – „teils als quantité négligeable, teils irritierte er ihn durch burschikose Äußerungen und Späße."

Der Onkel, dem dies alles ungewohnt und unbequem war, sagte des Kaisers Freunden ironische Wahrheiten: „Ich begreife den Kolonialsport meines Neffen nicht recht. Ich verstehe, daß jemand gern Diamanten kauft, der keine hat, aber wenn man nicht in der Lage ist, große Diamanten zu kaufen, ist es doch praktischer, solchen hoffnungslosen Sport zu unterlassen. Es ist ja nett, daß sich der Kaiser für Schiffe interessiert, wenn man ihn aber mit seinem lahmen Arm derartig hantieren sieht, wie jetzt oben auf Deck, so muß einem Angst werden, daß er sich Schaden tut" (E. 2, 86). War Eulenburg klug genug, dies zu verschweigen, böse genug es zu erzählen: gewiß ist, daß solche vergiftete Pfeile ein oder das andere Mal den Kaiser erreichten und in diesem Herzen Wunden aufrissen, unheilbar fortan. Mit jedem Jahre wurde der Empfang kühler, der Prinz nannte seinen Gast den „Boss von Cowes" und sagte: „Früher war die Regatta mein Vergnügen und meine Erholung; seit der Kaiser hier kommandiert, ist es nur noch eine Plage. Nächstes Jahr komme ich vielleicht gar nicht mehr" (Eck. 1, 207).

Freilich, es gab harte Proben. August 93 rückte eine plötzliche Spannung mit Frankreich um ostasiatischer Fragen willen den Krieg in England plötzlich sehr nahe; Kurier aus London an die Königin, auch der Kaiser sei zu unterrichten. Diner bei Eduard, Privatsekretär des Premiers überbringt Briefe und Bescheid: Frankreich wolle sich in Anlehnung an seinen russischen Freund in Hinterindien ausdehnen. „Nachdem der Kaiser das Schreiben gelesen, brach er in lautes Gelächter aus, klopfte seinen Onkel auf die Schulter und rief: „Na, da kannst du ja mit nach Hinter-

indien gehn und zeigen, was du als Soldat leistest!" (Eck. 1, 208). Hierauf Rückkehr auf die „Hohenzollern".

Dort läßt er, völlig gebrochen, Eulenburg in die Kabine kommen. „Ich habe ihn eigentlich nie so fassungslos gesehen . . Es war nach dem Besuch der französischen Flotte in Kronstadt der zweite große Choc, der sich infolge der Nichterneuerung des russischen Vertrages einstellte." Der Kaiser sagte:

„Englands Flotte ist schwächer als die der Russen und Franzosen zusammen. Unsre kleine hilft da auch nichts. Unsre Armee ist noch nicht stark genug, um nach zwei Fronten zu fechten! Deshalb haben die Franzosen den Zeitpunkt so geschickt gewählt! Unser ganzes Prestige geht kaputt, wenn wir keine führende Rolle übernehmen! Ohne Weltmacht zu sein, ist man eine Jammerfigur! Was soll man tun?" Eulenburg beruhigt ihn mit zwei Vertrauten, doch als sie gehen, „sah er noch miserabel aus, blaß und nervös die Lippen kauend . . Er fühlte sich mit seinem großen Schiffstrara hier plötzlich in eine gewisse bescheidene Enge getrieben und politisch ausgeschaltet, und das ist für die liebe Eitelkeit immer ein Butterbrot ohne Butter" (E. 2, 84).

Am nächsten Morgen Wettfahrt, der Kaiser ausschließlich mit Führung und Bedienung des Schiffes beschäftigt, während Eduard von 10 bis 4 an Bord frühstückt, bis neue Nachricht aus London die Spannung friedlich löst. Von dem Zusammenbruch des Neffen hat Eduard nichts erfahren, das ist politisch gut; menschlich wäre es besser, er wüßte davon, so, wie uns heute das glaubwürdige Bild einer solchen Szene den gellenden Auftritt des Kaisers als Kulisse vor Furcht und Verlegenheit erklärt. So aber hält der Onkel ihn erst für impertinent, dann für gleichgültig, und da auch der Neffe nicht fragt, wie weit sich jener inzwischen mit London beraten hat, sieht er ihn nur dinieren und wieder frühstücken.

In derselben Woche wird eine Wettfahrt um die Insel Wight durch Windstille gehemmt; da man abends den Kaiser zum Diner bei der Königin erwartet, sucht Eduard den Neffen zur Aufgabe der Wettfahrt und pünktlichen Rückkehr zu bewegen. Antwort in Flaggensprache: „Wettfahrt muß ausgefochten werden, gleichviel, wann wir ankommen." Als er nach 10 Uhr bei der alten, pünktlichen und stolzen Großmutter eintrat, hatte er sie stärker verletzt als durch irgendeine ablehnende Note, den Onkel aber wieder verärgert, dessen Respekt vor der Mutter solche Nachlässigkeit bisher unmöglich gemacht hatte.

Im Sommer 95 war England isoliert. Man ließ das liberale Kabinett gehen, Lord Salisbury kam wieder, mit ihm Chamberlain, man suchte Freunde, man suchte vor allem Deutschland. Im Juli regt Salisbury beim deutschen Botschafter die Auflösung der Türkei an, Hatzfeldt ist von dem großen Plan elektrisiert. Was Bismarck länger als ein Jahrzehnt erstrebte, Österreichs und Rußlands Sphären auf dem Balkan zu trennen, war endlich möglich, die russische Verstimmung gegen Deutschland konnte verfliegen, der Zweibund verlor seinen stärksten Zweck; England aber, das war die automatische Folge, trat endlich doch dem Dreibund bei.

Aber Holstein wurde schon durch Salisburys Namen zum Mißtrauen gestimmt, weil Bismarck ihn hochschätzte, auch Privatbriefe des Botschafters überzeugten den Geheimrat nicht, auch diesmal schloß er von seinem knifflichen Wesen auf das der andern, sah dunkle Zwecke Englands, den Dreibund zu sprengen, den Balkan auf den Kopf zu stellen: „England", schließt er, „ist noch nicht bündnisreif, wir können warten". Er verweigert dem Botschafter sogar die Erlaubnis, weiterzuverhandeln. Dieselbe Anschauung wird auf bekanntem Wege dem Kaiser suggeriert, in dessen Stimmung sie allzugut paßt, er wiederholt es mit denselben Worten

zu Rothenhahn und übertreibt: „Überhaupt sind wir in der glücklichen Lage, ruhig zusehn und abwarten zu können, da niemand in Europa etwas ohne uns erreichen kann.“ Jetzt, wieder auf dem Weg nach England, wird er ersucht, Lord Salisbury hinzuhalten.

Zur vereinbarten Stunde trifft der Lord auf der „Hohenzollern“ bei Cowes nicht ein, kommt schließlich nach einer Stunde, entschuldigt sich mit force majeure, Defekt an der Dampfmaschine, Mangel eines anderen Bootes, alles erweisbar. Aber der Kaiser, durch kein Gefühl der Würde vor dem Gefühl des Mißtrauens und der Nichtachtung geschützt, war beleidigt, wurde heftig, lehnte nicht nur ab, sondern machte sich über die Pläne zur Teilung der Türkei lustig, bis die Unterredung „in sehr erregten Formen“ ihr Ende fand. Zu einer zweiten berufen, in der der Kaiser offenbar einlenken wollte, erschien Salisbury nicht mehr, schrieb einen Entschuldigungsbrief und „die Folge“, sagt Eckardstein, „war eine tiefgehende, dauernde Verstimmung zwischen Kaiser und Salisbury .. Dieser ist in späteren Jahren mir gegenüber wiederholt auf die verhängnisvolle Aussprache zurückgekommen: ‚Der Kaiser schien ganz zu vergessen, daß ich nicht Ministre du Roi de Prusse bin, sondern Premierminister der Königin von England‘.“ Holstein aber, der die Richtung, wenn auch die brüske Form nicht gewollt, schrieb dieser Affäre die Stimmung des Kaisers zu, aus der heraus er ein paar Monate später das Krüger-Telegramm absandte.

Diese Politika wurden von persönlichen Eifersüchten getrieben oder gehemmt. In denselben Tagen holte sich der Neffe einen Korb beim Onkel, weil er die Kontrolle der Regatta übernehmen wollte, und rächte sich, indem er zur Wettfahrt um den Queen's Cup sein Schiff anmeldete, im letzten Moment aber zurückzog und so den Onkel zwang, allein zu fahren; ja, er beleidigte ihn neuerdings,

indem er ihm sagte, er sei ja nie Militär gewesen. Ist es erstaunlich, daß in solchen Stimmungen, die sich auf die Gefolge übertrugen, jeder erfuhr, was der andre von ihm sagte? „He is an old peacock", sagte Wilhelm. Eduard aber sagte witziger:

„He is the most brilliant failure in history."

VIII

An Bismarcks Schreibtisch sitzt ein Mann, so zart und klein als jener mächtig, so elegant als jener zwanglos war, gemessen, müde, den Kopf meist gesenkt, den Bismarck fast immer zur Kampfstellung erhob, den Blick verschleiert; aber ein schön gewölbter Schädel, ein leises, kluges Gespräch zeigen die Gaben des alten Diplomaten. Er aß die Hälfte von dem, was Bismarck aß, dessen Portionen ihn heiter stimmten. In einem aber trat der Fürst seine genaue Nachfolge an: er übernahm mit 75 das Amt, das man Bismarck mit 75 unter dem Vorwand seines hohen Alters genommen hatte.

„Ich habe mir fest vorgenommen, mich über nichts zu ärgern, und lasse alles laufen. Wollte ich es anders machen, so müßte ich wöchentlich mindestens einmal den Abschied einreichen" (W. 2, 365). Warum sollte sich der vermittelnde Greis noch erregen? Reichsunmittelbar, Onkel des Kaisers, durch die Berufung keineswegs geehrt, bei voller Windstille auf dem Meer des Ehrgeizes nur noch durch kleine Brisen der Neugier bewegt, so ließ er sich zweimal bitten, ehe er kam, nachdem seine Frau von Kaiser und Kaiserin die Freiheit vergeblich erbeten hatte. Holstein hatte ihn erfunden, weil er ungefährlich war, der Großherzog von Baden wurde als Ratgeber vorgeschoben, damit ihn Eulenburg in jener Jagdszene nennen konnte. „Ich habe keinen andern", sagte der Kaiser.

Fürst Chlodwig unterschrieb sechs Jahre. Beherrscht von

Hohenlohe

Holstein, der ihn noch leichter lenkte als den straffen Soldaten vor ihm, war er beraten von seinem äußerst feinen Sohn Alexander, einem der letzten wahren Prinzen der Epoche. Aber Alexander war Dekadent und ohne Einzelkenntnisse, Holstein tieferfahren und unermüdlich, der Prinz nobel und Weltmann, der Baron verschroben und Intrigant, vor allem gefürchtet im Amt und bei den Missionen, und so aufs neue, nur noch entschiedener der Herr der Wilhelmstraße.

Lautlos ging der Kampf aller gegen fast alle weiter: Holstein haßte den Kaiser, der Kaiser liebte Eulenburg, Eulenburg begann Holstein zu hassen, Hohenlohe haßte und liebte niemand mehr, mißtraute allen dreien und glaubte nicht einmal mehr zu schieben, als er geschoben wurde. Im Hintergrunde scharrte ein neues Rennpferd den Sand, ungeduldig, wann man es in die Bahn galoppieren lassen würde. Wie zwischen den Dreien regiert wurde, dafür ein Beispiel:

Der Kaiser, der seit seiner verärgerten Rückkehr aus London wiederholt dem englischen Militärattaché gedroht und davon üble Folgen vermerkt hat, sucht, zu Ende desselben Jahres 95, in einer plötzlichen Laune die Stimmung zu drehen und sagt dem Oberst Swaine: „Sie hätten ruhig die Dardanellen forcieren sollen, ich hatte vorgesorgt, daß Österreich und Italien mitgingen“ (E. 2, 182). Holstein, der diese Bemerkung von Eulenburg sofort erfährt, berechnet richtig, wie rasch sie von Berlin über London nach Petersburg gehen und dort verstimmen wird, denn derselbe Kaiser hatte ja Konstantinopel den Russen immer freigegeben.

Nun wird dieser eine gefährliche Satz für ihn Signal zu einem kleinen Feldzug: „So kann es nicht weitergehen,“ schreibt er an Eulenburg, der nun Botschafter in Wien ist. „Heute warne ich Sie wieder. Sorgen Sie, daß die Weltgeschichte Sie nicht einst male als den Schwarzen Ritter, der zur Seite des kaiserlichen Wanderers war, als dieser auf

den Irrweg einlenkte!" Dieser pathetischen Prophetie folgt die allzu wahre Glosse des heimlichen über den öffentlichen Regierer: „Der Kaiser sein eigner Reichskanzler, das würde unter Umständen bedenklich sein, nun aber gar bei diesem impulsiven und leider ganz oberflächlichen Herrn, der keine Ahnung von Staatsrecht hat, von politischen Vorgängen, von diplomatischer Geschichte und von Menschenbehandlung."

Nun richtet Holstein seine Geschütze zugleich nach Wien und Rom, bombardiert auch Bülow, den dortigen Botschafter, mit Briefen, schlägt vor, Eulenburg soll den alten Hohenlohe, der bald in Wien zu Besuch erwartet wird, zu einem Schreiben an den Kaiser aufputschen, indem er sich Einmischungen verbittet, legt Skizze zu diesem Brief gleich bei, regt von Berlin aus Bülow in Rom an, nach Wien an Eulenburg in französischer Chiffre zu drahten, und drahtet selber fortgesetzt nach Wien, um seine Briefe nach Wien und Rom zu kommentieren.

Da es ihm nicht gelingt, ändert Holstein den Kurs: Frühjahr 96 nimmt er den Kampf gegen Hohenlohe, Eulenburg und den Kaiser selber auf. Sein Mut ist im Hinterhalt gestiegen, sein Tempo verdoppelt sich, sein Größenwahn kulminiert. Um diese Zeit des herzlichsten Briefwechsels nennt er privatim seinen Freund Eulenburg den „Mann mit dem kalten Blick der Schlange", läßt, um ihm zu schaden, in der Presse melden, er sei zum Kanzler ausersehen, versucht bei Hohenlohe „das System der Einschüchterung gegen den Kaiser durchzusetzen", was dieser ablehnt (Al. 318), reicht alle paar Wochen ein neues Abschiedsgesuch ein, wobei er immer gleich seinen Schreibtisch ausräumt, lanciert vergiftete Artikel gegen den Kanzler, leugnet deren Autorschaft in einem Brief an Eulenburg ab, den er nicht unterschreibt, verbrennt Papiere, trennt sich von Kiderlen, den er noch eben als einzig möglichen Staatssekretär bezeichnete, und macht in seiner geschäftigen Wut nur den einen Fehler, der

ihn allein als Diplomaten disqualifiziert: er traut auf Eulenburgs Verschwiegenheit.

Der aber rächt sich auf Ritterart. Als Holstein ihm schreibt: „Ich vermute, daß eine Krisis, wenn sie kommt, ganz rasch kommen wird, um die jetzige Erregung von S. M. auszunutzen und Ihnen keine Zeit zu geben, ihn wieder zu beruhigen," da nimmt Eulenburg diesen sekreten Brief, schickt ihn originaliter an den Kaiser und fügt hinzu: „Spaßhaft ist die Schlußbemerkung von Holstein. Es geht beinahe daraus hervor, daß alles Angst hat, wenn ich komme! . . Aus der Entfernung kann ich jetzt nur bitten, daß E. M. keine raschen Entschlüsse fasse." Mit diesem Verrate enthüllt er vor dem Kaiser Holsteins Intrigen zugleich mit seiner eignen Unschuld. Furchtbar wird er das zehn Jahre später zu bereuen haben.

Inzwischen bleiben sie mit lächelndem Haß beieinander. Holstein: „Ich kann von Ihnen sagen, daß Sie mir zu allen Zeiten ein treuer Kamerad gewesen sind." Eulenburg: „Was Sie mir am Schlusse schreiben, rührt mich tief . . es atmet eine Freundschaft, die – ich vielleicht ein wenig verdiene, für die ich Ihnen aber herzlich danken möchte." Acht Tage später in sein Tagebuch: „Holstein gehört in eine leere Box im Stalle, die für bissige und keilende Gäule reserviert ist" (E. 2, 204).

Abwechselnd schmollen sie und versöhnen sich wie Weiber. Anfang 97 schmollt Holstein: er ist gegen den Grafen Goluchowski, den neuen österreichischen Minister des Äußern, weil dieser reiche, glänzende Pole, mit einer Prinzessin Murat vermählt, vor 20 Jahren den unbekannten Baron Holstein schlecht behandelt hat, als sie beide noch Sekretäre in Paris waren. Jetzt tadelt er den Freund wegen seines Einverständnisses mit diesem Minister, worauf ihm Eulenburg in zwei Briefen von echter Unechtheit mit Rücktritt droht: „Werde ich getadelt, so tritt meine sensible

Künstlernatur in den Vordergrund, ich erlahme und mache die Sachen noch schlechter. Es wird Ihnen also sehr leicht werden, mich wegzugraulen . . Ich stehe Ihnen viel zu nahe, habe Sie persönlich viel zu lieb, als daß ich anderes als einen kurzen Ärger empfinden könnte . . Nur darin bleibe ich stehen, daß es mir unmöglich ist, dienstlich zu existieren, wenn ich nicht Vertrauen und Anerkennung von Ihnen und dem Amte habe . . Dann tritt meine sensible Künstlerseite in den Vordergrund – und alles andere stößt mich ab, treibt mich fort. Ich enthülle Ihnen ganz offen mein Inneres. Wollen Sie mich haben, – so schonen Sie mich!"

In solchen Zerrungen zweier Neurastheniker wurde damals die auswärtige Politik des Deutschen Reiches hin und her gerissen.

IX

In fünfjährigen Besuchen hatte der Kaiser die englische Stimmung wider Deutschland erregt: durch sein Auftreten gegen den Onkel hatte er den Hof, gegen Salisbury das Kabinett gekränkt, durch Geschwätz die Gesellschaft, durch Drohungen die Presse, durch Indiskretionen den Mann auf der Straße, der davon las. Die Lage in Transvaal, wo England im Begriffe war, zuzugreifen, ließ des Kaisers Stimmung zur Bedrohung steigen, im Oktober 95 überschüttete er den Oberst Swaine in Berlin mit Vorwürfen: „Wegen ein paar Quadratmeilen mit Negern und Palmen hat England seinen einzigen Freund, den Deutschen Kaiser, beinahe mit Krieg bedroht! Ihr Verhalten zwingt mich förmlich, mit dem Zweibund zu gehen. England muß sich entscheiden, ob es für den Dreibund ist oder gegen ihn."

Diese erstaunliche Form, ein Bündnis anzubieten, hinter deren Drohungen mit der Gegenpartei nichts steckte, wurde von Hohenlohe rasch drahtlich bis in ihr Gegenteil abgeschwächt (A. 11, 5); aber Swaines Bericht wurde in London

für die Mitglieder des Kabinetts, und wohl nicht nur für diese privat gedruckt, der Finanzminister nannte ihn „das wichtigste Dokument, das man uns je aus Berlin gesandt hat".

Trotzdem ließ Holstein den Kaiser um Weihnachten nochmals wegen des Beitritts zum Dreibund anklopfen, was dieser wiederum mit dem großen Säbel tat: „Sonst könnten Sie leicht einmal den Kontinent geschlossen gegen sich finden!" London schwieg, und eben das war Holsteins Absicht gewesen: die Engländer ins Unrecht setzen, ja nicht jetzt ihr Partner werden, zeigen, daß man sie nicht braucht! Diese labyrinthischen Wege zu schwankenden Zielen, wie sie seiner pathologischen Natur entsprachen, waren den andern drüben ungangbar. Als aber Marschall auf Holsteins Wunsch am Sylvestertage dem neuen englischen Botschafter Lascelles ähnlich wie neulich der Kaiser dem Oberst gedroht hatte, kam ein paar Stunden später aus Afrika eine Art von Bestätigung: Jameson, ein englischer Arzt, hatte im Einverständnis mit Cecil Rhodes und mit den Hetzern von Johannesburg von Kapstadt her einen Überfall auf die Burenrepublik Transvaal improvisiert.

Das war ein großer Neujahrsmorgen für Holstein: Albion endlich erwischt! Jetzt kann er regieren: Drahtbefehl an den Konsul in Pretoria, von dem deutschen „Seeadler" Mannschaften zu requirieren. Drahtanfrage an den Botschafter in Paris: ob Frankreich diesen Konfiskationen durch England ruhig zusehn wolle. Plan einer kontinentalen Verständigung (Holsteins Denkschrift). Drahtbefehl an den Botschafter in London: „Falls E. D. den Eindruck haben, daß diese Völkerrechtsverletzung (von der Regierung) gebilligt wird, wollen Sie um Ihre Pässe bitten." Sofort leugnet London – was Holstein voraussehen mußte – jeden Zusammenhang mit dem Überfall ab, Hatzfeldt muß seine scharfe Note trotzdem einreichen: da trifft in Europa die Nachricht vom Siege des Präsidenten Krüger über die offiziösen Aben-

teurer ein, Hatzfeldt zieht seine Note in der Nacht zurück, die zufällig noch uneröffnet, die Rücknahme wirkt in London befremdend.

Noch glücklicher ist der Kaiser: Schadenfreude, Schutz der Schwachen, die deutsche Flagge in Transvaal, Europa gegen England! Am 2. drahtet er dem Zaren: „Niemals werde ich den Engländern gestatten, Transvaal zu unterdrücken", und er sagt noch drei Jahre später zum französischen Botschafter: „Damals war die englische Flotte unvorbereitet .. Hätten sich damals alle Staaten uns angeschlossen, so wäre etwas zu machen gewesen" (A. 15, 407).

Zum 3. Januar beruft er Konferenz zum Reichskanzler, es erscheinen: der Kaiser, Hohenlohe, Marschall, die Admirale Hollmann und Knorr (vgl. Thimme, Europäische Gespräche 2, 24). Der Kaiser eröffnet die Sitzung aufgeregt: Der Augenblick ist da, daß Deutschland sich das Protektorat über Transvaal erwerben kann. Mittel: Mobilmachung der Marine-Infanterie, Truppen nach Transvaal, Fußfassen in Delagoa-Bai, unter diesem Druck Konferenz zur Neutralisierung Transvaals, auf der Konferenz Führung gegen England, endend mit der bevorzugten Stellung für uns, die bisher England dort eingenommen. Beide Staatsmänner sind entsetzt, Hohenlohe sagt ruhig: „Das bedeutet den Krieg mit England."

Der Kaiser, rasch: „Ja, aber nur zu Lande!"

Er hat also in seinem Plan die nächste Folge nicht berechnet: England werde der Landung deutscher Truppen draußen Gewalt entgegensetzen, neue Transporte abfangen; er wollte Sieg ohne Krieg. Auch die moralpolitische Unmöglichkeit sah er nicht, parteilos aus Freundschaft für die Buren zu vermitteln und zugleich Truppen mobil zu machen. Trotz lebhaften Widerspruches seiner Minister erklärt er sich nicht für überzeugt, gibt zunächst nach, besteht aber auf Entsendung eines Offiziers zur Aufklärung der Lage und sucht nach einem Aufsehen erregenden Schritt gegen Eng-

land. Warnungen machen ihn nur noch böser, es war „eine überaus lebhafte und selbst dramatische Beratung". Als kein Beschluß ihm genügt und niemand etwas einfällt, unterbricht der Kaiser die Konferenz mit dem Befehl an Marschall: „Fragen Sie Holstein."

Holstein sitzt wie immer auf seinem Zimmer, lehnt Marschalls Aufforderung ab, herüberzukommen, da er den Kaiser nie treffen will, weist Marschall an den Referenten, den Kolonialdirektor Kayser. Warum zieht sich Holstein aus der Affäre? Seine Menschen- und Kaiserscheu ist nur eine Ursache und nicht die entscheidende. Er sieht vor sich den Staatssekretär aufgeregt nach einer Lösung suchen, die den um seine Triumphe gebrachten Kaiser irgendwie beruhigen könnte, hört in flüchtigen, halblauten Worten des Kaisers Pläne, fühlt die Wichtigkeit dieser Stunde, da nebenan die Leiter des Reiches kurzerhand über die Zukunft beschließen, – und da sollte er aus seinem Bau herauskommen, sollte an diesen Tisch treten, um vor den Ohren des Kaisers, wohl gar in einem Protokoll, das er mehr als den Teufel fürchtet, Kanzler und Staatssekretär eine Verantwortung abzunehmen, die er seit 20 Jahren meidet? Den Kaiser zu beruhigen, sollte er unternehmen, er, den er selber gereizt hat? Hinüber in dies Amtszimmer, um endlich doch die Schwelle der Verantwortung zu überschreiten? Niemals! Ja, man fragt sich, ob Holsteins Natur nicht auch die Deutung zuließe: den Kaiser sich bloßstellen zu lassen, da er diesen einzigen Rivalen längst unschädlich machen wollte.

Inzwischen findet der Kolonialdirektor den Ausweg: Glückwunsch an Krüger. Marschall atmet auf: das Quietiv für den Kaiser ist gefunden! Rasch einen Entwurf! Der Direktor schreibt, versieht das Blatt mit seinem Zeichen, Marschall kehrt in die Sitzung zurück, legt die Idee stolz als die seine mit der Begründung dar, wir müßten an die Völkerstimmung denken, dann liest er vor: „Ich spreche Ihnen

meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Tatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und das Ansehen Ihrer Regierung gegen Angriffe von außen zu bewahren."

Alles ist erlöst, nur der Kaiser hört diese Chamade nach seiner Fanfare mürrisch an und sagt: „Es muß noch etwas von der Unabhängigkeit hinein." Rasch wird „das Ansehn der Regierung" in „die Unabhängigkeit des Landes" verschärft. Niemand wirft ein, daß diese Unabhängigkeit durch die Verträge vom Jahre 84 tatsächlich beschränkt war, niemand fällt ein, dem Ganzen die Spitze durch den Zusatz abzubiegen, der Einbruch sei Auflehnung gegen die englische Regierung, die ihn ja gestern abgeschüttelt hat. Marschall macht sein Zeichen, Hohenlohe vermeidet diese Zeremonie, der Kaiser unterschreibt, sofort geht die Depesche offen ab, Schluß der Sitzung.

Gleich darauf ringen zwei Männer darum, sie aufzuhalten. Der ehrliche Admiral von Knorr, schwerhörig, kommt erst nachher dazu, sie zu lesen, erkennt sofort die Gefahr und beschwört den Kaiser, sie nicht abzusenden. Tatsächlich läßt sich dieser durch heftige Voraussage der Wirkung in England jetzt doch beeinflussen, spricht nochmals mit Hohenlohe, erfährt aber, die Depesche sei schon auf dem Draht.

Zur gleichen Stunde tritt Marschall bei Holstein ein – ihre Zimmer sind benachbart wie in einer alten, guten Ehe –, zeigt ihm und dem anwesenden Baron Mumm die Depesche als Frucht der Beratung: nun ist Holstein doch entsetzt und rät, sie aufzuhalten. „Sie wissen nicht, was der Kaiser sonst noch getan hätte!" ruft Marschall aus und schildert die ersten Vorschläge. „Das also war das Minimum, was wir ihm konzedieren mußten."

Die Wirkung war ohne Beispiel. Nie hat der Kaiser seinem Volke so aus der Seele gesprochen wie mit diesen Worten, die ihm irgendein Direktor in den Mund legte und die er wie eine Schlappheit widerwillig unterschrieb: einmütig applaudierte die Nation. In London freilich wurden die Deutschen in den Docks mit Knüppeln überfallen, aus Bureaus und Hotels zu Hunderten entlassen, deutsche Klubs geschlossen. „Es ist schwer, ruhigen Blutes von dieser Depesche zu sprechen", schrieb die „Morning Post". „Die rechte Antwort wäre Berufung unsrer Mittelmeerflotte nach der Nordsee. England wird es nicht vergessen und bei Fortsetzung seiner äußeren Politik in Zukunft immer daran denken." Hatzfeldt, der es in London ausbaden mußte, wollte zurücktreten „wegen des unverständlichen Irrsinns, der die Wilhelmstraße befallen hatte" (Eck. 1, 278). Der Kaiser erhielt nach seiner eignen Erzählung Schmähbriefe und Drohungen aus der englischen Gesellschaft.

Der Prinz von Wales war konsterniert; er hätte vielleicht gern dem Neffen gesagt, was seinem Vorgänger Heinrich VI. dessen Onkel bei Shakespeare anrät: „Mit Schweigen, Neffe, treibe Politik!" Die nächsten Folgen im Kabinett: drohende Antwort Chamberlains über unzulässige Einmischung eines auswärtigen Staates. Fünf Tage nach der Depesche Begründung eines Fliegenden Geschwaders in der Nordsee. Nach einigen Wochen Nichterneuerung des Mittelmeer-Abkommens mit Österreich und Italien, worauf in Wien und Rom sich antideutscher Groll offen äußert.

Einige Tage nach der Depesche schreibt der Kaiser seiner Großmutter einen Entschuldigungsbrief, versichernd, er wollte nur „seinem Zorn gegen das Raubgesindel Ausdruck verleihen, das den friedlichen Absichten und Befehlen der Allergnädigsten Königin zuwider handelt . . Ich fordere jeden Gentleman auf, mir zu zeigen, wo sich irgend etwas gegen England richtet." Ohne Wirkung. „Die Deutschen in der

City", schreibt noch nach mehreren Wochen der Botschafter an Holstein, „können fast keine Geschäfte mehr mit Engländern machen. In bekannten Klubs, so namentlich im Turf, herrscht maßlose Erbitterung . . Hätte die Regierung ebenfalls den Kopf verloren oder aus irgendeinem Grunde den Krieg gewünscht, so hätte sie dabei die ganze öffentliche Meinung hinter sich gehabt." Salisbury bereite sich „auf den Fall vor, daß es entweder zum Bruch mit uns kommt, oder . . der Dreibund in absehbarer Zeit auseinanderfällt . . Ernster ist das offenbare Bestreben einer Annäherung an Frankreich."

Die schwerste Wirkung der Depesche lag aber weder im Beifall der einen noch im Aufschrei der andern Nation, sondern in dem klugen Mißbrauch, den die Flottenkreise damit machten: Tirpitz ist es, der der Krüger-Depesche nachrühmt, sie habe mehr als alles andere „dem Volke die Notwendigkeit der Schlachtflotte gezeigt".

X

„Eure Durchlaucht werden ergebenst ersucht, die Quote Ihres am 1. Januar erhobenen Quartalsgehaltes für die 11 Tage vom Datum Ihres Ausscheidens aus dem Reichsdienste bis zum letzten März wieder herausgeben zu wollen. Der Reichskanzler. Caprivi."

Dies ist, nach Bismarcks Bericht, die einzige Unterschrift, die er von seinem Nachfolger zu sehen bekam. Befragt wurde er nie, besucht nur zu unpolitischen Zwecken. Zunächst war alles glücklich, daß man ihn los war, und Hohenlohe fiel es im Sommer 90 als neu auf, „daß die Individuen geschwollen sind, jedes einzelne fühlt sich. Während früher unter dem vorwiegenden Einflusse des Fürsten Bismarck die Individuen eingeschrumpft und gedrückt waren, sind sie jetzt alle aufgegangen wie Schwämme, die man ins Wasser gelegt hat." Noch schöner ist das Bild, das der Kaiser in seinen Memoiren

erfunden oder zitiert hat: es war damals, wie wenn man einen Granitfindling von einer Wiese wegwälzt und unter ihm nur Gewürm entdeckt.

Trotzdem hat ihm der Alte in den acht Jahren seiner Verbannung stärkere Widerstände bereitet als vorher im amtlichen Zwiespalt, und Eulenburg übertreibt es keineswegs, wenn er seinem Freunde schreibt: „Ich halte den Übergang zur Republik nicht für einfach. Er würde vielleicht erfolgt sein, wenn Bismarck jetzt 50 Jahre wäre, Cromwell-artig." Die wenigen, die ihn von innen her erkannten, bestätigen, daß ihm trotz seines Königsglaubens nach allem, was geschehen, zur Revolte nur die Jugend fehlte.

Nicht zum Widerspruch. Vier Wochen nach der Entlassung fing er an, in den „Hamburger Nachrichten", zugleich in Gesprächen, die nach draußen dringen sollten, eine Kritik zu üben, die namentlich im Ausland mehr Hörer fand als des Kaisers Worte. „Jeder Preuße", sagte er, „hat das Recht, seine Meinung frei zu äußern, aber der Teufel holt ihn, wenn er es tut." Mit grimmigem Zynismus wird er's gefühlt haben, wie sich auch hier die Waffe, die er selbst gegen das Volk geschmiedet hatte, gegen ihn richtete, der nun Volk war; nicht anders als jene andre, mit der er dem König die Macht gegeben, ihn am Ende selber zu stürzen. Denn keineswegs schien man geneigt, ihn frei gewähren zu lassen.

Den Deutschen, die lieber von Helden als von Menschenherzen sagen hören, war das Auftreten des alten Heros zuerst peinlich, sie hätten sich seinen goldenen Lebensabend zwischen Enkeln und Ehrenbürgerbriefen, vor allem aber eine herzliche Versöhnung mit seinem geliebten Kaiser gewünscht. Deshalb regten sich um diesen Hände, die vor der Nation alles ins gleiche, zugleich den Fürsten aus seinem Groll setzen wollten. Eulenburg, der seiner Anlage gemäß einräumte, er habe „warme Beziehungen nach beiden Seiten", hatte nach einem Jahr den Einfall, der Kaiser sollte dem

Fürsten Schloß Bellevue zur Wohnung anbieten, wenn er in den Reichstag ginge. „Weist er es ab, so akzentuiert er den Gegensatz, nimmt er es an, so ist er als Gast des Kaisers vor der öffentlichen Meinung in schwieriger Lage, wenn er unangenehme Opposition macht.“ Dieser glatten Oberhofmarschall-Logik erwiderte Holsteins immer waches Mißtrauen: „Das Anerbieten von Bellevue würde als Zeichen von Furcht ausgelegt werden und die Gegner noch frecher machen.“ Diese beiden Psychologen sahen gar nicht, daß Bismarck den Reichstag als Abgeordneter nie betreten, das Schloß aber leicht mit glaubwürdiger Begründung ablehnen konnte.

Doch Holsteins Todesangst vor Bismarcks Rückkehr war wieder aufgeweckt, und so beschwört er in langen Briefen Ende 90 den Freund: der Kaiser spräche jetzt tatsächlich von Schloß Bellevue, um Gottes willen herkommen! Schreiben! Eulenburg eilt in der Tat, seine eigne Flamme zu dämpfen, wiederholt in ebenso langen Briefen an den Kaiser Holsteins Argumente und warnt: „Experimente so gefährlicher Art können bei schlechter Stimmung im Lande zu Katastrophen führen . . Anderseits würde das Waffenstrecken vor Bismarck das furchtbarste Fiasko der Monarchie bedeuten.“

Und doch läßt die Frage das schlechte Gewissen des Intriganten nicht los, der seinen alten Gönner um den neuen verraten hatte: Eulenburgs zweiter Einfall, den er bei Aufhebung des ersten dem Freunde mitteilt, ist vollends grotesk: „Wenn der Kaiser einmal nach Kiel kommt, so könnte Fürst Bismarck auf dem Bahnhof in Friedrichsruh stehn, während 3 Minuten, und der Kaiser ihm die Hand geben. Keine Abmachung . . nach kurzer Zeit wieder ein Artikel in den Hamburger Nachrichten . . aber die Handreichung ist gewesen. Zu gleicher Zeit müßte eine demonstrative Anerkennung für Caprivi erfolgen . . Das Anerbieten des Schlosses Belle-

vue fände ich . . nur dann unmöglich, wenn der Kaiser dort Visite macht, das wäre Einflußnahme.“ Bezaubernd, wie dieser Hofmann den alten Gedanken mit einer Paraphrase liebreich zu Grabe leitet, den Fall einer Einladung konstruiert, bei der der Wirt den Gast nicht grüßt; wie er dann aber doch zur liebgewordenen Gewohnheit der Bahnsteige zurückkehrt, nur 3 Minuten, und wie er im Geiste neben der amtlichen Depesche am nächsten Tage gleich die Verleihung eines Großkordons an Caprivi liest, der den Orden als Erinnerungsmedaille an den Perron von Friedrichsruh erhalten soll!

Der Kaiser hört nur, was ihm die Götter über Bismarcks Entlassung sagen: der Zar, der muß es wissen! Er reicht dem Kaiser nach dessen Erzählung die Hand: „Le Prince avec toute sa grandeur n'était après tout rien d'autre que ton employé ou fonctionnaire. Le moment, ou il refusait d'agir selon tes ordres, il fallait le renvoyer.“

Die Halbgötter haben's schwerer. Was soll man tun, wenn man, wie Waldersee, Kommandierender in Altona wird oder wie Kiderlen Gesandter in Hamburg? Den Alten besuchen oder schneiden? Kiderlens Besuch beim Fürsten, der ihn wenige Jahre vorher entdeckt hatte, dauerte 30 Minuten, worauf er beklagt, daß man ihm nichts vorsetzte, denn nur im Punkte des Appetites trug er den Beinamen des Neuen Bismarck mit Recht. Waldersee, der erst bei Eulenburg angefragt hat, ob er darf, soll oder muß, erhielt die Marschroute, „besuchen, aber ein politisches Wort selbst da vermeiden, wo es nur ein Kutscher, ein Diener, geschweige denn ein Mitglied des Hauses vernehmen könnte“, das solchen Verrat am Kaiser doch gleich in die Zeitung brächte. So setzt der General, der einst Bismarcks Vertrauen genossen, seine Besuche sehr selten und behutsam ins Werk, schwärmt laut von ihm, läßt in seiner Presse zugleich jede Beziehung leugnen, so daß der Alte bemerkt: „Ich habe bei seinen Besuchen immer das Gefühl, er wolle oder solle nach-

sehen, ob es schon Zeit ist, einen schicklichen Kranz zu bestellen."

Im dritten Jahre des Boykottes zog sich's zusammen.

Anfang Juni 92 läßt der Kaiser dem Alten durch Waldersee sagen, er wäre zur Versöhnung bereit, aber „der erste Schritt muß unter allen Umständen vom Fürsten getan werden. Er muß in ganz unzweideutiger Weise schriftlich direkt an mich Bitte oder Wunsch formulieren, wieder mit mir in Beziehung treten zu dürfen." Auf diese Botschaft erwidert der Alte dem Vermittler: „Ich bin die Treppe heruntergeworfen worden, kann also nicht um Einlaß bitten, sondern muß eine Einladung abwarten." Als der Agent fort ist, ruft er gewiß bei geschlossenen Türen: Da lach ick över!

Als er den Kaiser so abwies, hatte er grade von einem Erlaß an alle deutschen Missionen erfahren, gerichtet gegen seine gedruckten Äußerungen, wobei zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt unterschieden, der jetzige also als schwachsinnig oder aufsässig verworfen wurde. Gleich darauf erschrickt man in Berlin über eine Reise, die der Fürst zur Hochzeit seines ältesten Sohnes vorbereitet, wobei er sich durch den ihm persönlich befreundeten Botschafter, einen Prinzen Reuß, beim alten Kaiser in Wien zur Audienz anmelden läßt. Da erfindet Holstein einen Erlaß an den Botschafter, den Kiderlen applaudiert und Caprivi unterzeichnet: keinerlei Teilnahme an der Hochzeit, größte Zurückhaltung bei Besuchen, Mitteilung hiervon an den Wiener Minister des Auswärtigen, Verhinderung der Audienz beim Kaiser. Auf dringende Warnungen des Wiener Botschafters drahtet man ihm zurück, er sei persönlicher Vertreter des Kaisers und dürfe durch kein Entgegenkommen „Schwäche zeigen". Zugleich Brief Kaiser Wilhelms an Franz Josef:

„Bismarck wird Ende des Monats in Wien eintreffen, . . um sich von seinen Bewunderern bestellte Ovationen bereiten zu lassen . . Du weißt auch, daß ein Hauptstück von

ihm der geheime Vertrag à double fonds mit Rußland war, der hinter Deinem Rücken geschlossen, von Mir aufgehoben wurde. Seit der Zeit seines Rücktritts hat der Fürst in der perfidesten Manier gegen Mich, Caprivi, Meine Minister, Krieg geführt .. Er versucht mit aller List und Kunst, es so zu drehen, daß Ich als der Entgegenkommende vor der Welt dastehen soll. Als Hauptstück seines Programms in dieser Angelegenheit hat er sich eine Audienz bei Dir ausgedacht. Ich möchte Dich daher bitten, Mir Meine Lage im Lande nicht zu erschweren, indem Du den ungehorsamen Untertan empfängst, ehe er sich mir genähert und peccavi gesagt hat."

Dieser Brief gehört zu den furchtbarsten Dokumenten einer versinkenden Zeit. Die Bosheit, mit der hier der Schöpfer des Reiches vom Herrn des Reiches, mit der das Genie vom Erben bei einem Dritten verklagt, verleumdet wird, damit dieser ihm nicht die Partie verderbe, der Ton des Herrn gegen den Untertan, dieser bellende Ton des Schwachen, der den Starken erschlagen wollte und noch immer atmen hört, all dies, nach einem grandiosen Wirken, nach einem Menschenalter unschätzbarer Dienste für die Familie Hohenzollern, geschrieben von einem Kaiser an den andern: welch eine Epoche, in der es solcher Sätze auf Kronen tragenden Briefbogen bedurfte, um eine Nation aufzurütteln!

Denn ohnegleichen war die Volksbewegung, die diese Ausstoßung des volkstümlichsten Deutschen weckte. Schon auf dem Wege nach Wien empfing ihn halb Berlin auf dem Bahnhof, und als der Fürst am Fenster den Rufenden erwiderte: „Soll ich etwa reden? Meine Aufgabe ist Schweigen!", da rief die Stimme eines Unbekannten: „Wenn Sie schweigen, werden die Steine reden!" Ein Wort, pathetisch und kühn, wie es in Preußen vielleicht nie aus einer Volksmenge gedrungen ist.

In Wien: verschloßne Türen! Der Mann, der schon als

kleiner hinterpommerscher Junker ein Selbstgefühl im Herzen und auf der Stirne trug, dem jede Bestätigung zu fehlen schien, der Mann, der dann ein Menschenalter lang gewohnt war, Furcht oder Ehrfurcht zu erregen: jetzt, als der 77jährige Bismarck, begegnet er zum erstenmal im Leben verlegenem Nein, man ist aufs Land gereist, kann leider nicht zur Hochzeitstafel kommen, der Botschafter, nicht Manns genug, um von heut auf morgen fortzugehen, hat sich vor Schreck ins Bett gelegt und krank gemeldet. Da endlich verjüngt sich dies alte Herz, der grimme Kämpfer wittert wieder Kampf, aufs neue hat er einen offnen Gegner, und er beginnt seine letzte Epoche mit dem einen Gedanken: Rache! Er findet ihren ersten Ausdruck auf sehr realistischem Wege, er gibt dem Chef der „Neuen Freien Presse" ein Interview, damit man andern Tages in Berlin und in Europa lese:

„Natürlich hat Österreich die Schwäche und Unzulänglichkeit unsrer Unterhändler beim Handelsvertrag ausgenutzt. Dies Resultat schreibt sich daher, daß bei uns Männer in den Vordergrund getreten sind, die ich früher im Dunkeln hielt, weil eben alles geändert und gewendet werden mußte .. Allerdings habe ich gar keine persönlichen Verpflichtungen mehr gegen die jetzigen Persönlichkeiten und gegen meinen Nachfolger. Alle Brücken sind abgebrochen .. In Berlin fehlt die persönliche Autorität und das Vertrauen. Der Draht ist abgerissen, der uns mit Rußland verbunden hat." So ging es fort.

Die Berliner Regierung war außer sich. Die Bombe war geplatzt, Kaiser und Minister waren diesmal einmütig, man beschloß energische Abwehr, man schrieb in der offiziösen Zeitung: die Äußerungen Bismarcks verletzen das monarchische Gefühl und die Ehrfurcht vor dem Kaiser. In seiner Darstellung gewisser Vorgänge erkenne man solche Fehler, „daß alle, die diesen Dingen nahegestanden, mit Schrecken erkennen werden, daß die Erinnerungen des Fürsten bereits

anfangen, sich völlig zu verwirren . . So stehen die Männer, denen die ehrenvolle Berufung zuteil geworden, das Werk des Fürsten Bismarck fortzuführen, vor der Aufgabe, ihre Arbeit vor allem zu schützen vor dem Manne, dessen Schöpfung sie erhalten sollen."

Zwei Tage später, Bismarcks Erwiderung in seinem Hamburger Blatte: er verwahre sich gegen die Mitverantwortung, die darin läge, daß dies „noch sein Werk" sei.

In Berlin bekommt man das Zittern. Soll der Alte immer das letzte Wort behalten? Fünfstündiger Ministerrat, Beschluß: die Erlasse gegen den Fürsten zu publizieren. Zwar nicht den Kaiserbrief, den niemand kannte, aber den Erlaß an den Prinzen Reuß, den Bismarck bald den Uriasbrief nannte und in dem er vom Verkehr mit amtlichen deutschen Stellen ausgeschlossen wurde: den zu publizieren hatten die Minister in fünfstündigem Für und Wider beschlossen. Sie, die die Seele fremder Völker kennen sollten, um Bündnisse und Freundschaften zum Besten des Reiches zu schließen, diese engbrüstigen, ordenbesternten, goldbefrackten Ritter mit Furcht und Tadel, kannten das Herz des eignen Volkes, das sie lenken sollten, so wenig, daß sie dem Gefürchteten zu schaden hofften, den sie nun zum Geächteten und darum erst zum Liebling der Nation machten!

Das Volk stand auf. In allen Ländern und Klassen jubelte man, als man in Bismarcks Blatte zur Antwort las, in den auswärtigen Akten einer anderen Großmacht werde sich ein Gegenstück zu diesem Erlaß kaum finden. Nicht bloß die Rückkehr aus Wien, der ganze Sommer wurde zu einer Zeit der Huldigungen, wie sie die Deutschen ihrem Kanzler zur Zeit der Macht nie zugerufen hatten. Pilgerzüge zogen nach Friedrichsruh. Doch Bismarck selber war der erste, der die wunderliche Umkehrung seiner Stellung erkannte, er sprach es in München bei einem Fackelzug aus: „Früher war mein ganzes Bestreben darauf gerichtet, das monarchische

Gefühl im Volke zu heben; in der amtlichen Welt wurde ich gefeiert, das Volk aber wollte mich steinigen. Jetzt jubelt mir das Volk zu, während mich andre Kreise ängstlich meiden. Ich glaube, das nennt man Ironie des Schicksals."

Noch heiterer formte er diese letzte, vielleicht seine tiefste Erfahrung an, als er in Kissingen einem Festzug sagte: „Ich habe mit dem Reichstag jahrelang aufs Blut gekämpft, aber ich sehe, daß diese Institution sich gerade im Kampf mit Kaiser Wilhelm dem Ersten und mir abgeschwächt hat .. Ich war bestrebt, die Krone gegenüber dem Parlament zu stärken, – vielleicht habe ich dabei zu viel getan .. Wir brauchen die frische Luft der öffentlichen Kritik. Wenn die Volksvertretung kraftlos wird und zum Organ des höheren Willens, so kommen wir, wenn das so weitergeht, zum aufgeklärten Absolutismus zurück."

Groß war der Umweg, schwer das Geschick, die Bismarck diese Erkenntnis erschlossen: aus Königsgefühl war er ein Leben lang gegen die Demokraten, aus Feindschaft gegen seinen vierten und letzten König wurde er im höchsten Alter ein halber Demokrat. Um so weiter wurde seine Partei, nun umfaßte sie zum erstenmal das größere Deutschland. Der Kaiser hatte ihn dem gemeinsamen Feinde buchstäblich zugeführt.

Der Kaiser hatte die große Partie verloren.

XI

Und doch war er entschlossen, sie zu gewinnen, sei es auch nur zum Schein. Da war also ein Mann in deutschen Landen, der ihm die Herzen wegfing, da war ein Nebenbuhler ohne Gottes Gnade, da war ein Feind, den sich die immer gefürchtete Revolte sichern konnte. Was tun? Eine Krankheit kam ihm gelegen.

Wochenlang hatte die Bismarck-Fronde im Herbst 93

Bismarck

ihm eine gefährliche Lungenentzündung des Alten verschwiegen, um jede Aussöhnung im Leben auszuschließen; als er sie doch erfuhr, vergaß der Kaiser Grundsätze und Trotz, tat jenen ersten Schritt, den er vom Fürsten verlangt hatte, und drahtete: „.. In dem Wunsche, Ihre Genesung zu einer recht vollständigen zu gestalten, bitte Ich E. D., bei der klimatisch weniger günstigen Lage von Varzin und Friedrichsruh für die Winterzeit in Meinen in Mitteldeutschland gelegenen Schlössern Ihr Quartier aufzuschlagen. Ich werde nach Rücksprache mit Meinem Hofmarschall das geeignete Schloß E. D. namhaft machen." UmgehenderKorb: „In tiefster Ehrfurcht für Allerhöchst Dero huldreichen Ausdruck der Teilnahme . . . aber am wahrscheinlichsten in der altgewohnten Häuslichkeit die Heilung finden werde."

Trotz dieses fatalen Rückschlages dachte der Kaiser über neue Mittel nach; denn nichts, das darf man sagen, beunruhigte ihn in jenen Neunziger Jahren mehr als die Existenz Bebels, Eduards und Bismarcks. In diesen drei Männern sah er die einzigen Gefahren: gegen die Sicherheit von Thron, Reich, Popularität.

Im selben Winter, beim Ordensfeste 94, erscheint zum ersten Male Herbert Bismarck wieder im Schloß und wird nach dem Diner „durch seine Freunde vom Hof in die Nähe des Kaisers gedrängt. Der Kaiser sprach aber nicht mit ihm, darüber große Entrüstung unter den Bismarckianern .. Man hatte gehofft, eine Annäherung zu bewerkstelligen und damit Caprivis Stellung zu erschüttern" (Ho. 509). So, aus der Sphäre der Hofpolitik, entstand die neue Begegnung, denn nun konnte man dem Kaiser das Übergehen des Sohnes als Affront auslegen und einen neuen Schritt zum Vater hin anraten.

Der Kaiser beißt die Lippen zusammen, schlingt seine Feindschaft herunter und schickt einen zweiten Gruß, diesmal in Gestalt jener persönlichen Einladung, die Bismarck

gefordert hatte. Gleich nach dem Ordensfeste trifft in Friedrichsruh ein Adjutant mit einer Flasche alten Steinberger Cabinets ein und mit einem Handschreiben, das den Fürsten zur Genesung beglückwünscht und für nächste Woche zum Geburtstag lädt. Man einigt sich, da Bismarck das Fest vermeiden will, auf den 26., doch ohne eine neue Kränkung des Gegners läßt er auch diesen Augenblick nicht vorbei: er lädt des Kaisers bedeutendsten Feind, Maximilian Harden, zu sich ein, von dem er weiß und wünscht, daß er's verbreite, und gießt ihm von dem Weine mit den Worten ein: „Sie meinen's doch ebenso gut mit dem Kaiser wie ich." Dann reist er nach Berlin.

In die Wilhelmstraße ist der gellende Ruf gefahren: ‚Der Löwe kommt!' Mit tödlichem Schreck purzelt alles durcheinander, und da nun das Furchtbare, was man 4 Jahre zu verhindern wußte, in 4 Tagen Ereignis werden soll, haben die Hauptakteure nur noch Zeit, zu chiffrieren, Holstein, Kiderlen, Marschall drahten an Eulenburg in langen Depeschen, Briefe fliegen nach, um das Schlimmste: die Wiederkehr zu hindern. Caprivi gesteht, daß er nicht informiert war, „klagt mit Resignation", seine Gegner triumphieren, Hohenlohe sagt eine Schädigung der Monarchie voraus, bis am letzten Tage Holstein mit dem seekranken Satze untertaucht: „Wenn Bismarck selber oder durch seine Kreaturen zur Macht gelangt, dann gibt es ein Blutbad, dem wohl keiner von uns allen entrinnt!"

Noch übler fühlt sich der Kaiser. Sollte der Alte nicht peccavi sagen? War er nicht der Reichsfeind? Trotzdem ist Wilhelms Neigung zu Regie und Prunk viel zu groß, als daß er nicht selbst aus dieser Niederlage ein Schauspiel machen müßte. Um aber der Welt zu zeigen, daß morgen nur ein „Generaloberst im Range eines Generalfeldmarschalls" zu Besuch kommt, wird alles militärisch befohlen, Gefolge im Dienstanzug mit Achselstücken und hohen Stiefeln. Er selber –

den hier der jüngere Moltke vortrefflich beschreibt (M. 166 f.) – läuft von früh an in voller Nervosität herum, verfehlt die richtige Treppe, läßt dienstliche Anfragen ohne Bescheid, wandert eine Stunde lang ruhelos durch die für den Fürsten bestimmten Zimmer, während die Mädchen noch Staub wischen, stellt die Blumenvasen um, nun zur Ehrenkompanie hinaus, abgeschritten, nach jedem einzelnen gefragt, ob er schon da sei: lauter Zeichen der Verlegenheit und einer Angst, um die man ihn bedauern möchte. An diesem Vormittage büßt der Kaiser wirklich ab, was er vor zwei Jahren dem Alten angetan.

Während sich das Hauptquartier im Vorzimmer aufstellt und man hier ein Album mit Bildern aus dem Stück „Der neue Herr" findet, das eine boshafte Fee hier und heut vor Bismarcks Augen breiten möchte und das Moltke rasch verschwinden läßt, läuft der Kaiser nebenan in seinem Zimmer auf und nieder, denn er will den Fürsten allein empfangen. Ist er so unsicher? Sucht er, der aller Augen auf sich zu ziehen nicht müde wird, sich in dem Augenblicke dieser Kapitulation einem Dutzend Zeugen zu entziehen, die eine Blässe, ein Zucken der Lippen merken und erzählen könnten? Zwischenfall: Meldung von der Bahn, der eben eingetroffene Fürst hat seinen Sohn mitgebracht. Eine neue kleine Bosheit des Alten: man empfängt die Firma Bismarck oder keinen. „Das Hofmarschallamt war in großer Aufregung, wie man sich mit diesem unerwarteten fait accompli abfinden solle." Störung des einsamen kaiserlichen Wanderers, der sein Gespräch memoriert. Der Kaiser, verdutzt, befiehlt, Graf Herbert soll im Vorzimmer bleiben und nicht mit dem Fürsten hereinkommen.

Doch da rollt schon das Hurra die Linden herauf, mit großer Bedeckung hat man den Staatsgefangenen vor und hinter dem Wagen eingeschlossen, neben ihm sitzt Prinz Heinrich, das Brausen schwillt an, der Wagen kommt in

Sicht, alles eilt an die Fenster, den Fürsten aussteigen, die Front abschreiten zu sehen. Nur der Kaiser steht in seinem geschlossenen Zimmer allein, ans Fenster traut er sich noch nicht, er traut wohl auch den Ohren kaum, denn wann hat er in diesem 35jährigen Leben das Hurra seines Volks gehört, ohne die Wollust zu fühlen: Dies alles gilt Mir! Wenn es zuerst seinen Vätern galt, so stand er doch dabei, als kleiner, dann als großer Prinz. Heut aber kommt er sich ausgeschlossen vor, sein Volk, sein eigner Hof spannt alle Blicke nach dem einzigen Mann, den er nicht überwinden kann in seinem Reiche, und er, der Herr, den unter den Millionen allein Gottes Gnade erleuchtet, er steht, den Schmerz dieses Freudenrufes einzusaugen, mit vorgebeugtem Kopfe mitten im Zimmer, wie einer, der die zwei Meter zum Fenster mit seinen Hörnerven überwinden will. In diesen Minuten rettet ihn nur der eine Gedanke: um drei komme Ich dran!

Als Bismarck in Kürassier-Uniform am Arm des Prinzen Heinrich das Vorzimmer betritt, überragt er diesen Führer um Haupteslänge. Vorstellung mit Zwischenfall. Oberst von Kessel. „Kessel? Mir scheint, Sie sind kleiner geworden seit damals.“ Sie kommen ihm nämlich alle viel kleiner vor, aber das sagt er nicht. Fermate. Der Lakai nimmt den Mantel ab, Handschuhe, große Fermate. „Wollen E. D. nun zu S. M. hineintreten?“ Stumme Verbeugung. Flügeltüren. „Der Kaiser, der mitten im Zimmer stand, trat ihm rasch mit ausgestreckter Hand entgegen, die der Fürst, sich tief verneigend, mit beiden Händen ergriff. Da beugte sich der Kaiser vor und küßte ihn auf beide Wangen. Die Türen schlossen sich, die beiden waren allein.“

War das ein Judaskuß? Durchaus nicht. Es war nur ein Kuß aus dem Schauspielhaus.

Draußen rief die Menge Hurra und Hoch, „Deutschland, Deutschland“ wurde gesungen, nach zehn Minuten ließ der

Kaiser die Prinzen holen, dann Frühstück allein mit Kaiser, Kaiserin und Heinrich.

Drei Uhr: Ausritt des Kaisers mit Gefolge: das war seine Revanche. Also kannte er doch seine Untertanen? Sie schienen toll: Durch Linden und Tiergarten wälzte sich zu Fuß und Wagen, quer durch die Schutzleute ein dankbares Volk, das seinem Heldenkaiser Bewunderung, Verehrung, Liebe selbst zuschrie: „Hoch der geliebte Kaiser! Der edle Kaiser! Unser großmütiger Kaiser!" Lauter schriftdeutsche Worte aus goldgeränderten Büchern, Platitüden des Herzens, das seinem angestammten Herrn die Krone des Volkes zu Füßen legen wollte. Der Kaiser schlürft es ein, er kann nicht genug davon haben, reitet bis in die volle Dunkelheit, bis sechs.

Darauf kleines Diner in den Zimmern des Fürsten, mit Herbert und Gefolge, ungeniert, herrliche Weine, der Alte erzählt „mit seiner leisen Stimme" Geschichten von der Kaiserin Augusta, und wie Tyras einmal beinah den Großherzog von Weimar angepackt hätte, alles lacht, man spielt Heitere Geschichten aus Deutschlands großer Zeit, bis die Familie Bismarck zum zweitenmal auf unhöfische Weise sich meldet: beim Braten heißt es, Graf Wilhelm sei draußen, der Kaiser will für ihn nachdecken lassen, doch Bill ist schon wieder fort, wird verfolgt, trifft schließlich zum Kaffee ein, so daß der Alte am Ende doch eine halbe Stunde zwischen seinen Söhnen sitzt, im Schloß der Hohenzollern. Ja, an diesem Siegestage tut er sogar, was er nie getan, er raucht, vielleicht um den Witz von der Friedenspfeife auszuschließen, mit seinem Kaiser eine Zigarette.

Da sitzt er, an die Achtzig, von einem unausstehlichen Kragen geplagt, schwer in einen Sessel geworfen, durch die kleine Papierzigarette komisch entstellt, und blickt, vom Wein belebt, aus den oft etwas tränenden Augen mit faustischem Blick und Mephistos Gedanken in die Runde: drei Fuß von ihm

der schmale Kaiser als Husar, mit nervösen Fingern an seinem Schnurrbart zupfend, viel lachend, etwas jungenhaft, und der da drüben, das ist Moltke, der sieht auch nicht aus wie sein großer Onkel. Jener dort, das ist der kleiner gewordene Kessel, der Lange ist Plessen: lauter Betrüger!, denkt der Alte. Gut, daß Herbert und Bill mit ihrem Atem die Hofluft reinigen! Sind es wirklich erst vier Jahre? Haben sie nicht inzwischen mehr ruiniert, als man in zwanzig aufbauen konnte? Gute Absicht freilich hat der Kaiser, es ist ja sein Haus und Erbe, wie sollte er da nicht gute Absicht haben! Nur wie man es machen soll, weiß er nicht, und heute, wo er nur von Pferden, Wetter und Uniformen sprach, heut konnte er für sein Sinnen in diesen Stunden mehr gewinnen als in des Jahres Einerlei.

Meldung, Wagen, Rückfahrt mit dem Kaiser zur Bahn, Bismarck sitzt rechts. Abfahrt. Der Kaiser, erleichtert: „So. Jetzt können sie ihm Ehrenpforten bauen, ich bin ihnen immer eine Pferdelänge voraus!"

Der Besuch hatte 8 Stunden gedauert, die Feindschaft 8 Jahre, heut war kurze Waffenruhe, noch volle vier Jahre hat der Alte vor sich. Man war noch nicht am Ende.

XII

„Jupiter Ammon! An der Last der dämonischen Natur Bismarcks trägt Deutschland schwer . . alles verdunkelnd oder das Land durch Flammen erhellend, die nicht die Sonne sind. Sein Bleiben unmöglich, sein Gehen unmöglich!" In diesem schönen Bilde gibt Eulenburg sich Rechenschaft über die Gestalt des verzauberten Alten.

Der Kaiser stöhnte. Er sah nicht, auf welch einzigem Wege er den Fürsten gewinnen konnte: durch vertrauliche Fragen, durch Bitte um sachlichen Rat, den niemand in der Welt ihm besser zu geben wußte. Doch dieser Weg war ihm

versperrt, er hätte so dem andern eine Überlegenheit zuerkannt, deren Bewußtsein ihn umbrachte; also tut er das Umgekehrte, bleibt unpolitisch, beim Gegenbesuch im Februar führt er dem Fürsten zwei Grenadiere vor, einen in der bisherigen, einen in der neuen Gepäcksausrüstung, und nun erbittet er wirklich einen Rat: „Welche Ausrüstung halten Durchlaucht für praktischer?“ Kann man ihn ärger reizen? Bismarck fährt fort zu kritisieren.

Im nächsten Jahre: 80. Geburtstag. Großer Besuch mit Truppen in Friedrichsruh. Großer Auftritt des Kaisers zu Pferde, der auf diese Art zu Bismarck heruntersprechen kann. Goldener Ehrenpallasch als „Deutschlands Dank“. Statt jeder Gegenrede ironische Antwort: „Meine militärische Stellung E. M. gegenüber gestattet mir nicht, meine Gefühle weiter auszusprechen. Ich danke E. M.“ Was er in solchen pseudo-historischen Momenten empfand, schildert er andern Tages: „Während der Kaiser gestern im Küraß hoch zu Roß vor mir hielt und mich anredete, mußte ich immer einen Regentropfen betrachten, der langsam über seinen blanken Küraß herunterlief.“

Als bei einem späteren Besuch in größerem Kreise Bismarck vom dritten Napoleon, von seinen Verfassungsplänen erzählt und grundsätzlich die Garde anführt, auf deren Schutz er Napoleon für alle Fälle hingewiesen, fragt der Kaiser, der von dem im Lehnstuhl sitzenden Alten entfernt sitzt, über den Tisch weg dazwischen: „Wer kommandierte denn damals das Pariser Gardekorps?“ Bismarck, den jede schiefe Frage nervös macht: „Darauf kommt es gar nicht an. Napoleon konnte sich unter allen Umständen auf sie verlassen. Wer sie kommandierte, das ist ganz gleichgültig. Ich erinnere mich . .“ und erzählte weiter (M. 203).

Solche Akte der Erziehung vor Zeugen vergißt ihm der Kaiser nie.

Mit steigender Sorge blickt der Achtzigjährige in das Ge-

triebe. In Hamburg sagt er, einen neuen Überseedampfer betrachtend, zu Ballin: „Sie sehen mich ergriffen und bewegt. Ja, das ist eine neue Zeit – eine ganz neue Welt." Verkannte er die Expansion dieser neuen Welt, so erkannte er zugleich ihre Gefahren für Deutschland, immer dunkler wurden seine Vorgefühle, er sagte zu Radowitz: „Ich sehe, wie meine Sache durch ungeschickte und kurzsichtige Leute dem Verfall zugeführt wird" (W. 2, 357).

In solchen Stimmungen liest er Oktober 96 bei einer Krisis scharfe Angriffe in liberalen Blättern, warum er sich damals mit Rußland nicht vertragen habe: da reißt ihm die Geduld, und er läßt in einem Artikel drucken: „Bis zum Jahre 90 waren beide Reiche in vollem Einverständnis darüber, daß, wenn einer von ihnen angegriffen würde, der andere wohlwollend neutral bleiben sollte. Das Einverständnis ist nach dem Ausscheiden des Fürsten Bismarck nicht erneuert worden . . Es war Graf Caprivi, der die Fortsetzung jener gegenseitigen Assekuranz ablehnte, während Rußland dazu bereit war . . So entstand Kronstadt mit der Marseillaise und die erste Annäherung zwischen dem absoluten Zarentum und der französischen Republik, unsrer Ansicht nach ausschließlich durch Mißgriffe der Caprivischen Politik herbeigeführt."

Er kennt den Kampf, den er mit dieser Enthüllung heraufbeschwört, er bricht ihn vom Zaune, im 82. Jahre. Holstein bebt: Vor aller Welt will er uns blamieren? Er setzt einen Artikel im Reichsanzeiger durch über „Verletzung strengster Staatsgeheimnisse und Erschütterung des Vertrauens der Mächte in die deutsche Vertragstreue". Ein taktischer Fehler: denn eben damit gestand man eine Intrige zu, die gar nicht existierte, Wien wußte alles längst, und nun rief man durch ganz Deutschland: Warum wart ihr Nachfolger so dumm?

Aber der Kaiser! War das die Antwort auf seine Gnade? Will

denn der Alte ewig leben? „Nur mit Mühe ist der Kaiser von übereilten Maßregeln zurückzuhalten", dem Zaren schreibt er: „Ich nehme an, daß durch diesen letzten Streich des Fürsten und bei der schamlosen Art, in der er mich in seiner Presse behandelt .. die klareren Köpfe zu verstehen beginnen werden, daß ich Grund hatte, diesen unbotmäßigen Mann mit seinem gemeinen Charakter aus dem Amt zu entfernen." Nach der Vereidigung von Rekruten aber spricht er vor einigen hundert Leutnants von seinen schweren Sorgen und fügt hinzu, „daß hochgestellte Personen gegen Mich Hoch- und Landesverrat treiben".

Wie er rast, wie gern er rasen möchte! Am 100. Geburtstag des alten Kaisers wird Bismarck zur Strafe nicht erwähnt, und seine Teilnahme an einer Hochzeit macht der Kaiser von der Rücknahme der Einladung an Herbert Bismarck abhängig. Es nützt ihm nichts: in magischem Netze fühlt er sich immer wieder zu diesem unbotmäßigen Greise hingezogen, ihn kann er nicht besiegen noch gewinnen, und deshalb läßt er nicht ab von ihm. Mit jedem Jahr, in dem er das biblische Alter übersteigt, wächst die Gestalt ins Legendäre auf: das Volk glaubt doch am Ende nur, was Bismarck beglaubigt. Die Flotte! Wenn er die junge Flotte rühmte, dem Volke als notwendig priese! Ein Wort des Alten macht hundert Stimmen beim Flottenetat! Überwinden wir uns im Dienste des Vaterlandes, nennen wir das nächste Schiff nach ihm: das muß ihm schmeicheln!

Sommer 97, Einladung zum Stapellauf des Panzerkreuzers „Bismarck". Ablehnung wegen hohen Alters. Brief von Tirpitz, er möchte bei ihm Vortrag halten. Uneröffnet zurück mit dem Vermerk, der Fürst nehme keine Briefe ohne Angabe des Absenders an. Zweiter Brief. Er möge kommen. Tirpitz findet die Familie bei Tisch, der Fürst steht auf, bleibt stehen, bis der Gast sitzt, große Kühle. Nach Tisch ohne Damen, Pfeife, Chaiselongue. Da faßt Bismarck – wie

Tirpitz erzählt – ihn ohne Einleitung oder Übergang mit einem vernichtenden Blick ins Auge und sagt: „Ich bin kein Kater, der Funken gibt, wenn man ihn streichelt."

Schrecklicher Moment, jetzt müßte der Admiral seine Mappe nehmen, aufstehen, aber er findet eine geschickte Antwort und legt seine Blätter und Zahlen vor. „Ich weiß, daß wir mehr Schiffe brauchen, knurrt der Alte, aber keine Schlachtschiffe." Auf alle Darlegungen erwidert er zornig, abweisend. Dann im Wagen, ohne Verdeck im Regen fahrend, Bierflaschen rechts und links, spricht er so schonungslos gegen den Kaiser, daß Tirpitz bittet, als Offizier für ihn eintreten zu dürfen. „Sagen Sie dem Kaiser, ich wünsche nichts, als allein gelassen zu werden und in Frieden zu sterben. Meine Aufgabe ist getan, für mich gibt es keine Zukunft mehr und keine Hoffnung." Ein Jahr vorher war die Fürstin gestorben.

Wenn er nur ein Viertel von dem erfährt, was er erfahren sollte, so ist das für den Kaiser schon kaum tragbar. Trotzdem besucht er ihn noch ein viertes Mal, Ende 97, das war ihre letzte Begegnung (T. 93f).

Im Rollstuhl sitzt der Alte am Eingang seines Hauses, als der Kaiser mit seinen Herren kommt; man muß vor ihm defilieren, ebenso wieder beim Gehen. Als hierbei sich Lucanus nähert, der ihm vor sieben Jahren den Abschied überbracht hat, und versucht, ihm die Hand zu reichen, „da entwickelte sich ein merkwürdiges Schauspiel, das von gewaltigem Eindruck war: der Fürst saß da wie eine Statue, kein Muskel rührte sich, er sah ein Loch in die Luft, und vor ihm zappelte Lucanus, bis er begriff und sich entfernte."

Bei Tische aber, mit fremder Unterstützung placiert, war er vom Sekt wieder frisch geworden. Jetzt sieht er den Kaiser neben sich sitzen, blühend, noch nicht 40, – und man ist selber märchenhaft alt. Er fühlt's: er wird ihn nicht mehr sehn. Vergeben? Nie! Aber was soll der Haß, wenn man in

der Unruhe des Hirns um die Sache zittert, die man gemacht hat und die man gefährdet verlassen soll! Seit 8 Jahren, inmitten bedeutender Wendungen Europas, haben sie kein politisches Wort getauscht, seit 4 Jahren, da sie einander wiedersahen, hat ihm der Kaiser nie eine Frage gestellt, und doch, wie viele Fragen liegen ungelöst! Da gibt der Alte seinem Stolz einen Stoß, mag er ein einziges Mal im Leben in die Ecke fliegen, er sieht vor sich das Grab und hinter sich das Reich: nun fängt er selber an, von Politik zu sprechen.

Aber der Kaiser weidet sich nur an solchen Versuchen des Alten, wieder zu Einfluß zu kommen, und um es allen an der Tafel kundzutun, daß Er der Herr sei und jener nur ein vieux radoteur, läßt er ihn ohne Antwort und erzählt Witze:

„Wissen Sie schon den Unterschied zwischen einer Schwiegermutter und einer Zigarre?" Der Fürst, erschüttert, hört zu, dann fängt er aufs neue an: jetzt kommt er auf Deutschlands Stellung zu Frankreich zu sprechen. Der Kaiser hört aufs neue nicht: er erzählt einen zweiten Witz. Schweigend sitzen die Herren. „Immer wenn Bismarck von Politik anfing, vermied es der Kaiser, darauf zu achten." Moltke flüsterte Tirpitz zu: „Es ist furchtbar!" „Wir fühlten es als Mangel an Ehrfurcht vor einem solchen Mann."

Da wendet Bismarck seine Gedanken: Will der Kaiser durchaus nichts wissen oder lernen, so soll er eine Warnung hören, wie von einem Sterbenden, – doch wird sie mit einer Leichtigkeit gegeben, als säßen wir noch in Biarritz wie heut vor 30 Jahren, und es gelte, Napoleon bei Tische leise mit Preußen zu bedrohen. Denn plötzlich spricht er „aus irgendeinem Zusammenhang heraus ein Wort, das sich uns in seiner prophetischen Schwere eingrub:

„Majestät! Solange Sie dies Offizierskorps haben, können Sie sich freilich alles erlauben. Sollte das nicht mehr der Fall sein, so ist es ganz anders."

„An der scheinbaren Nonchalance," schreibt Tirpitz, „mit der das herauskam, als ob nichts darin läge, zeigte sich eine große Geistesgegenwart; daran konnte man den Meister erkennen." Der Kaiser bemerkte es kaum. Und wenn er es erfaßt hat, so wollte er diese letzte Warnung des sterbenden Feindes überhören.

Ein halbes Jahr später stand er an seinem Sarge. Für den Besuch in Friedrichsruh hatte das Hofmarschallamt 28 Minuten, einschließlich Gebet und Ergriffenheit vorgesehen. Da steht der Kaiser, er denkt:

Wo ist jetzt deine ewig störende Kritik? Du liegst im Kasten, ich aber stehe hier mit meinem Kranze, gesund und blühend, in unbestrittner Macht. Neid und Rache war alles, womit du in diesen acht Jahren mein Volk zu beunruhigen suchtest. Und was sollte dein letztes Mahnwort, damals bei Tische, dort nebenan? Blüht nicht mein Reich? Sind meine Untertanen nicht glücklich? Ungefährdet steigt mit jedem Jahr die Königsmacht, Europa fürchtet das größte Heer der Welt. Du fährst in die Grube. Ich habe gesiegt!

Bülow

V. KAPITEL

BÜLOW

I

Mit jedem Jahre wuchs die Macht des Alchimisten. Von seiner Zelle aus vermochte Holstein zu berufen oder zu stürzen, wen er erwählt oder verdammt hatte, und mit dieser Auswahl der regierenden Personen die Weltpolitik des Reiches tatsächlich fort und fort zu bestimmen, für die er die Grundlinien ohnehin vorgezeichnet hatte; aus dieser Macht des Geheimrats erklärt sich die gesamte deutsche Außenpolitik des nächsten Jahrzehntes.

Daß hier keinerlei Magie, daß aber dunkle Dinge im Spiel waren, schien schon damals einigen Menschen bekannt; der Historiker, dem an der Darstellung von Pikanterien nichts, doch viel an sachlichen Folgen persönlicher Eigenheiten liegt, läßt die Erklärung für zwei Sätze offen, die in den Memoiren wie wunderliche schwarze Punkte zwischen bunten Bildern stehn: „Kein Reichskanzler, schreibt Eulenburg, hätte Holstein entbehren können. Auch Bülow konnte ihn nicht fallen lassen, das hatte allerdings seine besonderen Gründe; denn die Schlinge, die ihm Holstein um den Hals gelegt hatte, war mit dem besten Willen nicht zu entfernen“ (E. 2, 385). Daneben Waldersee: er „hätte geglaubt, Holstein würde von Bülow gleich beseitigt werden, aber es liegt vor allem so, daß Holstein seinen Halt beim Kaiser hat. Das Warum möchte ich dem Papier nicht anvertrauen“ (W. 3, 171). Auf den tausend Druckseiten seines ganz vertraulichen Tagebuches kommt eine ähnliche Wendung nicht vor, vielmehr sind vom Herausgeber viele Stellen durch Punkte ersetzt,

so daß Waldersee auch hier sich hätte notieren können, was die Nachwelt doch nicht erführe.

Und doch hatte Holstein mit beiden Männern, die das nächste Jahrzehnt bestimmen sollten, keinerlei Intimitäten: den Kaiser sah er nie, Bülow lernte er erst mit gegen Sechzig näher kennen; man muß also auf ein Wissen von Dingen schließen, die Holstein in seiner Hehlerluft barg, um sie zu Erpressungen gouvernementaler Art zu benützen; denn um Geld hat es sich bei allen diesen sonderbar verknüpften Männern niemals gehandelt.

Jahrelang hatte Holstein Bülows Heraufkunft erschwert. Dem Kaiser war der neue Favorit durch den alten längst zugeführt worden, mit Entzücken hatte Bülow schon seit Jahren bei Besuchen des Kaisers Reize geschlürft; Holstein aber duldete nur kleine Leute über sich, ließ seinen Wagen bequem durch Marschall und Hohenlohe ziehen und erhielt nur um Eulenburgs willen, den er noch nicht entbehren konnte, eine lose Beziehung zu Bülow. Eulenburg aber, dessen weibliche Natur immer einen Mann zum Bewundern brauchte und im Kaiser doch bald nur noch ein Objekt mütterlichen Mitleids sah, hatte in Bülow den Mann seiner Wahl erkannt und war entschlossen, ihn zu der Macht zu führen, an die sich sein timides Wesen selbst nie gewagt hätte.

Schon als Männer von Anfang Dreißig hatten sie sich in Paris gefunden, und in der Tat ist diese Freundschaft produktiver als alle andern geworden. An den Kaiser fesselte Eulenburg zunächst die Macht, vielleicht auch das Mitgefühl des Freundes, an Holstein von Anfang an nur die kalte Erwägung, besser mit ihm zusammen als gegen ihn zu intrigieren; jener war ein Jahrzehnt jünger und ihm in allem unterlegen, dieser ein Jahrzehnt älter und als Politiker ihm weit voraus. Bülow entsprach seiner Anlage und Bildung, war aber im Unterschied zu andern Freunden der einzige Staatsmann,

den er unter den ihm sympathischen Naturen traf und auch gleich erkannte; deshalb bestimmte Eulenburg, der alle seine Freunde in hohe Stellungen gebracht, nur diesen einen von Anfang an zum Kanzler. Ihm hat Bülow seine ganze Laufbahn, hat Deutschland die Folgen dieser Laufbahn zu verdanken, die trotz aller Fehler doch die einzige staatsmännische unter Wilhelm dem Zweiten geblieben ist.

In der Tat vereinigte Bülow fast alles in sich, was Holstein und Eulenburg nur zusammen und nur in widerstrebendem Gemisch besaßen: Holsteins Kenntnis der Sachen verband er mit Eulenburgs Erkenntnis der Menschen, Holsteins Arbeitskraft mit Eulenburgs Gewandtheit, und wenn er als Politiker wie Holstein Zusammenhänge zu berechnen verstand, so konnte er sie wie Eulenburg als Hofmann auch in Szene setzen. Er war der erste, der seit Bismarck bei politischem Talent die Verantwortung nicht scheute, der jene beiden zeitlebens ausgewichen sind. Da er naiver war als beide, optimistischer, auch menschenfreundlicher, war er vor Eulenburgs Liebesschwüle und vor Holsteins Koboldhaß in seinem Herzen sicher. Seine reichen Gaben, von denen keine typisch deutsch, die meisten die eines Romanen schienen, machten ihn inmitten preußischer Enge um so mehr zum wunderlich bunten Vogel, als auch seine Schwächen unpreußisch waren: ohne System und ohne Vorurteile, immer gewinnend, niemandes Feind, von einer Koketterie, die nie weiblich wirkte, vielmehr den Zynismus nur halb verbarg, glich er einer hochlackierten Kugel, die immer rollt, ohne anzustoßen, und in deren glänzender Oberfläche sich die Umwelt scharf, aber klein und etwas gebogen spiegelt.

Vor allem verstand er, den Mann zu gewinnen, von dem er abhing. Obwohl er vom Kaiser nicht viel besser als Holstein dachte, umbuhlte er ihn wie Eulenburg, war aber, frei von dessen wirklichen Gefühlen, imstande, ihm viel grotesker

zu schmeicheln, und umhegte ihn allmählich mit einem kunstvollen Gitter lebender Blumenworte, durch das er, selbst ungesehen, hineinblinzeln konnte, um die Stimmung des Herrn von seinen Zügen abzulesen. Zwischen Holstein, dessen Zurückhaltung, und Eulenburg, dessen Schwärmerei dem Kaiser nicht immer imponierte, wuchs nun Bülow rasch empor, dessen geschickte Huldigungen er schlürfte, ohne ihre Schlauheit zu erkennen. War Eulenburg längst ein dienender Freund, so wurde Bülow ein befreundeter Diener, der keinen Anspruch auf Treue erheben, den man mit Macht bezahlen konnte, während jener Jugendfreund nichts wollte und deshalb zuweilen die peinliche Miene des Mentors aufsetzen durfte.

War es ein Wunder, daß der Findling seinen Pfleger überwuchs, daß der Kaiser an Bülows kalte Wärme sich rasch gewöhnte und Eulenburgs feuchte Hitze ein wenig vergaß? Hieraus entwickelten sich die ersten Katastrophen.

An Fähigkeit, sich anzupassen, war freilich Bülow dem Freunde gleich, aber er wußte, daß er spielte, Eulenburg dagegen hatte in seiner verschwommenen Art Natur und Kunst längst gefährlich vermischt; auch in ihren Briefen sind Bülows unechte Gefühle sichtlich unecht, Eulenburgs dagegen echt. Als sie nach einem Jahrzehnte der Freundschaft im Jahre 93 zum Du vorgeschritten waren, legt Bülow Festschmuck an:

„Sieh, äußerlich in manchem unähnlich, sind wir innerlich doch wahrhaft wahlverwandt. Nicht nur, weil wir so viele, schöne und schmerzliche gemeinsame Erinnerungen haben, sondern weil wir in der Tiefe unseres Wesens gleich denken und empfinden, nach außen im täglichen Leben uns ergänzen. Als schwesterliche entstiegen einst unsere Seelen dem rätselhaften Born alles Daseins, nur andere Hüllen und verschiedenfarbige Flügel wurden uns gegeben. Wenn dir die Himmlischen die Zaubergabe reichen und glänzenden Ta-

lentes schenkten, so kann .. ich dir aus der von mir nach und nach aufgespeicherten Vorratskammer manches Stück für den Bau reichen, den du, gegen deine eigentliche Neigung, aber zum Wohl unseres Kaisers und Landes in den politischen Kampf geworfen, mit leichter und doch sicherer Hand aufführst. Du bist vielleicht mehr germanisch-hellenisch, wie der Zweite Teil des Faust, ich mehr preußisch-römisch; du mehr ritterlich, ich mehr militärisch .. Aber wenn dein Scheitel die Sterne berührt, so wurzeln deine Sohlen doch auf der wohlgerundeten Erde; wenn ich im Boden hafte, so reicht mein Blick doch zu den Wolken und Sternen .. Du mit deinem unendlich feinen Gefühl, ein schöner Edelfalke in einem von Füchsen, Borstentieren und Wildgänsen erfüllten Wald .. Wie herrlich war unser Sonnabendabend! Nie, so lange ich lebe, wird derselbe meinem Gedächtnis entschwinden. Vergangenheit und Gegenwart, Sichtbares und Unsichtbares verknüpften sich, um eine Stimmung hervorzurufen, die nur in weihevollen Augenblicken zu spüren ist .. Die ewige Macht, die dich leitet, erhalte dich, mein Philipp!“

Dieses Parfüm, in dessen Wolke Eulenburg ein Leben verbringt, ohne zu ersticken, wird von Bülow nur an Feiertagen gebraucht und verbreitet, er spricht diese Bayreuther Sprache fließend wie fünf andere europäische Idiome, er kann das seitenweise fortsetzen, ohne zu stocken, und trotz des Nocturno, das er ihm vorspielt, hat er den Freund um diese Zeit sicher von Herzen gern. In Wahrheit ist er ganz gesund, kann mit Agrariern kneipen, mit Sozialisten fechten, überall seine Psyche verbergen, die Eulenburg immer im Knopfloch trägt, und weiß von seiner Bildung so nützlichen Gebrauch zu machen, daß Fachleute aller Art skeptisch werden und an ein Lexikon glauben, wo große Belesenheit durch ein stupendes Gedächtnis im Fluß gehalten wird.

Während Bülow sich nun anschickt, an Eulenburgs Hand

in das Flugzeug und dann mit dem Kaiser zu steigen, zieht unten Holstein am Seil und windet es mit aller Macht um die Felsen seiner Höhle. Jetzt hat er mit zwei Freunden zu kämpfen, die viel zu vorsichtig sind, ihn etwa zu entmachten. „Wüßte Holstein den Grad unseres Vertrauens, er würde die Flinte ins Korn werfen" (E. 2, 226), und sorgenvoll berichtet Philipp an Bernhard über Holsteins Haß gegen den Kaiser. Solche Sätze erwidert Bülow mit souveränem Geschick, er schreibt gleich immer für die Nachwelt mit und wird sich hüten, gefährliche Vertraulichkeit in die schriftliche Welt zu setzen: „Ich bewundere nicht nur die Intensität und Genialität von Holstein, er ist mir auch ans Herz gewachsen. So viele würden das nicht begreifen, du verstehst mich. Ich liebe diese tragische Natur. Ich würde mich nie von ihm abwenden, ich möchte ihm helfen. Eine große Schwierigkeit für uns liegt aber darin, daß Holstein außer Rand und Band gerät, wenn ihm sein System bedroht oder auch nur eingeengt erscheint . . Wie würde er nach oben und vielleicht selbst dir gegenüber vorgehen, wenn er nicht S. M. und dich als Bundesgenossen gegen seine und seiner Gruppe zahlreiche Feinde nötig zu haben glaubte? . . Wir müssen vor allem Holstein beruhigen."

In so glatten Stil, der selbst aus dem verschlossenen Kuriersack jedem Spion in die Hände fallen dürfte, hüllt der behutsame Bülow in Briefen an den nächsten Freund seine Besorgnis vor Holsteins Hinterlist, der sie beide erst die Zähne ausbrechen müßten, ehe es losgehen kann. Während er persönlichen Verrat von Holstein fürchtet, der ihm weder tragisch noch liebenswert erscheint, entnimmt er Eulenburgs Wortschatz die Wendungen, die auf ihn wirken, und gewinnt mit dem Mittel der Vorsicht vor unberufenen Augen auch noch die Sympathie dieses Lesers, der ihn zugleich durch die Blumen seiner Rede versteht.

Eulenburg kämpfte indessen für ihn, wie die Prinzessin

für ihren Erwählten, bei seinem König. „Wer sich Bernhards Wissen und Können auf politischem Gebiet verschließt – schrieb er schon 92 dem Kaiser, unter Beilage politischer Briefe Bülows –, der ist ein Neidhammel .. Ich bin froh, daß E. M. Blick für Talent haben und das wichtige Gesicht besagter Hammel im entscheidenden Augenblick auf seine inneren Motive zurückführen werden." So brachte er den Freund zuerst aus der Enge von Bukarest in die römische Weite. Im Jahre 95: „Bernhard ist der wertvollste Beamte, den E. M. haben, der prädestinierte Reichskanzler der Zukunft", worauf denn der Kaiser (E. 2, 225) Ende 95 als seinen unumstößlichen Beschluß kundtut:

„Bülow soll mein Bismarck werden!"

II

Aber noch hatte der Kaiser Holstein vergessen: ihn zu überwinden, gelang ihm auf eine Weise, von der er selbst nichts ahnte.

Als anfangs 97, ein Jahr nach dem Krüger-Telegramm, eine neue Gefahr an einem jener unerheblichsten Punkte der Erde heraufstieg, wo sich die Mächte Europas Vorwände für ihre Eifersüchte holten: als ein Aufstand auf Kreta gegen die Türken von den Griechen unterstützt wurde, erklärte der Kaiser, entgegen seinen Ministern, kurzerhand den fremden Diplomaten: Auf nach Kreta! Die Großmächte sollten den Piräus blockieren, um den Türken zu helfen. Hohenlohe machtlos, Holstein rasend, Marschall sucht den Lärm wenigstens im Lande zu sänftigen, indem er dem Reichstag Erklärungen über Kreta verspricht. Da drahtet der Kaiser, der sich desavouiert fühlt, von irgendwoher wütend: „Dies dürfte ohne Befehl Meinerseits ausgeschlossen sein. Der entscheidende Schritt zur Lösung dieser Frage ist von Mir persönlich direkt gegangen worden, und bin Ich daher

der einzige, der dem Reichstag Erklärungen zu geben hat .. Nach Meiner Rückkehr nach Berlin wird der Reichstag nach dem Schloß befohlen und demselben durch Mir vorher zu unterbreitende Kaiserliche Botschaft die Haltung Meiner Regierung in der Kretafrage in toto verkündigt werden" (A. 12, 348).

Auf diese Cäsarenworte, glaubt man, werden Kanzler und Staatssekretär zurücktreten. Durchaus nicht. Man läßt nur Holstein an Eulenburg um Hilfe drahten: „Sie müssen diese betrübenden Vorgänge kennen – betrübend wegen des krankhaften Hauches, der das kaiserliche Telegramm durchweht. Die wenigen, die es kennen, haben alle denselben unheimlichen Eindruck davon" (E. 2, 216). Eulenburg versucht wie ein alter Arzt, der schon andere Tolle im Purpur frei herumlaufen sah, den Eindruck abzuschwächen: „Auch ich finde das bewußte Telegramm aufgeregt, aber .. die Aufregung ist nicht etwa eine psychologisch oder physiologisch beunruhigende", das ganze sei nur Folge der nicht fertiggewordenen Erziehung des Kaisers. Wenige Tage darauf hält dieser die berühmte Rede, in der er seinen Hochseligen Herrn Großvater als Schöpfer des Reiches, die andern aber als seine Handlanger bezeichnet.

Damals verdunkelt sich die Lage des Reiches durch große Spannung mit Wien, wesentlich verschuldet durch Holsteins Haß gegen Goluchowski, durch Ablehnung der ersten größeren Flottenvorlage, Prozeß des Staatssekretärs Marschall gegen Verleumder, den ihm der Kaiser übelnimmt: alles geht durcheinander. Nur in einem gehen Amt und Kaiser völlig konform: sie halten und erklären sich gegenseitig für verrückt. „Die Anwesenheit des Herrn von Holstein, der ein genialer Narr ist, genügt weder mir noch sonst jemand, um eine Puppe zu decken", sagt der Kaiser jetzt vertraulich (E. 2, 231). Was Holstein zugleich vom Kaiser denkt, schildert Eulenburg dem Freunde nach Rom: „Ich muß dir

leider sagen, daß die Zustände zwischen S. M. und dem Amte an der Grenze des Möglichen angelangt sind: weil das Amt jetzt ganz unverhüllt S. M. für toll hält!!" (März 97).

Zugleich handelt Eulenburg vernünftig nach zwei Seiten: nach außen verteidigt er den Kaiser, privatim warnt er ihn: „Es kann passieren, daß durch E. M. persönliches Eingreifen das Funktionieren der Maschine gestört wird. Ich muß wiederholen, daß die Einheit zwischen E. M. und dem Amte eine zwingende Notwendigkeit ist." Nach diesem Briefe spricht er den Kaiser und wird von ihm, Mai 97, als Unterhändler zum Waffenstillstand in die Wilhelmstraße gesandt.

Dort sitzen in Holsteins Zimmer abends spät die Verschworenen: Hohenlohe will gehen, wenn der Kaiser Marschall opfert; man spricht von des Kaisers Entmündigung. Als Eulenburg sich mit den Herren ausspricht, erscheint, „nach Wein riechend und lallend, Kiderlen von einem Saufgelage .. Holstein sagte, der Kaiser müsse sich blind unterwerfen und Lucanus entlassen. S. M. müsse als das Kind oder der Narr behandelt werden, der er sei .. Alexander Hohenlohe sekundierte, und Kiderlen spritzte Gift wie ein Stinktier aus der Drüse seines lallenden Mundes – ekelhaft! Der Kaiser hätte zu wählen zwischen völliger Unterwerfung und der belle sortie des Kanzlers .. Ich habe selten ein solches Gefühl tiefverletzter Treue und Liebe für den edlen, guten Herrn empfunden, der sich vor meinem geistigen Auge wie ein Siegfried erhob! Ich kämpfte mit furchtbarer Überwindung die Worte nieder, die einen Riß auf immer zwischen mir und dieser Drachenbrut herbeigeführt hätten" (E. 2, 233).

In solchen Augenblicken ist Eulenburgs Kaisertreue ganz glaubwürdig, und wenn man den Siegfried und die andern Superlative streicht, die er weder merkt noch meint, so behält er als Freund, wenn auch nicht als Politiker recht; zugleich sieht er Holstein aufs neue entfremdet, den Weg für Bülow wieder bedroht.

Da wird dieser auf groteske Weise erschlossen.

Marschall erbittet nämlich einen Orden für einen Geheimrat, der unter dem falschem Verdachte der Autorschaft jener Artikel im Kladderadatsch in Ungnade gefallen war. Im Augenblick, wo Holstein dies vernimmt, schlägt in seinem Hirn die Kette der Schlüsse zusammen: Marschall hat also damals doch jene Angriffe veranlaßt! Im Nu ist aus Marschalls Verteidiger sein Todfeind geworden. Hier also sitzen die Feinde! Da bleibt nichts übrig, als sich dem Freunde anzuschließen, dem er so sehr mißtraute! Sofort lädt er Eulenburg zu Borchardt ein, fragt schriftlich, welchen Wein er trinken wolle, denn diesmal wird es was Besondres geben.

Bei Tisch erzählt er Eulenburg – wie dieser sogleich an Bülow berichtet (E. 2, 236) – „in dem Ton zitternder Erregung seine Entdeckung .. Der ganze Haß richtete sich gegen Marschall, plötzlich und katastrophenartig. Darum brach eine zärtliche, fast leidenschaftliche Freundschaft für mich und für dich heraus. Aber er stand auch plötzlich in seiner Anschauung der Lage – Kaiser, Inneres, Amt – ganz auf unserer Seite. Die Wendung hat das Gute, daß, wenn dir der Kelch nicht erspart würde, berufen zu werden, du Holstein in einer total geänderten Verfassung vorfinden würdest und mit ihm arbeiten könntest .. Er ist der Ansicht, daß alles daran gesetzt werden müsse, dich mit Hohenlohe zusammen zu lassen und dich nach dessen Rücktritt zum Reichskanzler zu machen .. Du siehst, was jetzt auch kommen möge, Holstein wird nicht einen Finger rühren gegen dich und mich .. Ich stehe sehr unter dem Eindruck dieser überraschenden Wendung. Ich neige dazu, darin eine Fügung Gottes zu sehen, der dir für deine etwaige unvermeidliche Berufung freundlich die Wege ebnen will .. Ich drücke dir in sorgenvoller Teilnahme die Hand."

Nachdem sich Gott so sichtbar zwischen einem Orden, einem Witzblatt, einem Chambertin und dem Verfolgungs-

wahn eines Geheimrats hatte blicken lassen und der vom Alp erlöste Königsmacher über die Alpen seinem Freunde das Glück der endlich freien Bahn mit sorgenvollem Händedruck zum bittern Kelch umgefälscht hat, stellt sich das Ganze als Irrtum heraus: es ist gar nicht jener Feind gewesen, der dekoriert werden sollte, Holstein versöhnt sich mit Marschall, aber nun kann er nicht mehr zurück, zu groß ist auch des Kaisers Verstimmung: Marschall muß fort.

Bülow betritt die Szene.

III

Die Flitterwochen dauerten sehr lange. „Bernhard – Prachtkerl!!" schrieb der Kaiser in seiner kernigen Sprache Ende 97 (E. 2, 240). „Hat sich vorzüglich gemacht und adoriere ich ihn! .. Welche Freude mit jemandem zu tun zu haben, der einem mit Leib und Seele ergeben ist und einen auch verstehen will und kann!" Sommer 98: „Von dem Augenblick, da Bernhard kam, ist alles in Ordnung gekommen; er allein hat alles gemacht .. Die Wirtschaft der Geheimräte hat gründlich aufgehört. Wer spricht jetzt noch von Herrn von Holstein? .. Seit Bülow die Zügel in der Hand hat, kennt man gar nicht mehr die Namen seiner Räte."

Interessanter ist die Gegenstimme. Bülow, August 97: „S. M. als Mensch reizend, rührend, hinreißend, zum Anbeten; als Regent durch Temperament, Mangel an Nuancierung und zuweilen auch an Augenmaß, Überwiegen des Willens über die ruhig nüchterne Überlegung. . von schwersten Gefahren bedroht, wenn er nicht von klugen und namentlich von ganz treuen und sicheren Dienern umgeben ist. Davon wird es abhängen, ob seine Regierung ein glänzendes oder ein düsteres Blatt in unserer Geschichte ausfüllt. Bei seiner Individualität ist beides möglich."

So rasch erkennt Bülows Verstand sofort die Wichtigkeit

des Einflusses bei diesem sprunghaften Fürsten. Nachdem sie nun aber mit „Prachtkerl“ und „schwergefährdet“ ihre Stellungen bezogen haben, kehrt Bülow sofort wieder in seine vorsichtigen Berechnungen zurück und schreibt dem Freunde nur noch Briefe, die er im Schlosse vorlegen kann. Anfang 98: „Ich hänge mein Herz immer mehr an den Kaiser. Er ist so bedeutend!! Er ist mit dem Großen König und dem Großen Kurfürsten weitaus der bedeutendste Hohenzoller, der je gelebt hat. Er verbindet in einer Weise, wie ich es nie gesehen habe, echteste und ursprünglichste Genialität mit dem klarsten bon sens. Er besitzt eine Phantasie, die mich mit Adlerschwingen über alle Kleinigkeiten emporhebt, und dabei den nüchternsten Blick für das Mögliche und Erreichbare und – dabei welche Tatkraft! Welches Gedächtnis! Welche Schnelligkeit und Sicherheit der Auffassung!“

Der Mann hat den Verstand verloren, könnte man glauben; man braucht aber nur seinen Stil zu kennen, um den großartigen Zynismus zu durchschauen, mit dem Bülow solche Tiraden wieder auf Wunsch seitenweise niederzuschreiben weiß, mit der offenbaren Absicht, daß der Freund sie dem Kaiser vorlege. Mit nichts kann Bülow seine frühe Geringschätzung der kaiserlichen Gaben besser beweisen als mit der Berechnung, daß Wilhelms Eitelkeit bis in so plumpe Vergleiche hinein ihm folgen wird. Andere Köpfe, von diesem Treiben entfernter lebend, begreifen es nicht, Ballin sagt: „Das kann unmöglich lange dauern, der Kaiser ist ein viel zu kluger Herr, um nicht zu durchschauen, daß Bülow ihm beharrlich Schmeicheleien sagt.“ Waldersee aber, der ihn länger kennt, bemerkt dazu: „Ich bin anderer Ansicht: es ist dem Kaiser bisher noch nie zu viel geworden“ (W. 3, 176).

Diese Technik verteidigt Bülow bald offen: „Ich habe doch den Kaiser nicht gleich anfangs durch Widerstand verstimmen, sondern mir erst meine Stellung schaffen wollen.“ Das aber war die Frage: ein Widerstand in den ersten acht

Tagen hätte den Kaiser wohl verstimmt, vielleicht aber gefügiger gemacht. Bülow, der überhaupt nie nein sagte, kann das seinem Souverän erst recht nicht bieten; doch macht er nachher, im Vertrauen auf die Flüchtigkeit seines Herrn, oft was er will, und vergißt überhaupt nur selten, was man aus einem nervösen Autokraten alles herausholen kann. Plötzlich freilich traf ihn dann zuweilen „ein durchdringender Blick, und bald oder sofort erfolgte eine scharfe Unterbrechung, in der S. M. brüsk, keinen Zweifel und Widerspruch duldende Ansichten aussprach. So wie dieser Blick sichtbar und dieser Ton hörbar wurde, begann der Vielgewandte devot zu schweigen, um sich dann später unauffällig wieder in das Gespräch einzufädeln" (Z. 37). Zedlitz, der Bülows Verkehr bei Hofe jahrelang sehr fein beobachtet hat, bedauert ein andres Mal, daß auch er dem Kaiser stets nur Angenehmes sagte: „Wenn er nur einmal im geringsten sich reserviert zeigte oder gar durchfühlen ließe, daß er doch eigentlich von seiner Stellung unabhängig wäre, so könnte er Großes erreichen, denn er ist als Persönlichkeit für den Kaiser ganz unersetzlich. Leider liegt dies nicht in seiner Natur."

So wirkt er bald mehr ausgleichend und verhindernd als produktiv. Die Akten sind von Beispielen voll. Entrevue mit dem Zaren an Bord der „Hohenzollern". Kaiser: „Ich bitte dich, von jetzt ab den Namen Admiral des Pacific zu tragen. Ich selber werde mich Admiral des Atlantic nennen." Nikolaus, entsetzt oder verlegen, winkt ab. Bülow, der dabei sitzt, wird kalt und heiß: Was tun? Sogleich muß etwas geschehen! Nach ein paar Sekunden hat er sich gesammelt, er lächelt: „Dieser Name würde zu E. M. besonders passen, da E. M. ein erklärter Freund des Friedens sind: darum Pacific!" Der Kaiser kommt wiederholt darauf zurück und läßt bei Abfahrt signalisieren: „Der Admiral des Atlantic grüßt den Admiral des Pacific." Nikolaus antwortet nur:

„Gute Fahrt!“ Darauf beschwört Bülow den Kapitän, allen Offizieren und Mannschaften Stillschweigen über diesen Flaggengruß zu befehlen. Aber die Russen plaudern alles aus.

Vor allem bringt Bülow nach siebenjährigem Chaos dem Amt und der Politik des Auswärtigen so viel Ruhe zurück, als der Kaiser zuläßt. „Keine Bombendepeschen mehr, schreibt ihm Eulenburg befriedigt, keine wilden Briefe Holsteins . . Es beherrscht mich das Gefühl, daß ich das Schiff der Regierung des Kaisers nach fürchterlichen Stürmen endlich in einen doch leidlich sicheren Hafen gesteuert habe . . Frage ich mich ehrlich, ob das Fahrzeug ohne mich den Hafen nach 9 Jahren erreicht hätte, so muß ich mit Nein antworten.“ Zu all dem ist Eulenburg berechtigt, noch mehr zu der Unruhe, die ihn trotzdem über das Schicksal seines kaiserlichen Freundes nicht verläßt: „Es ist mir stets ein unheimliches Gefühl, schreibt er Anfang 99 an Bülow, wenn ich daran denke, daß unser lieber guter Herr mit dir seine letzte Karte in die Hand nahm. Ein andrer kann – oder vielmehr wird auch ihm nicht mehr die Arbeit tun, wie du sie tust . . die Liebe eines treuen Dieners, die bei dir die Form der Liebe eines Vaters zu einem schwierigen Kinde angenommen hat.“

In der Tat ist in den ersten Amtsjahren Bülows seine Intimität mit Eulenburg noch groß, dieser schickt ihm tagebuchartige Briefe von einer Kaiserreise, Bülow erwidert: „Ich sage, schreibe, tue politisch nichts, ohne dabei an Dich zu denken.“ Von Holstein aber trennt sich Bülow noch lange nicht: diesen Wunsch Eulenburgs weiß er zu überwinden, er gibt dem Amt das Air, es wäre niemand Herr als er allein. „Jetzt ist die Signatur der Hauptgruppe“, schrieb er dem Freunde gleich beim Eintritt, „böses Gewissen und große Angst. Holstein ist elegisch („Seit zwanzig Jahren fühle ich wie ein Vater für Sie“), Kiderlen wie ein Ohrwurm . . natür-

lich hat die Gruppe noch nicht die Hoffnung aufgegeben . . ihr Zukunfts-Ideal: Hatzfeldt Reichskanzler, Kiderlen Staatssekretär, im Hintergrunde stünde die Entmündigung S. M." (E. 2, 240).

Eulenburg weiß es besser, aber er schweigt. Er weiß, warum Bülow sich von Holstein nicht trennen kann, und während der Kaiser siegerhaft fragt: Wer spricht noch von Herrn von Holstein? sprechen die Eingeweihten alle von ihm, außer Bülow, der immer mit ihm spricht.

IV

Dreimal versuchten in den nächsten Jahren die Engländer, zu einem Bündnis mit Deutschland zu kommen, dreimal lag die Entscheidung in der Hand des Kaisers, der die auswärtigen Geschäfte genau so bestimmte wie vorher Bismarck; kein Entschluß wurde ohne seine Zustimmung gefaßt, und diese war niemals rein formal.

Den ersten Schritt tat Chamberlain. „Es ist der Versuch, die Erde im ganzen politisch zu organisieren. Es ist der hinreißende Plan eines englischen Kaufmanns, dessen nüchterne Phantasie den Globus umspannt . . . Bis dahin . . blieb Europa die höchste Einheit, um die politischer Ehrgeiz und Kunst sich bemühten . . Ging Großbritannien . . mit Deutschland zusammen, dann konnte Amerika sich anschließen, und die weltpolitische Gruppe, gegen die sich keine Kraft gleicher Gegner mehr aufstellen ließ, war gebildet . . Der Plan war ausführbar" (Fischer, Holsteins Großes Nein).

Zwei Jahre nach der Krüger-Depesche, März 98 tat Chamberlain den ersten Schritt beim deutschen Botschafter Hatzfeldt (A. 14, 197).

Die Isolierung ist vorüber, sagte er, England wird in nächster Zeit weitgehende Entschlüsse fassen und neigt zu Deutschland. „Dies würde dem Beitritt Englands zum Dreibund

gleichkommen und durch einen Vertrag, für welchen wir unsere Bedingungen zu formulieren hätten, festzustellen sein." Man solle sich rasch entscheiden.

Was hier geschah, war Bismarcks Traum gewesen: England, durch äußere Verwicklungen gedrängt, sollte einmal genötigt sein, die deutsche Hand zu suchen. Wahrhaft prophetisch klingen heut Bismarcks Worte aus jener Instruktion an Hatzfeldt vom Januar 88:

„Es handelt sich dabei nicht um ein Stärkersein im Falle des Krieges, sondern um ein Verhindern des Krieges. Weder Frankreich noch Rußland werden den Frieden brechen, wenn sie amtlich wissen, daß sie, wenn sie es tun, auch England sicher und sofort zum Gegner haben .. Wenn nun festgestellt wird, daß England gegen einen französischen Einfall durch ein deutsches und Deutschland gegen einen französischen Einfall durch ein englisches Bündnis gedeckt sein werden, so halte ich den europäischen Frieden für gesichert, für die Zeit der Dauer eines solchen .. Bündnisses. Ich glaube, daß die Wirkung .. in ganz Europa eine Erleichterung und Beruhigung sein würde .. Es ist meines Erachtens nicht nützlich für England, die Politik der Enthaltung so weit zu treiben, daß alle kontinentalen Mächte, namentlich Deutschland, sich darauf einrichten müssen, ihre Zukunft ohne Rechnung auf England sicherzustellen."

Zu dieser letzten und stärksten Garantie des Friedens zu gelangen, fehlte Bismarcks Absicht und Autorität nur eine englische Nötigung; noch ein paar Jahre im Amte, und er hätte England gewonnen. Nun fiel denen, die seine Meisterschaft dem Reich zu rauben gewagt hatten, drei Monate vor Bismarcks Tode der reife Apfel zu. Sie lehnten ihn ab.

Denn Holstein war dagegen. Bismarck hatte die Verewigung des russisch-englischen Gegensatzes für Unsinn erklärt: darum erklärte Holstein den Zusammenstoß zwischen beiden für „naturgesetzlich", darum auch eine franco-englische

Alliance für unmöglich, darum wollte er uns „die Rolle des Schiedsrichters" vorbehalten. Und nun sollten wir den Engländern „die afrikanischen Kastanien aus dem Feuer holen?" Niemals! Das ist englische Teufelei, „Schwindel und Bluff", man will uns von Rußland trennen! So übertrug er auch hier sein Mißtrauen auf andere, um vor sich selbst seine politischen Grundlagen zu rechtfertigen.

Bülow hätte diese Argumente Holsteins dem Kaiser nicht vorgelegt, wenn er nicht seine englische Nervosität kannte, und wirklich, der Kaiser war glücklich: Jetzt kommen sie, die Hochmütigen! Nur ja nicht zugreifen! Warten lassen! Er schrieb: „Der Antrag geht aus der Besorgnis vor den Folgen unseres Flottengesetzes hervor. Im Anfang des nächsten Jahrhunderts würden wir über eine Panzerflotte verfügen, die, im Verein mit andern, England wirklich Gefahr bringen kann. Daher die Absicht, uns entweder zum Bündnis zu zwingen, oder, wie seinerzeit Holland, zu vernichten, ehe wir stark genug geworden sind. Wäre England bona fide, dann wäre die Vereinigung für die Zukunft ausgezeichnet und unser kolossaler Handel gesichert."

Die Ablehnung, in die Form des Hinhaltens gekleidet, beruhte also im Mißtrauen des Kaisers gegen die Ehrlichkeit der englischen Absichten: in dem Motiv der Seele, das üble Jugend- und ärgerliche Mannes-Erfahrungen bei seinen Verwandten in ihm erzeugt hatten. Das zweite Motiv war der Wunsch nach der Flotte, diesem Werkzeug und Symbol der Eifersucht, das er nur bei Reibung mit England, niemals im Bündnis mit ihm vom Reichstage durchsetzen konnte. Mit der Begründung, wir brauchten dazu beide Parteien des englischen Parlaments und wären ihrer heut noch weniger sicher als vor zehn Jahren, vertagte Bülow die Verhandlung, und als London die gewünschte Vorlage im Parlament anbot, lehnte er unter dem Vorwand ab, Rußland dadurch zu erschrecken.

Inzwischen griff der Kaiser zur Feder, um, Mai 98, ohne jede Vorfühlung plötzlich vom Zaren Vorteile dafür zu erlangen, daß er selbst anti-englisch gesinnt sei. Indem er an das Vermächtnis der Väter anknüpft, vertraut er ihm, England wäre zweimal um ein Bündnis an ihn herangetreten, kühl abgewiesen worden, habe trotzdem mit kurzen Terminen und enormen Vorteilen für Deutschland den Antrag wiederholt: „Bevor ich die Antwort gebe, möchte ich Dich als meinen geschätzten Freund und Vetter benachrichtigen, da ich fühle, daß es sozusagen eine Frage auf Leben und Tod ist . . Jetzt bitte ich Dich, . . mir zu sagen, was Du mir bieten kannst und willst, wenn ich ausschlage, bevor ich . . meine Antwort erteile. Klar und offen und ohne Hintergedanken müßten Deine Vorschläge sein, so daß ich sie in meinem Herzen und vor Gott erwägen kann, wie ich muß, da es sich um das Gut des Friedens für mein Vaterland und die Welt handelt . . Mit diesem Brief, liebster Nikolaus, lege ich meinen ganzen Glauben in Dein Stillschweigen, jedem gegenüber . . Es geht um die nächste Generation!"

Die Feierlichkeit dieses dummschlauen Briefes zeigt sich am besten in dem Anruf „Nikolaus", den er sonst in sämtlichen Briefen Nicky nannte; auch wurde der Brief, der in maßlosen Übertreibungen von ungeheuern Angeboten spricht und eine Entscheidung hinauszuzögern vorgibt, die schon gefallen war, 11 Jahre später vom Kaiser aus den Akten des Amtes zurückverlangt (A. 14, 250). Ebenso schlau, nur weniger feierlich ist der Korb, der nach wenigen Tagen aus Petersburg eintrifft: hierin wird der Empfänger – einfach Willy – mit der Mitteilung überboten, England habe kurz vorher noch nie dagewesene Anerbietungen an Rußland gemacht, um in verschleierter Form die Freundschaft mit Deutschland zu stören; darum könne Nicky weder raten noch antworten.

Der Gedanke verließ den Kaiser nicht mehr. Zwischen der

Begierde, die Hand auszuschlagen, um selber eine Flotte zu bauen, und der Ungewißheit, ob dies gewaltige Bündnis nicht auf immer verloren wäre, steigerte sich der Gewissenskonflikt des Schwachen, der stark erscheinen wollte, zu Ausfällen und Prahlereien gegen England, an dem er sich irgendwie rächen möchte; böse Worte zum englischen Botschafter über Salisbury wurden nach London gemeldet. Als dann die Großmutter des Kaisers Besuch zum 80. Geburtstag ablehnt, sammelt er seine ganze Gekränktheit in einem langen Schreiben an diese: „Dein Minister hat uns behandelt wie Portugal, Chile oder Patagonien .. und all das nur wegen einer dummen Insel (Samoa), die England nicht mehr als eine Haarnadel wert sein kann, verglichen mit den tausenden von Quadratmeilen, die es rechts und links jedes Jahr ohne Einsprüche annektiert" (Mai 99).

Die Königin hatte in diesen zehn Jahren oft gegen ihren Sohn für den kaiserlichen Enkel Partei genommen, so wollte es ihr stark dynastisches Gefühl. Jetzt hatte auch sie genug, sie erwiderte: „Lieber Wilhelm .. Dein Brief hat mich offen gesagt sehr erstaunt. Den Ton, in dem Du über Lord Salisbury schreibst, kann ich nur einer vorübergehenden Nervosität zuschreiben .. Ich zweifle, ob jemals ein Monarch in solchem Ton an einen andern Monarchen geschrieben hat, und nun gar an seine leibliche Großmutter über ihren Premier! Ich würde dergleichen niemals tun, habe auch nie den Fürsten Bismarck angegriffen, obwohl ich weiß, was für ein bitterer Feind Englands er war .. Deinen Besuch in Osborne, nicht in Cowes, halte ich für einen Besuch zu meinem Geburtstage, da ich Dich an diesem Tage nicht empfangen konnte .. Deine Dich liebende Großmama V. R. I." (A. 14, 620).

Außer im letzten Adjektivum hatte sie ihm lauter Wahrheiten gesagt. Er aber war froh, nach vier Jahren England wieder besuchen zu dürfen, denn seit der Krüger-Depesche hatte sich die englische Presse gegen die Besuche des Kaisers

drohend gewehrt, was wiederum die deutsche Presse aufregte. Um so mutiger war Chamberlain, in Deutschland der bestgehaßte Mann, mit seinem Vorschlag vorgetreten. Nun meldete der Kaiser seinen „Meteor" zur Regatta an wie früher, siegte abwesend, Eduard hielt auf ihn am Abend die offizielle Rede. Am nächsten Morgen war im Haus des Königlichen Klubs eine Depesche des Kaisers angeschlagen, voller Beschimpfungen: „Your handicaps are simply appalling!"

Sofort schlug die Stimmung um. „Es ist wirklich zum Verzweifeln, sagte Eduard zu Eckardstein. Da gebe ich mir die größte Mühe, den Kaiser nach allen Zwischenfällen der letzten Jahre zu rehabilitieren, – und da fängt er gleich wieder an, uns mit Schmutz zu bewerfen . . Sie wissen, wie solche Vorwürfe wirken müssen, da unsere Leute im Sport so empfindlich und auf ihr fair dealing stolz sind!" (Eck. 2, 29). Als dann die Hofmarschälle den Besuch vorbereiteten, wünschte Eduard, in des Kaisers Gefolge den Admiral von Senden nicht zu sehen, der ihn ein Jahr vorher beleidigt hatte. „Ich nehme mit, wen ich will!" sagte der Kaiser und setzte es durch.

In diesen Verstimmungen empfing man im Herbst zum erstenmal nach Jahren den Kaiser, mit Kaiserin und Bülow.

V

Man schrieb November 99, die Erregung war in beiden Ländern noch zu frisch, man wagte amtlich nicht vom Politischen zu reden, meldete nur den Kuß der Monarchen auf beide Wangen und daß der Kaiser 178 Fasanen, 328 Kaninchen und 1 Rebhuhn geschossen habe; selbst dieses Unikum von Rebhuhn schien zwischen den Rekordzahlen der Hofjagden irgendein Englandfresser zur Darstellung dieses armen Landes vor die deutschen Leser ausgebreitet zu haben. Vom Burenkriege gedrängt, suchte England einen Freund,

Chamberlain und die Seinen hielten an Deutschland fest und suchten ein zweites Mal sich ihm zu nähern, bevor sie sich an die Gegenseite wandten. In zwei langen Unterredungen legte er und setzten andere Mitglieder des Kabinetts dem Kaiser, in andern Gesprächen dem Kanzler die Lage dar, bis Bülow ihm den Wunsch ausdrückte, öffentlich über die gemeinsamen Interessen zu sprechen, „Daraufhin", schreibt Chamberlein, „meine gestrige Rede, die Bülow hoffentlich befriedigen wird."

Einen Tag nach Abfahrt des Kaisers hatte nämlich der Engländer in Leicester öffentlich über den neuen Plan gesprochen: „Jener weitblickende Staatsmann (Disraeli) hat längst gewünscht, daß wir nicht dauernd auf dem Kontinent isoliert bleiben sollten, und ich denke, die natürlichste Allianz ist die zwischen uns und dem Deutschen Reiche .. Die Einigung, das Bündnis, wenn Sie wollen: die Verständigung zwischen diesen beiden großen Nationen wäre in der Tat eine Sicherung des Weltfriedens .. So würde ein neuer Dreibund zwischen der teutonischen Rasse und den beiden großen Zweigen der angelsächsischen eine noch bedeutungsvollere Macht für die Zukunft der Welt darstellen."

Wütend scholl das Echo: der Bluthund von Transvaal will uns verführen, den Dreibund sprengen, in Paris mit der deutschen Freundschaft großtun: alles Motive von Holstein, der die Presse speiste. Obwohl er von Hatzfeldt und andern Kennern Englands gewarnt war, heißt es in Holsteins Gutachten: „Ich bin gegen den jetzigen Freundschaftssturm .. deshalb besonders mißtrauisch, weil die angedrohte Verständigung mit Rußland und Frankreich vollständiger englischer Schwindel ist .. Ein vernünftiges Abkommen mit England läßt sich meines Erachtens erst dann erreichen, wenn das Gefühl der Zwangslage dort allgemeiner geworden ist."

Bülow wußte es besser. „Die Stimmung in England", schrieb er nach seiner Rückkehr, „ist viel weniger anti-

deutsch, als die Stimmung in Deutschland antienglisch ist.“ Auch die Hofgesellschaft habe der großartige Gedanke eines Weltbundes der drei Reiche ergriffen, denn jetzt, zugleich in Ägypten, Transvaal und China kämpfend, brauchte England einen starken Genossen. Dennoch war Bülow von Holstein so abhängig wie von der öffentlichen Meinung, die dieser großenteils gemacht hatte: er wagte nicht, wie eben Chamberlain oder wie Bismarck in den Sechziger Jahren getan, die Nation zu neuen, ihr noch fremden Gruppierungen zu erziehen, und erwiderte auf die von ihm selbst gewünschte Rede des Engländers abweisend im Reichstag, mit Verbeugung vor Frankreich und Rußland: „Wir treiben lediglich deutsche Politik. Ob und wann, wie und wo wir genötigt sein könnten, zur Wahrung unserer Weltstellung . . aus unserer bisherigen Reserve herauszutreten, das hängt vom Gang der Ereignisse ab . ., den keine einzelne Macht vorzeichnen kann.“ Diesen Gang vorzuzeichnen war aber grade jetzt des Staatsmanns Aufgabe, die „Weichenstellung“, von der man in Europa überall sprach, mußte von beherzter Hand auch in Deutschland gewagt werden! Was konnte es da nutzen, wenn Bülow dem Engländer nachher sagen ließ, seine Rede sei nicht so gemeint wie gesprochen, er hätte dabei an den deutschen Sturm und an das Flottengesetz denken müssen.

„Ich will mich nicht“, schrieb Chamberlain privatim, „über die Behandlung äußern, die mir Bülow hat widerfahren lassen. Jedenfalls muß ich alle weitern Verhandlungen in der Bündnisfrage fallen lassen . . Es tut mir wirklich sehr leid, aber auch ich selber tue mir leid. Alles lief gut, auch Lord Salisbury war wieder ganz freundlich gestimmt und mit uns einig. Aber, hélas! es sollte nun einmal nicht sein“ (Eck. 2, 125).

Zweimal ablaufen lassen: das war des Kaisers Rache! Doch schon suchte er nach neuer Befriedigung seines Macht-

willens und benutzte dies Umworbensein und die schwierige Lage Englands zur Verhetzung der Russen gegen die Engländer. Neujahr 1900 drückte er dem russischen Botschafter Bewunderung über die Probe-Mobilmachung an der afghanischen Grenze aus. „Der Kaiser sah darin die Bestätigung seiner eigenen Meinung, daß nur Rußland Englands Macht niederschlagen könnte. Dies Thema führte ihn dazu, mit Wärme zu erklären, daß, wenn je unser erhabener Herr sich entschlösse, seine Armee gegen Indien zu führen, er selbst, der Kaiser, ihm garantieren würde, daß sich in Europa nichts regen sollte: er stände Wache an unserer Grenze." Auf diese Mitteilung hin, zu deren Weitergabe sich der Botschafter vom Kaiser noch ausdrücklich autorisieren läßt, fragt man von Petersburg aus in Paris und andern Hauptstädten an, ob man nicht London zur Beendigung des Krieges auffordern, also einen kontinentalen Druck selbst auf Gefahr eines Weltkrieges ausüben sollte.

Als dann aber, Anfang März, der Botschafter in dieser Sache zum Kaiser kommt, zieht sich Wilhelm mit dem Bemerken zurück, er müsse erst in London anfragen. Denn inzwischen hat er zugleich Rußland an England verraten, in mehreren Februar-Briefen Eduard gewarnt: „Wir brauchen ein starkes und ungebrochenes England, denn das ist für den Frieden Europas unentbehrlich. Seid auf Eurer Hut!" (Lee, König Eduard, 763f). Zugleich kondolierte er in zahlreichen Depeschen mit strammen Übertreibungen zu den englischen Verlusten, schrieb in unverhohlen beglückter Stimmung über die „Schwarze Woche", und „eure Verluste, wie sie nun nach und nach herauskommen, sind ja ganz erschreckend und finden hier große Teilnahme" (Lee, 754). Von Aphorismen, die er einem dieser Briefe beifügte, sollte die Welt erst spät, doch immer noch zu früh erfahren.

Noch immer war das Bündnis nicht begraben, in London arbeiteten drei Deutsche daran, und obwohl der kluge, doch

alt und leidend gewordene Graf Hatzfeldt auf Holsteins und des Kaisers Nerven in seinen Berichten Rücksicht nahm, betonte er sowie der kühne Freiherr von Eckardstein, der sich in der Gesellschaft freier bewegte, mit Chamberlain und dem König gut stand, in ihren Berichten die Größe des Augenblicks. Damals übernahm Graf Wolff-Metternich die Geschäfte, die er, nach Hatzfeldts Tode zehn Jahre Botschafter, erst auf ein Bündnis hin, später für freundschaftliche Beziehungen in immer erneuten, zum Teil historisch bedeutenden Berichten solange gegen die Flotten-Politik der Berliner Zentrale fortführte, bis der Kaiser auch diese warnende Stimme erstickte.

Der Tod der Queen Victoria, Januar 01, führte zur Versöhnung der englischen Stimmung mit dem Kaiser: daß er zur Zeit kam, um sie noch am Leben zu treffen, dann längere Zeit blieb, Bestattung und Thronwechsel mitmachte, wirkte auf die Sentimentalen in England, d. h. auf die ganze Nation: „Thank you, Kaiser", sagte auf der Straße eine Stimme, als er stumm von der Menge empfangen wurde. Die Sterbende erkannte ihn nicht mehr, in großartiger Ironie der Todesstunde nannte sie ihn Friedrich, sie nahm ihn für seinen Vater. Die Unterhaltungen zwischen Neffen und Onkel wurden im Eindruck familiärer Gefühle freundlicher, nach Jahren sprach man sich zum erstenmal vertrauter aus. Der Kaiser, z. Z. antirussisch gesinnt, schien empfänglicher als früher, und zum drittenmal im Laufe dreier Jahre setzte Chamberlain seine Wünsche auseinander: „Die Zeit der Splendid Isolation, sagte er damals in voller Offenheit, ist für England vorüber. Wir wollen sämtliche Fragen in der Weltpolitik, besonders Marokko und Ostasien mit einer oder mit der andern der großen Völkergruppen lösen. Allerdings gibt es im Kabinett schon Stimmen, die Anschluß an den Zweibund wünschen; wir andern sind für die deutsche Seite" (Eck. 2, 236).

In Zivil

Doch kaum war der Kaiser wieder zu Hause, da schlug seine Stimmung um, die Flottenfreunde lagen ihm im Ohr, zum drittenmal befahl er kühle Behandlung der Frage und ergriff selbst den nächsten Anlaß, dem neuen König, seinem Onkel, im April kritische Lehren zu geben, wobei er seine Minister „unmitigated noodles", grenzenlose Idioten, nannte. „Was würde Ihr Kaiser dazu sagen, sagte der König zu Eckardstein, dem er den Brief vorlas, wenn ich mir ähnliche Titel für seine Minister erlaubte! Seit Jahren und noch heute glaube ich, wir sind die natürlichen Bundesgenossen: zusammen könnten wir die Weltpolizei üben und den Frieden dauernd erhalten. Gewiß braucht Deutschland Kolonien und Ausdehnung seiner Wirtschaft, beides kann es haben .. Die fortwährenden Bocksprünge des Kaisers kann aber niemand mitmachen! So ist eben auch in einigen von meinen Ministern das Mißtrauen gegen ihn und Bülow entstanden. Ich habe immer versucht, es zu zerstreuen. Schließlich hat alles ein Ende" (Eck. 2, 298).

Kurz darauf schrieb ein Vorkämpfer des Bündnisses, Lord Alfred Rothschild: „Auf die schönen nichtssagenden Phrasen Bülows fällt hier kein Mensch mehr herein .. außerdem scheint Ihre Regierung auch heute noch nicht zu wissen, was sie will .. Chamberlain, der bei mir aß, hat ganz den Mut verloren, er will mit Berlin nichts mehr zu tun haben. Wenn die so kurzsichtig sind, sagte er, und nicht sehen, daß eine neue Weltkonstellation davon abhängt, so ist ihnen nicht zu helfen" (Juni 02). So kam es, daß derselbe Chamberlain, der alle Reibungen verachtet hatte, Angriffe der deutschen Presse gegen die faktische Grausamkeit seiner Soldaten in Transvaal eines Tages abwehrte und in einer Rede das Verhalten seiner Truppen mit dem anderer europäischer Soldaten verglich, unter anderem mit den deutschen im Jahre 70. Neuer Sturm in Deutschland. Bülow, obwohl von Londoner Kennern gewarnt, kann der Versuchung nicht

widerstehen, sich aufs neue von der Stimmung der Nation tragen zu lassen, statt ihre Verstimmung zu ertragen, und erwidert im Reichstag mit einer Abweisung jeder Kritik des deutschen Soldaten: „Wer das tut, der beißt auf Granit!“

Der mächtige Applaus, den ihm diese Rede brachte, wurde mit endgültigem Abbruch der Verhandlungen quittiert. Chamberlain beklagte sich: „Schon einmal hat mich Bülow blamiert, vor zwei Jahren; jetzt habe ich genug. Von einem Zusammengehn kann keine Rede mehr sein.“ Drei Monate darauf, Februar 02, begann er Verhandlung mit Cambon, die zwei Jahre später zur Entente Cordiale führte.

VI

„In Berlin fürchten jetzt weitere Kreise . ., daß wir eines Tages zwischen sämtlichen Stühlen sitzen könnten. Leider hat der Kaiser ja mit allen Staaten anzubandeln versucht, was sie natürlich sämtlich wissen. Auch ist er in seinen Äußerungen gar zu unvorsichtig, er sagt, wenn er mit England gut zu stehen meint, unglaubliche Sachen über Rußland, und umgekehrt; seine Aussprüche teilt man sich dann gegenseitig mit . . Von seiner Unfehlbarkeit und Überlegenheit ist er überzeugt; wenn etwas nicht gut geht, so haben immer andere schuld. Leider wird er keineswegs gewissenhafter und arbeitsamer, im Gegenteil“ (W. 2, 368).

Diesen politischen Befürchtungen vom Jahre 96 läßt Waldersee ein Jahr später, bei Bülows Eintritt, militärische folgen: „Man läßt sich durch die vielen Kraftausbrüche täuschen . . Unsere Gegner glauben noch immer, daß wir einmal über sie herfallen könnten, und ahnen augenscheinlich noch nicht, daß wir völlig unter dem Drucke stehn, eines Tages von ihnen überfallen werden zu können. Schutz unserer langen Ostgrenze durch Befestigungen zu erwirken, ist einer der unglücklichsten Gedanken . . Hier hilft

allein Offensive, und daß wir diese aufgegeben haben, ist tiefbetrübend. Was würde der verewigte Feldmarschall sagen, wenn er das hörte! . . Leider spielen ganz bedenkliche Motive mit: die an Panzertürmen, Lafetten, Platten usw. gewaltige Summen verdienende Großindustrie benützt die Neigung des Kaisers, um Geschäfte zu machen. Der Kaiser fand keinen Widerstand, als er das Ostheer zugunsten des Westheeres schwächte" (W. 2, 401).

Tatsächlich hat der Kaiser an einen Konflikt mit Rußland am wenigsten geglaubt. Seit Nikolaus Zar geworden, lief er ihm nach, redete sich um Rußlands willen in einen Haß gegen die Gelbe Rasse, schickte dem Zaren im Jahre 95 sein Bild: „Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter!", empfing aber zugleich den sehr gelben Li-Hung-Tschang mit hohen Ehren und erklärte ihm: China und Deutschland sind natürliche Verbündete. Auf jenem Bilde war der milde Buddha in einen über Blut und Feuer thronenden Götzen verwandelt, Rußland und Deutschland stehn als Schildwachen, um das Evangelium der Wahrheit im fernen Osten zu proklamieren. „Ich zeichnete diese Skizze in der Weihnachtswoche unter dem Glanz der Lichter des Christbaumes", schrieb er dem Zaren im Eulenburgischen Stile, nachdem er einem Hofmaler das Schokoladenblatt befohlen hatte. Indessen klagen die deutschen Vertreter in Tokio, durch solche, den Erdkreis rasch durchlaufenden Bilder würde die Freundschaft Japans erschüttert. Auch fragt man überall, wie denn diese christliche Wache mit der Freundschaft des Sultans und der 300 Millionen Mohammedaner stimmte, die der Kaiser in Damaskus als seine Freunde bezeichnet hatte, während er am Grabe Saladins eine Wunderlampe aufhängte.

Als man Japan nach einem Sieg über die Chinesen Einhalt gebieten wollte, stellte sich der Kaiser persönlich gegen Japan. Kaum schlug das Schlagwort von der Gelben Gefahr an sein Ohr, so sah die Phantasie schon gelbe Armeen und

Flotten wider Europa anlaufen; gegen solche konnte nur Rußland vorgehen. Dieser Gedanke, den Zaren in Ostasien zu beschäftigen, um unsere Ostgrenze zu entlasten, war eine Lieblingsidee des Kaisers geworden und hat später den Ausbruch des japanischen Krieges erleichtert und beschleunigt. Schon April 95 hatte er dem Zaren Rückendeckung versprochen, wenn er gegen Asien zu Felde zöge, und dies ohne Kenntnis des Auswärtigen Amtes. Als er ihm dann jenes Bild schickte und sein Botschafter meldete, es habe gefallen und sei sorgsam gerahmt worden, schrieb der Kaiser neben den Bericht: „Also es wirkt, das ist sehr erfreulich." Rührender ist keine unter seinen Äußerungen, hier scheint er wirklich ein Phantast, der nicht zu sehen vermag, was in der Tat geschieht. Ein Kaiser schickt dem andern ein Bild zur politischen Suggestion, der Empfänger kommt in Verlegenheit, die Minister lachen, Kaskaden von Bonmots rieseln an der Zeichnung herunter. Was tut man? Sehr schön, sagt man, und läßt die Sache rahmen. Diese kälteste Empfangsanzeige genügt, um den Monarchen, qualis artifex!, aufleuchten zu lassen, und er ist naiv genug, für die Augen seiner Berater hinzuschreiben: Es wirkt!

Es wirkte durch Festlegung des Reiches auf die zweifelhafte Macht des Zaren in seinem Hof und Reiche; es wirkte durch die moralische Verantwortung, die wir für den schlechten Ausgang des japanischen Krieges mit übernahmen, da wir die Russen ermuntert hatten; es wirkte durch Entfremdung des englandfreundlichen Japan. „Wir hatten alles auf eine Karte gesetzt, die wir nicht einmal selbst in der Hand hatten" (Brandenburg: Von Bismarck zum Weltkrieg).

In den nächsten Jahren werden Begegnungen mit dem Zaren erzwungen, im Jahre 97 wird eine „mit Hängen und Würgen zustande gebracht. Nach wie vor läuft er dem Herrn Vetter nach, ja, man könnte schon einen härteren Ausdruck gebrauchen .. Eigentlich ist es nur zu erklären aus Furcht vor dem Kriege"

(W. 2, 374). Im Jahre 98 schickt er dem Zaren einen neuen Knackfuß, Deutschlands Verbrüderung mit Rußland darstellend, worüber Bülow nur noch erschrecken darf. Mit einer Ausdauer, die kein preußisches Ressort dem Kaiser attestiert hat, setzte er seine Korrespondenz jetzt und durch 20 Jahre mit dem Zaren fort und wartet wie ein Hofmann auf die Antworten. „Heut früh kam endlich ein seit langer Zeit sehnlichst erwarteter Brief des Zaren an. Es herrschte darüber Freude und große Aufregung. Diese Briefe werden immer lange erwartet und kommen immer zu spät. Manchmal dauert die Vorfreude auf solch einen Brief Monate“ (Z. 101).

Als dann Rußland Anfang 04 den Krieg begann, war der Kaiser nur mühsam neutral zu halten, lieferte dem Zaren Kohlen in Kiautschou, und wenn Japan reklamierte, war er wütend und drohte nach England hinüber. Sein politisches Programm schrieb er damals, August 04, auf einen Bericht als Marginale, das allen Vertretern zugehen sollte:

„Zur Nachachtung für meine Herren Diplomaten! .. Es wird der Endkampf zwischen den beiden Religionen des Christentums und des Buddhismus werden, der abendländischen Kultur und der orientalischen Halbkultur. Es wird der Kampf werden, den ich im Bilde gezeichnet vorausgesagt habe, bei dem ganz Europa als États Unis de l'Europe sich unter deutscher Führung zusammenscharen solle und müsse zur Verteidigung unserer heiligsten Güter .. Es ist der Instinkt, der den Japanern warnend im Busen dasselbe Gefühl erweckt uns gegenüber, wie es Cäsar gegen Casca und Wallenstein gegen Butler hatte! .. Daher gehören unsere Sympathien auf Rußlands Seite! Daher ist es von allergrößter Wichtigkeit, daß die Baltische Flotte – wenn fertig und eingeübt – hinausfährt, um die Seeherrschaft zurückzuerobern und Japan zu entreißen .. Es handelt sich um die Zukunft Rußlands und auch indirekt Europas! .. Ich weiß genau,

daß wir einst mit Japan auf Tod und Leben werden rechten müssen, und ich treffe meine Vorbereitungen dafür! Die Russen . . sollen uns später die Japaner abschlagen helfen, aber besser wäre es, sie täten sie jetzt schon ordentlich verdreschen!"

In diesem Aktenstück sind alle Elemente seines Wesens zusammen verschmolzen zum einzigartigen, wilhelminischen Amalgam: Kreuzrittertum, Seeräuberlust, Großes Historisches Schauspiel, Hegemonistik, falsches Pferd, schließlich werden die Deutschen zweimal mit klassischen Mördern verglichen. Auch sein fester Glaube wurde durch den Fortgang dieses Religions-Matches nicht erschüttert, denn er sagte vor den Rekruten: „Aus den japanischen Siegen darf man nicht den Schluß ziehen, daß Buddha unserm Herrn Christus über sei."

Dahinter lagen politische Erwägungen. War nicht Rußland auf alle Fälle zu brauchen? Gewann es den Krieg, so hatten wir es beraten und unterstützt; verlor es den Krieg, so war es geschwächt genug, um in ein Bündnis gezwungen zu werden. Dieser letzte Gedanke war von Holstein ausgearbeitet und, Oktober 04, dem Kanzler mit der Begründung vorgetragen worden, der gemeinsame Druck von Rußland und Deutschland werde dann auch Frankreich zum Beitritt nötigen! Zwei Reiche, so schloß Holsteins Ingenium, die sich nur verbündet hatten, um früher oder später ein drittes zu erdrücken, waren zwar nicht zu trennen und einzeln nicht zu gewinnen, zusammen aber waren sie auf der Plattform des dritten mit diesem zu versöhnen, um den Zweck ihres Bündnisses in sein Gegenteil umzuwandeln. Auf Holsteins Entwurf wurde also ein Bündnis aufgebaut, das jetzt nach anderthalb Jahrzehnten ersetzen und übertreffen sollte, was derselbe Kopf durch Aufgabe der Rückversicherung verschleudert hatte.

In diesem Entwurf schließt der Kaiser mit dem Zaren ein

„Schutz- und Trutzbündnis zur Aufrechterhaltung des Friedens in Europa", mit welcher Lüge ja die meisten Bündnisse im alten Europa begannen. Im Fall eines Angriffes auf eins der beiden Reiche, verpflichtete sich jeder Verbündete, dem andern mit allen seinen Streitkräften zu helfen; der Vertrag sollte vom japanischen Friedensschlusse ab mit einjähriger Kündigungsfrist in Kraft treten. Der Zar sollte Frankreich benachrichtigen und ihm den Vorschlag des Anschlusses machen.

„Niemand weiß etwas davon", schrieb der Kaiser dem Zaren, „selbst nicht mein Auswärtiges Amt, die Arbeit wurde von Bülow und mir allein gemacht. Die Pointe liegt darin: wenn Du und ich Schulter an Schulter beieinander stehen (hier scheint der Ursprung dieses Bildes zu liegen), wird das Hauptergebnis sein, daß Frankreich offen und formell uns beiden sich anschließen muß, indem es schließlich Vertragsverpflichtungen gegen Rußland erfüllt, was von höchstem Werte für uns ist, namentlich mit Rücksicht auf seine schönen Häfen und gute Flotte, die dann ganz zu unserer Verfügung wären." Dann nennt er die Leiter der dem Zaren verbündeten Republik „Clémenceau und all das übrige Lumpenpack und Pöbel". Darum müßten sie sich erst untereinander einigen, denn da jene Franzosen „nicht Fürsten oder Kaiser sind, so kann ich sie in einer Vertrauenssache wie diese nicht auf den gleichen Fuß wie Dich, meinen Vetter und Freund, stellen."

Setzt man in diesem Briefe Trusts statt Länder ein und läßt ihn vom Erben eines Kohlen-Magnaten an den Führer der Konkurrenz schreiben und unberaten abgehn, kein Generaldirektor könnte seine Stellung behalten. Bülow hat zwar den Vertrag, doch nicht den Brief gelesen; dafür las ihn das Lumpenpack und Pöbel in Paris, das weder Fürst noch Kaiser, nur intelligent und feindlich war. Nach kurzem traf die Antwort vom Zaren ein, die jeder voraussehen mußte: er

müsse solche Offerte erst seinem Pariser Kompagnon zeigen. Da dies unmöglich war, verschwand Holsteins Meisterstück in der Geheimen Registratur.

VII

Ein halbes Jahr später sollte es in einer Form auferstehn, wie sie Holstein ein andermal Politik „à l'operette" genannt hat. Der Kaiser hatte sich eine Szene ausgedacht, wie sie ihm in seiner ganzen Laufbahn nur einmal vergönnt war. In der Seeschlacht bei Tsuschima war Rußland, Mai 05, endgültig geschlagen: in solchem Katzenjammer fängt man Könige, dachte der Kaiser, verabredete im Juli geheimes Zusammentreffen ihrer Yachten in den Finnischen Gewässern, fuhr los, ließ sich einen Tag vor dem Rendez-vous den Text des alten Vertragsentwurfes drahten, schrieb ihn höchsteigenhändig ab, änderte ihn an einem entscheidenden Punkte um, betete, da Bülow abwesend, zum Herrn, „Er wolle doch mich leiten und führen, wie Er wolle, ich sei nur ein einfach Werkzeug in seinen Händen und werde tun, was Er mir eingeben werde, möge die Aufgabe noch so schwer sein."

Am nächsten Tag umarmte er an Bord des „Polarstern" in der Bucht von Björkö den besiegten Nicky, der in seiner Lage freilich froh war, an ein Freundesherz zu sinken. Sobald sie allein sind, stellen sie fest, daß „Frankreich glatt refüsiert habe, mit uns auf die Mensur zu gehen, und sich also um die Reichslande nicht mehr schlagen wolle". Dann kommen sie auf England und überbieten sich in Beschimpfungen. Der Zar – so berichtete der Kaiser bald an Bülow (A. 19, 458f) – bezeichnete den König Eduard in englischer Sprache als den größten Mischiefmaker und unaufrichtigsten sowie gefährlichsten Intriganten in der Welt, worauf er dem Kaiser sein englisches Ehrenwort gibt, nie in seinem Leben mit

England gegen ihn eine Vereinbarung zu fassen. Hierauf Festmahl auf der „Hohenzollern“ bis zum hellen Morgen.

Vormittags beim Erwachen wiederum Beratung mit Gott, der, vor Überrumpelung des Freundes, seinen lieben Sohn in den Losungen der Brüdergemeinde den nachdenklichen Text an der Stelle aufschlagen läßt: „Ein jeglicher wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit“. Da er die Arbeit für gottgefällig hält, steigt der Kaiser hoffnungsfreudig ins Boot, „den Vertrag in der Tasche“, neue Umarmung auf dem Fallrep, dann „vortreffliches Breakfast in der Kajüte“. Der Kaiser fühlt: Historisches Frühstück. Da der Zar skeptisch über die Franzosen redet, so spricht der Kaiser jetzt den Verdacht aus, Eduard hätte vielleicht wieder a little agreement, wofür er ja eine Schwäche hat, hinter Rußlands Rücken mit seinem Verbündeten geschlossen. „Tieftraurig ließ der Zar den Kopf hängen: That is too bad. What shall I do in this disagreable situation? Jetzt fühlte ich, war der Moment gekommen! Da der Allié ohne Mitteilung und Anfrage beim Zaren sich die Politik der freien Hand gewählt habe, sei es ihm ja unbenommen, ohne Unrecht zu begehen, ein gleiches zu tun. Wie wäre es, wenn wir auch so ein little agreement machten? . . Wir würden gute Freunde der Gallier werden, nun falle jedes Hindernis fort.“

„Oh yes, to be sure, I remember well, but I forgot the contents of it. What a pity, I haven't got it here.“

„Ich besitze eine Abschrift, die ich so ganz zufällig in der Tasche bei mir habe . . Der Zar faßte mich beim Arm und zog mich aus dem Saal in seines Vaters Kajüte und schloß sofort alle Türen selbst. „Show it me, please.“ – Dabei funkelten die träumerischen Augen in hellem Glanze. Ich zog das Kuvert aus der Tasche, entfaltete das Blatt auf dem Schreibtisch Alexanders III. vor dem Bilde der Kaiserin-Mutter . . und legte es vor den Zaren hin. Er las es einmal, zweimal, dreimal. Ich betete ein Stoßgebet zum lieben

Gott, Er möge jetzt bei uns sein und den jungen Herrscher lenken.

„Es war totenstill; nur das Meer rauschte, und die Sonne schien fröhlich und heiter in die trauliche Kabine, und gerade vor mir lag leuchtend weiß die ‚Hohenzollern' und hoch in den Lüften flatterte im Morgenwind die Kaiserstandarte auf ihr; ich las gerade auf deren schwarzem Kreuz die Worte ‚Gott Mit Uns', da sagte des Zaren Stimme neben mir: ‚That is quite excellent. I quite agree!'" – Mein Herz schlug so laut, daß ich es hörte; ich raffte mich zusammen und sagte so ganz nebenhin: Should you like to sign it? It would be a very nice souvenir of our entrevue!

„Er überflog noch einmal das Blatt. Dann sagte er: Yes, I will. Ich klappte das Tintenfaß auf, reichte ihm die Feder, und er schrieb mit fester Hand ‚Nikolaus', dann reichte er mir die Feder, ich unterschrieb, und als ich aufstand, schloß er mich gerührt in seine Arme und sagte: I thank God and I thank you, it will be of most beneficient consequences for my country and yours .. Mir stand das helle Wasser der Freude in den Augen – allerdings rieselte es mir auch von Stirn und Rücken herab – und ich dachte, Friedrich Wilhelm III., Königin Luise, Großpapa und Nikolaus I., die sind in dem Augenblicke wohl nahe gewesen? Herabgeschaut haben sie jedenfalls, und gefreut werden sie sich alle haben!

„Als ich den Zaren darauf aufmerksam machte, es werde sich empfehlen, vielleicht noch zwei Gegenzeichnungen zu haben, das sei so Sitte bei dergleichen Instrumenten, stimmte er zu und wir befahlen sofort Tschirchky herüber und Admiral Birilow herab .. Beiden teilten wir das Faktum des Vertrages mit, und der alte Seemann faßte stumm meine Hand mit seinen beiden Händen und küßte sie ehrerbietig. So ist der Morgen des 24. Juli 1905 zu Björkö ein Wendepunkt in der Geschichte Europas geworden, dank der Gnade

Gottes, und eine große Erleichterung der Lage für mein teures Vaterland, das endlich aus der scheußlichen Greifzange Gallien-Rußland befreit werden wird."

Dieser Brief, sieben Druckseiten füllend, stellt eins der reinsten Dokumente seines Charakters dar, natürlicher und naiver als jene Marschroute für seine Diplomaten. Das ist ein frischer, völlig gutgläubiger Bericht über einen gelungenen Handstreich, geschrieben an einen Vertrauten, ohne Kaiserpose; ein Husarenstück, erzählt von einem 23jährigen Leutnant, und nichts ist im Grunde erstaunlich daran, als daß der Autor ein 46jähriger König ist. Gerade die Gefühle guter Absicht und kluger Mittel, die ihn beseelen, das Bewußtsein christlich und recht, zum Besten seines Landes zu handeln, dies Arsenal von jesuitischen Vorhalten und Bedingungen, mit denen er seine psychische Erpressung mühelos entschuldigt, die stete Gegenwart Gottes ersetzen ihm Verfassung, Staatssekretär und politisches Weltbild. Hier steht ein gläubiger Mann, der nach durchzechter Nacht auf seine „Losungen" und die Kaiserstandarte im Morgenwinde vertraut und auf die Unterschrift eines geschlagenen, verlassenen, nun in die Enge einer Yacht und einer Kajüte gedrängten Fürsten, vom Himmel die einst verbündeten Väter herunterschauen sieht, die sich ja auch gegenseitig betrogen haben. Seine Freudentränen sind genau so echt wie die Gerissenheit, mit der er dem armen Schwächling in seiner Not den Verrat an seinen Verbündeten aufzwingt, der orientalische Kniff mit der Gegenzeichnung ist ihm so natürlich wie der historische Schauer vor dem alten Schreibtisch, das Meeresrauschen wie das Breakfast, der Angstschweiß wie der Freundeskuß.

Nur eins wirkt erstaunlich unecht, und zwar gerade das, wofür man ihn in aller Welt so lange rühmte: die Schauspielerei. Wie er den Übergang zu seinem Vertrage sucht, wie er dann zweimal so ganz zufällig und so ganz nebenhin die entscheidenden Schritte zu tun vorgibt, das ist alles so

ungeschickt, daß Bülow, der schlaue Empfänger des Briefes, sich beim Lesen völlig als Meister empfinden muß. Wüßte man es nicht aus hundert Fassaden und Hofbühnengesten, so würde dieser Brief in seiner treuherzigen Schlauheit den ganzen Dilettantismus eines Mannes enthüllen, den man gern als großen Schauspieler vorstellt. Es war nur ein Liebhabertheater an Bord des ‚Polarstern', wie es jeden Juliabend an Bord der ‚Hohenzollern' beliebt war, die Höhe der Siamesischen Zwillinge wird nicht überschritten, und wenn man heut, nach dem Abtreten beider Kaiser, diese Szene auf die Bühne brächte, der Kleinbürger selbst würde sie als unglaubwürdig verwerfen.

Das tat auch die Geschichte. Zunächst entdeckte Bülow, daß der Kaiser durch den selbständigen Zusatz der Hilfeleistung nur „in Europa" den Wert des Vertrages stark gemindert hatte, fragte Holstein an und knüpfte nach dessen Einverständnis an diesen Zusatz sein erstes Entlassungsgesuch: einer der schlauesten Schachzüge dieses Menschenkenners, denn eben in dieser glücklichen Stimmung war er sicher, nichts zu riskieren, dagegen seine Stellung zu festigen und sich ein Stück des Herrn zu unterwerfen. Er traf ihn ins Herz. Des Kaisers Ablehnung (A. 19, 496f.) hat nicht einmal in der Korrespondenz Wilhelms des Zweiten ihresgleichen.

Erst rühmt er seine Tat: „Wenn dies Bismarck gelungen wäre, . . so wäre er außer sich vor Freude gewesen und hätte sich von allem Volke feiern lassen." Dann beginnt die Klage über und an Bülow: „Vom besten und intimsten Freunde so behandelt zu werden, . . das hat mir einen solchen fürchterlichen Stoß gegeben, daß ich vollkommen zusammengebrochen bin und befürchten muß, einer schweren Nervenkrankheit anheim zu fallen! . . Nein, das werden Sie uns beiden nicht antun! Wir sind beide von Gott berufen und füreinander geschaffen . . Ihre Person ist für mich und für

unser Vaterland hunderttausendmal mehr wert als alle Verträge der Welt . . Ich bin Ihnen zuliebe, weil es das Vaterland erheischte, auf ein fremdes Pferd trotz meiner durch den verkrüppelten Arm behinderten Reitfähigkeit gestiegen, und das Pferd hätte mich um ein Haar ums Leben gebracht, was Ihr Einfall war! . . Und jetzt wollen Sie mich, wo ich das alles für Sie getan, einfach fallen lassen, weil meine Situation Ihnen zu ernst erscheint!! Aber Bülow, das habe ich nicht um Sie verdient! . . Sonst wäre Ihre ganze eigene Politik von Ihnen desavouiert und ich auf ewig blamiert! Was ich nicht überleben kann! . . Telegraphieren Sie mir nach diesem Brief Allright, dann weiß ich, daß Sie bleiben! Denn der Morgen nach dem Eintreffen Ihres Abschiedsgesuches würde den Kaiser nicht mehr am Leben treffen! Denken Sie an meine arme Frau und Kinder!"

In so schwerem Zusammenbruch wird man den Kaiser nur noch einmal sehen, im November 08; als typisch aber wird von Eulenburg und andern Intimen das Versagen der Nerven verzeichnet, wenn etwas von außen unerwartet auf ihn losschlug. Dann blaßt alle Schneidigkeit, einem anfälligen Körper und Wesen durch Willenskraft immer wieder abgezwungen, plötzlich hin, die Schwäche tritt um so heftiger hervor; es ist, wie wenn ein aufgeblasener Ballon durch Schlag ein Loch erhält, plötzlich sein Gas verliert, in wenigen Minuten sinkt und dann als dünne leere Hülle am Boden liegt. Das sind die Augenblicke, in denen den Betrachter Mitgefühl erfaßt: ein Mann von ständiger Prätension verliert den Halt, und aus dem Heldenspieler schält sich ein armer Mensch, furchtsam, zitternd, doch noch im Zittern fordernd, eifernd, Verantwortung auf seine Freunde abwälzend, die ihn jetzt schmählich im Stiche ließen.

Statt daß also Bülow über den Vertrag fällt, bleibt Bülow und der Vertrag fällt. Denn was muß folgerichtig der nächste Akt enthalten? Der Zar wurde zu Hause gründlich aus-

gescholten, Lambsdorf zeigt Witte „in höchster Aufregung" das Dokument, beweist daran, daß die Russen Deutschland verteidigen müßten, wenn es Frankreich bekriegen sollte, obwohl sie doch seit 15 Jahren Frankreich dasselbe gegen Deutschland versprochen haben. „Diese Details", sagt Lambsdorf in vernichtender Ironie, „sind S. M. bei all dem Geschwätz Kaiser Wilhelms entfallen", und sogleich gibt er das Geheimnis der Kajüte nach Paris weiter, von dort fliegt es nach London, so daß Eduard die Pläne des Neffen bald kennt, der den Kontinent gegen ihn verbünden wollte. Wie peinlich für Nicky! Nach seiner hochzeitlichen Umarmung im Angesichte des Meeres, der Väter und der Flaggen, – welch ein Abstieg, wenn er nun dem Kaiser schreiben muß, leider habe er damals seine „Papiere nicht zur Hand gehabt", er müsse erst Frankreich fragen: lehnt es ab, so soll der Vertrag für den Fall außer Geltung treten, daß Frankreich mit Deutschland in Krieg gerät. Das heißt: es war nur der Traum eines Sommermorgens, meine Minister haben mich mit der Parole geweckt, Zweibund ist Zweibund.

So wird der Sieger von Björkö zum zweitenmal um seinen Triumph gebracht. Die Folgen seines Abenteuers sind gesteigertes Mißtrauen Frankreichs, das dem Zaren einen General zum Aufpassen schickt, Wandel der Deutschenfreunde in Petersburg, die sich betrogen fühlen, Anwachsen der Antideutschen, die ohnehin den verlorenen Krieg dem Rate des Kaisers zuschreiben; selbst Witte, lange prodeutsch gesinnt, fällt ab, und nächstes Frühjahr wird der gefährlichste Feind an die Leitung der Geschäfte gerufen: Iswolski.

Des Kaisers falsche Sympathie vom ‚Polarstern' verwandelt sich in Gift und Haß (A. 19, 528): „Einliegend sende ich Ihnen wiederum ein köstlich Machwerk des Ideologen-Jünglings auf Rußlands Thron. Die neuste Phase russo-gallischer Alliance . . zeigt, wie in Paris gegen jede Annäherung der beiden Kaiser sofort ein Contrecoup los-

gelassen wird, auf den allemal das Zarchen, auf Grund der uralten Allianceu, sofort hineinplumpst. Daß er sich mit „meiner" Triple-Alliance-Idee darüber herausredet, als ob mir ein besonderer Gefallen damit geschähe, ist wirklich mehr als kindisch und naiv! Und das alles wird einem serviert unter der tränenfeuchten Maske nie ersterbender, innigster Freundschaft!"

Wie sehr er sich mit dem letzten Satze selber trifft, bemerkt er nicht.

Wilhelm der Zweite hat das Seestück von Björkö für sein Meisterwerk gehalten: lange nach seinem Sturze, noch 1918 setzte er es an die Spitze einer Widmung seiner Memoiren an den General Suchomlinow, die auch aus andern Gründen interessant ist[1].

Sie lautet:

„Der zwischen dem Zaren Nikolas II. und mir in Björkoe geschlossene Vertrag schuf die Grundlagen für ein friedliches und freundschaftliches Zusammengehen Rußlands und Deutschlands, was beiden Herrschern am Herzen lag. Seine Wirkungen wurden vernichtet durch die Russische Diplomatie (Ssasanow, Iswolski), die hohen Russischen Militärs, die bedeutenden Parlamentarier und Politiker. Der von ihnen ersehnte Weltkrieg erfüllte ihre Hoffnungen nicht, warf ihre Pläne über den Haufen, und kostete dem Zaren sowie mir den Thron.

Die furchtbaren Folgen des Ueberfalls auf Deutschland für Rußland und das Weitere lehren, daß das Heil beider Länder in der Zukunft besteht, in treuem Zusammenstehen, wie vor 100 Jahren, nach Wiederherstellung der beiden Monarchien. Für Ihre Zusendung Ihrer Memoiren besten Dank.

Wilhelm I. R.

Doorn, 1. VIII. 1924."

[1] Wir bringen dies bisher unbekannte Dokument als Handschriftprobe am Schluß des Buches.

VIII

„La Conférence serait, Dieu aidant, d'un heureux présage pour le siècle qui va s'ouvrir. Elle rassemblerait dans un puissant faisceau les efforts de tous les États qui cherchent sans sermon à faire triompher la grande conception de la Paix Universelle sur les élements de troubles et de discorde. Elle cimenterait en même temps leur accord par une consécration solidaire des principes d'équités et des droits sur lesquels reposent la sécurité des États et le Bien-être des Peuples."

Auf diesen Schluß des berühmten Friedens-Manifestes, mit dem der Zar August 98 die Erde zu einer ersten Abrüstungs-Konferenz zusammenrief, erwiderte ihm der Kaiser: „Können wir uns einen Monarchen vorstellen, einen Obersten Kriegsherrn seiner Armee, der seine durch 100jährige Geschichte geheiligten Regimenter auflöst, ihre glorreichen Fahnen an die Wände der Zeughäuser und Museen verbannt und so seine Städte den Anarchisten und Demokraten preisgibt?"

Und doch liegen hier nicht klar geschieden zwei Welten vor uns. Zu den humanen Motiven des Zaren traten damals politische seiner Umgebung, die das Projekt sonst verhindert hätte, das Herz des Kaisers aber bebt trotz seiner schneidigen Antwort in Furcht. Hinter den glänzenden Worten beider Kaiser breitet sich Verlegenheit. Auch auf der Konferenz ist niemand als aufrichtiger Pazifist erschienen, außer den Vereinigten Staaten; es war zu früh. Um zu erwachen, brauchte Europa den Geruch von zehn Millionen Leichen.

Trotzdem war kein Monarch und Minister vom ersten Tag an grimmiger und zynischer als Wilhelm der Zweite gegen diesen Gedanken, mit dem man am Ende des alten Jahrhunderts die politische Grundidee des neuen zu formulieren suchte. Auch jetzt schreckten ihn Bündnisse von außen weniger als die Heraufkunft der Roten im Innern; das Meer,

an Deutschlands Küsten brausend, hörte er mit ruhigeren Ohren, als das vulkanische Grollen im Innern seines Landes. Darum spricht er gleich von Anarchisten und Demokraten, die ihm ohne Soldaten seine Städte zerstören würden. Truppen! Truppen! Der gepanzerte Arm, auf den er sich stützen könnte, Geschütze, deren Mündungen man mit einem Handgriff von außen nach innen drehen, Gewehre, die man auf meuternde Untertanen knattern lassen konnte, wenn es nötig wurde! Als beim Streik der Trambahner 1900 auf dem Dönhoffsplatz in Berlin Unruhen ausbrachen, drahtete er dem Generalkommando: „Ich erwarte, daß beim Einschreiten der Truppe mindestens 500 Leute zur Strecke gebracht werden“ (Z. 75).

Diese Furcht vor seinen Untertanen, die ihn nie verlassen hat, begegnete auch diesmal dem Wunsch, vor allen schneidigen Deutschen, will sagen, vor dem größten Teil der Nation als Offizier und Oberster Kriegsherr die Schneidezähne zu zeigen. Preußischer Drill und unpreußisches Zittern ließen den Kaiser die Idee des Friedens mit forciertem Gelächter empfangen; daß daraus die andern Staaten auf kriegerische Ungeduld schlossen, war falsch, doch unvermeidlich, da sie ja nichts zu sehen bekamen, als die Vorderseite des Helden.

Im Lande selbst konnten einige Kenner des menschlichen Herzen, die sich an den Hof verirrt hatten, schon aus der Aufgeregtheit aller Glossen und Gespräche auf Verlegenheit schließen. „Heller Blödsinn! Dalldorf!“ schrieb der Kaiser an ein Exposé des russischen Ministers, und neben die Anregung, alle Staaten sollten über einen gewissen Prozentsatz hinaus ihre Völker nicht zu den Waffen rufen: „Wenn er mir das anbietet, schlage ich ihn hinter die Ohren!“

Zur Konferenz entsandte er als Sachverständigen einen bellikosen Professor, trotz der Warnung des mit ihm entsandten Fürsten Münster, und als nun gar die Hauptfrage

auftauchte, das Schiedsgericht, da war kein Halten mehr. Hier wurde der Kaiser wahrhaft vom Gefühl seiner Nation getragen: halb Deutschland lachte und Holstein sprach diesmal das nationale Empfinden aus, als er sich gegen dieses komische Institut sogleich verwahrte (A. 15, 189): das ginge für kleine Staaten, nicht für große, denn „für den Staat gibt es keinen höheren Zweck als die Wahrung seiner Interessen. Letztere werden aber bei Großmächten nicht notwendig identisch mit der Erhaltung des Friedens, . . sein." Seitenlang wird Holsteins Gutachten von Bülow in seinen Berichten an den Kaiser übernommen. Der schreibt neben die Erklärung Rußlands, sich jederzeit einem Schiedsgericht zu unterwerfen: „Ich nie!" Und neben das Wort Friedensbureau: „O herrjeh! Vorstand Frau von Suttner! . . Die ostpreußische Grenze wird mit einer Kette von Forts und Schnellfeuer-Kanonen und dahinter durch Infanterie mit Repetiergewehr zugemacht .. Die Konferenz-Komödie mache ich mit, aber den Degen behalte ich zum Walzer an der Seite" (A. 15, 196).

Er steht nicht allein; in diesem Fall sind die synonymen Berichte seiner Diplomaten nicht nur für sein Auge, sie sind aus dem Herzen des Volkes geschrieben. Der Kaiser hatte mit dem Stichwort Komödie die Schneidigkeit seiner Vertreter erst legitimiert. Als man im Haag auf Antrag der Vereinigten Staaten das Privateigentum auf See für unverletzlich erklären will und der Kaiser Nein daneben schreibt, meldet Bülow dies Wort als Direktive S. M. mit dem Kommentar: „Die Frage . . ist hiernach im negativen Sinn entschieden."

Daß auf der Konferenz des Friedens die Krieger Opposition machen, ist natürlich; der britische Admiral Fisher ist nicht besser als der deutsche Oberst von Schwarzhoff, beide ausgesandt, um zu stören: jener sagt „might is right", dieser schreibt: „Dank der außerordentlich geschickten Lei-

tung . . sind die russischen Abrüstungs-Vorschläge heut endgültig beseitigt worden." Aber in London bekämpft der Premier als erklärter Friedensfreund seine militärische Gruppe, in Berlin sind Kanzler und Kabinett militarisiert. So kommt es am Ende doch zum Konflikt Deutschlands mit fast allen andern Staaten: die Gruppierung des Weltkrieges wird in der Debatte über den Weltfrieden vorweg genommen:

„Fast alle Delegierten", schreibt nämlich Münster (A. 15, 285), „haben sich in einem mir unverständlichen Enthusiasmus für die Schiedsgerichts-Vorschläge begeistert, werden, um uns zu gewinnen, noch weiteren Konzessionen zustimmen, um dies Schiedsgericht rein fakultativ zu gestalten," man möge doch formell nachgeben. Aber Holstein will nicht, setzt sogar durch, den amerikanischen Delegierten, der eigens nach Berlin kommt, um Kaiser und Kanzler umzustimmen, „mit kühler Abweisung" zu empfangen. So bleibt der deutsche Widerspruch isoliert, nachdem, wie es im Bericht heißt, „der Vorschlag des Schiedsgerichtes rasch Anklang . . gefunden hatte." Wird man darüber in Berlin nicht stutzig? Der Kaiser lacht, er schreibt dazu: „Weil sie alle nicht so schnell mobil machen können, wie wir! Und das ist der Grund, warum wir gehändikäppt werden sollen!"

Also drehen die Deutschen die Sache um, so daß, wie Bülow stolz berichtet (A. 15, 302), „kaum mehr als der Name übriggeblieben ist . . durch die infolge des deutschen Einspruchs eingefügte Klausel, wonach die obligatorische Arbitrage ausgeschlossen ist von allen Fragen, wo Lebensinteresse eines Staates oder seine Ehre berührt werden . . Die Schiedsgerichts-Idee ist an und für sich unsympathisch. Durch E. M. feste und entschiedene Haltung ist es jedoch gelungen, die übrigen Staaten dahin zu bringen, daß sie alle bedenklichen Seiten jener Idee preisgegeben haben."

So hat, neunzehnhundert Jahre vorher, der Vierfürst an den Cäsar über Niederhaltung von Gefahren berichtet, die

aus der neuen galileischen Lehre aufzusteigen drohten. Blind tasten diese Lenker Europas an den Ideen des Geistes vorbei, glauben mit Demarchen und Protesten, Klauseln und Noten einen Gedanken auszubrennen, das Apostolische durch einen Überwurf zum Närrischen umzufälschen. Nachdenklich epilogisiert, da er der Gefahr entronnen, der Kaiser: „Was doch der alberne Streich eines träumerischen Knaben für wichtige Interessen auf das Spiel gestellt hat!" Doch bald reißt er sich wieder in seine alte, gottvertrauende Offiziersstellung zurück und findet seine Sprache wieder, indem er schließt (A. 15, 306):

„In meiner Praxis werde ich mich aber für später nur auf Gott und mein scharfes Schwert verlassen und berufen! Und scheiße auf die ganzen Beschlüsse!"

IX

Für diesen Akt fand er ein Jahr darauf einen geeigneten Ort an der Chinesischen Mauer. Die Kämpfe der Boxer hatten der Habgier Europas einen Vorwand gegeben, um auf einer Kreuzfahrt gegen die Gottlosen ein paar gelbe Häfen durch weiße Kultur zu adeln „Also, für China kann ich auf Sie rechnen", sagte zu Waldersee der Kaiser, der im Sommer 1900 eine seiner wiederkehrenden Perioden erhöhter Erregung durchmachte (W. 2, 448). Die Aufteilung Chinas war damals modern.

Erst einige Tage später erfuhr er von der Ermordung seines Gesandten in Peking. Daß dieser Mortimer ihm sehr gelegen starb, bewies er bald durch eine, sogar für sein Tempo ungewöhnliche Wut und Hast, mit der er den Sühnefeldzug arrangierte. Weltpolitik, das war die Losung: wo war sie leichter zu haben! Und in einer auch stilistisch erstaunlichen Paraphrase rief der Kaiser in diesen Tagen bei einem Stapellauf aus: „Der Ozean ist unentbehrlich für Deutschlands

Größe, aber der Ozean beweist auch, daß auf ihm und in der Ferne jenseits von ihm ohne den Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf." Darum wurde in aller Eile ein Expeditionskorps und auch ein Panzergeschwader nach China kommandiert. „Wenn wir ganz ehrlich sein wollen," schrieb Moltke, der den Kaiser damals begleitete, „so ist es Geldgier, die uns bewogen hat, den großen chinesischen Kuchen anzuschneiden. Wir wollen Geld verdienen, Bahnen bauen, Bergwerke in Betrieb setzen .. Darin sind wir keinen Deut besser, als die Engländer in Transvaal" (M. 243).

Weniger leicht war die politische Frage zu lösen, denn da sich der Kaiser in Wilhelmshöhe, der Kanzler auf seinen Gütern in Rußland, der Staatssekretär in Norderney, der Unter-Staatssekretär in Berchtesgaden befand, so vermochte Holstein, der allein in Berlin regierte, seinen Herrn von eigenen Schritten nicht abzuhalten und von der Gefahr einer Provokation Englands nicht zu überzeugen. Während er wider Willen Waldersee empfing, seinen alten Feind, später Freund, dann wieder Feind, um ihn jetzt vor der Abfahrt politisch zu unterrichten, war Bülow über den neuen Kommandeur entzückt, da er mit Waldersee den einzigen Konkurrenten für sein Kanzleramt im Ozean entschwinden sah, denn Hohenlohe war Achtzig und im Begriffe nun auch formell zu gehen.

Der Kaiser hatte große Tage: Ausfahrt und Rede, Flaggen, Kanonen und die Kriegsdrommete standen in Aussicht, ohne daß er die Streitmacht im Innern zu mindern brauchte. Da schien ihm der Friede noch einen Streich zu spielen: am Abend vor den Festlichkeiten der Abfahrt kam die Nachricht, die verbündeten Truppen hätten Peking genommen, der chinesische Kaiserhof sei geflohen. „Natürlich", schreibt Waldersee, „war dies zunächst für den Kaiser eine große Enttäuschung. Er hatte sich fest in den Kopf gesetzt, die

Gesandten samt ihrem Personal seien längst ermordet; nach meiner Ankunft sollte der gemeinsame Vormarsch auf Peking, der bis dahin wegen der Regenzeit als unmöglich angesehen wurde, unter meinem Oberbefehl erst beginnen und mir der Ruhm werden, Peking erobert zu haben. Dieser Traum war dahin, die Gesandten lebten, die Regenzeit war nahezu ausgeblieben .. Peking ohne große Opfer eingenommen" (W. 3, 6).

Wie? Sollte der große Gedanke unter kleinlichen Nebenumständen, wie ausgebliebene Regen- und Todesfälle leiden? Hier gab es kein Zurück! Am nächsten Tage sprach der Kaiser zu den in Parade stehenden Marinetruppen: „Ihr wißt, ihr sollt fechten gegen einen verschlagenen, gut bewaffneten, grausamen Feind. Kommt ihr an ihn, so wird derselbe geschlagen! Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen! Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in Überlieferungen und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise betätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen!"

Die Erregung, in die der sprechende Kaiser immer mehr geriet, konnte sich von der ihm seit drei Wochen bekannten Ermordung seines Gesandten um so weniger herschreiben, als er den Raubzug schon vordem geplant hatte; warum, das sagte Moltke. Gewiß ist, daß Eulenburg, mochte er nun die Rede kennen oder nur ahnen, inzwischen die Journalisten heimlich zu sich lud, ihnen in seiner Kabine eine ganz andere Kaiserrede zum Nachschreiben hielt; nur einer war „von den Beamten nicht erwischt worden, der aber fing ein Stück davon auf, bald wurde sie auch ganz bekannt".

Die Wirkung dauerte zwanzig Jahre. Durch nichts war

ein deutscher Barbarengeist von seinen Gegnern schon im Frieden leichter zu beweisen, als durch diese Rede seines Kaisers, und als im Weltkrieg einem Volk nach dem andern die Überzeugung suggeriert wurde, mitten in Europa wohnten 60 Millionen Hunnen, die den neuen Attila als ihren König verehrten, da verkannte man nicht bloß alle guten Instinkte des deutschen Volkes, auch noch die schlechten des Kaisers und beleidigte nach tausend Jahren durch den Vergleich mit Wilhelm dem Zweiten jenen todesmutigen, dämonisch wilden Räuberhauptmann mit der Krone. Im doppelten Fehlgriff dieses Vergleiches wurde das doppelte Mißverständnis der Welt über Deutschland deutlich: ein großes, ruhiges Volk, das einem kleinen, prahlenden König sich in verächtlichem Gehorsam untertan fühlte, mußte nun für die klirrenden Worte seines eitlen Herrn büßen, der es zu Hunnen nur erniedrigt hatte, um den Attila zu spielen.

Fürs erste spielte er Hegemonie: Europas Truppen unter einem deutschen Marschall, das war sein Traum, und als der Zar, auf dringende Anfrage wegen Waldersee zustimmend gedrahtet hatte, ließ der Kaiser nach London melden, sein Freund der Zar habe Waldersee den Oberbefehl angetragen. Darauf sagte der Zar dem deutschen Botschafter, er habe „nur aus kollegialem Gefühl für den Kaiser" seine Darstellung nicht dementiert, und Salisbury begriff nicht, „warum der Kaiser absolut den Oberbefehl einem deutschen General übertragen will, da doch für jede Macht ein großes Risiko mit der Führung verbunden ist" (Eck. 2, 187). Bülow und das Amt wurden übergangen, der Kaiser wollte „das Ganze wie eine rein militärische Sache allein vom Sattel aus dirigieren", schrieb Eulenburg hilferufend an Bülow (E. 2, 258).

Waldersee bekam zum Abschied, wie er selber beschreibt, den Marschallstab, einen Salonwagen bis Neapel, dann die ganze Erste Kajüte, 200 Flaschen Sekt, 50 Flaschen Punsch und 2 Leibgendarmen mit, denen der Kaiser einschärfte:

„Wenn sich der Feldmarschall im Gefecht zu weit nach vorn wagt, so haben Sie ihn zurückzuhalten, nötigenfalls ihm sogar in die Zügel zu fallen!“ Dann schärfte der Kaiser dem Heerführer ein, ja eine hohe Kriegsentschädigung herauszuschlagen, er brauche das Geld für seine Flotte. Kaum war der „Weltmarschall“ unter der Perron-Begeisterung Deutschlands und dem Lächeln Europas abgefahren, so forderte der Zar in einer Kollektivnote die Mächte auf, ihre Truppen an die Küste zurückzuziehen, da jede Gefahr für Europäer beseitigt sei. Der arme Kaiser schalt dies eine „Rücksichtslosigkeit, gänzliche Verkennung der Verhältnisse und Mangel an Überblick, die geradezu niederschmetternd sind.“

Als Waldersee sechs Wochen später in China eintraf, konnte er noch eine große Parade ohne Regen abhalten. Der Feind war besiegt oder verschwunden, Pardon wurde nicht gegeben, Gefangene wurden nicht gemacht: alle Befehle des Kaisers waren bereits ausgeführt.

Inzwischen waren die Wirkungen vom Ausland in die Heimat zurückgedrungen, und deutsche Fürsten und deutsche Volksvertreter lehnten sich endlich auf: der Kaiser hätte den Feldzug unternommen, ohne vom Reichstag die Mittel zu fordern. In dieser Lage zog der uralte Hohenlohe vor zu verschwinden, Bülow, der neue Kanzler, kopierte geschickt Bismarcks Rede vom Jahre 66 und rettete die Lage durch Bitte um Indemnität, diesmal freilich ohne Sieg. In seiner Angst, es könnte wieder etwas passieren, drahtete er an Eulenburg (E. 2, 258): „Was Du lange vorausgesehen, die Gefahr einer Koalition der deutschen Fürsten und des Reichstages gegen S. M. ist drohend . . Suche einen Vorwand, um dem Kaiser zu schreiben, oder drahte sofort, rate ihm Vorsicht in seinen Reden an, bis zur Erledigung der chinesischen Fragen vor dem Reichstag!“ Worauf Eulenburg den Kaiser in diesem Sinne warnt, dieser sich aber Redefreiheit sichert. –

Mit solchen Kunststücken mußten Minister und Freunde den Herrn am Reden verhindern, um die Folgen seiner eigenen Einfälle mit den Organen der Gesetzgebung wenigstens nachträglich in Einklang zu bringen.

X

Als Tirpitz die Krüger-Depesche als Erwecker des Volkes zur Flotte bezeichnete, nahm er ein Symptom für ein Ereignis: zwanzig Jahre lang ist der Ärger zwischen Deutschland und England, der fast ganz dynastischen Ursprungs war, Ursache immer neuer Rüstungen geworden, und diese Rüstungen erregten neuen Ärger. Im Wettrüsten Europas, das aus dem Mißtrauen Aller gegen Alle entstand, ist der deutsche Flottenbau darum der psychologisch unnötigste Teil gewesen, weil man ohne die persönliche Eifersucht des einen Souveräns gegen den andern dem schwer geharnischten deutschen Ritter nicht auch noch einen Gummimantel übergezogen hätte.

Bismarck, der als der Letzte vor Kriegsflotte und Weltmacht Halt hatte, warnte bis zuletzt vor einer Politik, in der Deutschland seine Sicherheit in Europa zugunsten fragwürdiger Eroberungen in Afrika und Asien aufs Spiel setzte; verkannte er dabei die neue Form der Handelsflotte, so erkannte er doch die Gefahr einer Kriegsflotte und wehrte die Phrase ab, Deutschland brauche solche, um seine Kolonien zu schützen. Er war es, der, nur auf kontinentale Macht gestützt, die erste deutsche Kolonie gegen England durchgesetzt hatte, ohne auch nur ein Schiff zu besitzen. Er wußte, daß auch Frankreich und Rußland, die Seemächte hohen Ranges nie gewesen, dennoch als Großmächte neben England bestanden, er verspottete das Argument, wir kämen sonst „zu spät" bei der Verteilung der wilden Weltteile, die doch seit Jahrhunderten von einer Hand in die andere gewandert waren.

Was aber Bismarck ein Jahrzehnt vergeblich erstrebt hatte, fiel den Nachfolgern im Jahre seines Todes zu, und wenn sie das englische Bündnis dreimal ausschlugen, so waren dreimal des Kaisers Gefühle gegen England entscheidend: mit unüberwindlichem Groll sah er in ihm die höhere Form des modernen Staates und bekämpfte sie, weil er sich dies Gefühl nie eingestand. Nichts regte ihn stärker an als englische Angriffe, sie schmeichelten ihm, hier war er Märtyrer, im Deckhaus der „Hohenzollern" ließ er englische Karikaturen aufhängen, alle feindlichen Artikel, wie ihm solche aus Deutschland verheimlicht wurden, ließ er aus England sich vorlegen, immer aufs neue reizte er die niemals ganz vernarbten Wunden seiner Jugend. Wie er als junger Offizier und Prinz sich für die Verachtung seiner englischen Mutter durch glänzende Vorführung seines Regimentes rächen wollte, so trieb ihn diese tiefste und schmerzlichste Erfahrung seines Lebens immer wieder, sein Regiment im Lande dem Oheim vorzuführen. Von den Tagen der Kindheit bis zu den Tagen des Kampfes um die Flotte, von 1872 bis 1912 reicht eine Gefühlskette im Herzen Wilhelms des Zweiten, gleich schicksalsvoll für ihn wie für die Deutschen.

Als das gekränkte England ihn nach der Krüger-Depesche beschimpfte, forderte er die erste große Anleihe, 300 Millionen, unterhandelte auf eigene Faust mit der Vulkan-Werft; schon damals, Januar 96 schrieb Waldersee: „Der Kaiser scheint sich völlig in den Gedanken der Marine-Vermehrung verrannt zu haben." Hohenlohe versagte sich, erklärte die großen Flottenpläne „für absehbare Zeit für eine praktische Unmöglichkeit und totgeboren" (E. 2, 213), und Eulenburg mischte sich, wie er sagte, grundsätzlich nicht in Militärisches; der verständige und sehr beliebte Admiral Hollmann mußte gehen. Aber da war im Gefolge des Kaisers jener Admiral von Senden-Bibran, Englandfeind aus per-

Kaiser, Tirpitz, Moltke

sönlicher Gekränktheit, dessen politische Einsichten aus seiner Antwort auf eine warnende Stimme deutlich werden: „Was geht denn das England an! Wir können doch bauen, was wir wollen!“ Seinem unermüdlich bohrenden Einfluß in der täglichen Umgebung des Herrn schreibt Eulenburg den größten Einfluß zu.

Die Kammermusik der kaiserlichen Gefühle orchestrierten die Flottenvereine, die sich in diesen Jahren endemischer Feststimmung überall bildeten und dem „Großdeutschen Bunde“ schon damals folgende Ausdehnung entwarfen: „Erstens das jetzige kleine deutsche Kaiserreich mit Luxemburg, zweitens Holland und Belgien, drittens der deutsche Teil der Schweiz, viertens das Österreichische Kaiserreich.“ Diese Dinge wurden nicht nur in deutschen Bierhäusern und Zeitungen, sondern auch im Pariser Palais Bourbon vorgetragen. Solange sich aber die Politiker abwandten, nur Militärs und Kleinbürger schwatzten, solange es dem Kaiser an einem Kopfe fehlte, blieb alles totgeboren. Es fehlte ein Hofadmiral von Waldersees Intelligenz und Geschmeidigkeit.

Da kam Tirpitz.

Der Kaiser hat immer Blick für Männer bewiesen, deren Gaben ihm seine Wünsche erfüllen sollten; hier hat er gewiß die stärkste Begabung aus seiner Marine gefischt. An Tatkraft, Klugheit, Mut fand Tirpitz auch in der Armee kaum ein Pendant; im Unterschiede zu allem, was den Kaiser bisher umgeben, war hier ein Mann, den seine Geschmeidigkeit zu keiner Schmeichelei verführte, kein Zweifel beunruhigte, kein Laster entstellte: ein Fachmann, der mit großer Sachkenntnis echte Leidenschaft für seine Waffe verband. Tirpitz hatte nur Einen Fehler: er log. Bei Hofe hieß er der Märchenerzähler.

Er mußte lügen: die deutsche Kriegsflotte muß gebaut werden, um den Diplomaten Verständigung mit England zu ermöglichen. Dafür erfand er zwei Schlagworte: Risikoflotte und

Gefahrzone. Diese Flotte würde England hindern, das Risiko einzugehen, und Deutschland habe nur einige Jahre eine Gefahrzone zu durchlaufen, in der ihr Bau den Engländern unbequem und deshalb uns gefährlich sein würde. Alle Welt sprach die beiden Worte nach, und nur die Skeptiker sagten sich, England wird zweifellos immer im gleichen Tempo Schiffe bauen, die Zone wird nie enden. Von allen diesen Motiven glaubte Tirpitz keins: er wollte vielmehr als Seemann eine starke Waffe, um sich in zwanzig Jahren mit England in der Schlacht zu messen.

Um aber gegen alle Widerstände diesen Zweck zu erreichen, mußte er lügen. Hätte er, wie der britische Admiral Fisher, auch nur bei festgeschlossenen Türen in der Sitzung auf den Tisch geschlagen und ausgerufen, wir wollen England vernichten und an seiner Statt Weltreich werden, ein Seebär, ein Haudegen, so hätte ihn die Timidität des Kaisers rasch verbraucht; den Kampf mit den Diplomaten konnte er nur als Diplomat gewinnen. Tirpitz ist ihre gewundenen Wege nicht gegangen, um sich wie alle andern an der Macht zu halten, sondern um gegen die Macht der andern einen Gedanken zu verwirklichen, an den er glaubte. Feurig als Deutscher und Soldat, glaubte er fest an die Phrasen, die er vom „deutschen Volk, nahe seiner höchsten Vollendung" schrieb oder vom „preußischen Militärgeist, auf welchen das ganze nationale Dasein und das höhere Wirtschaftsleben unseres Volkes sich gründete und auch in der Zukunft wird gründen müssen."

Jedem, der Englands Art, Geschichte und Bedingungen kennt, mußte Tirpitz' Gedanke absurd erscheinen, da die stärkste Seemacht der stärksten Landmacht keine annähernd gleich starke Flotte konzedieren konnte, ohne ihre Existenz zu gefährden. Ohne Flotte konnten wir mit England, mit Flotte mußten wir gegen England gehen. Darum bot England uns das Bündnis an, als wir, wie Tirpitz schreibt,

noch nicht wußten, „ob der politische Schritt zur wirklichen Seemacht gewagt werden oder das ganze Unternehmen nur eine grundsätzliche Demonstration bleiben sollte“. Tirpitz gewann den Kaiser für die Schlachtflotte durch ein paar Gespräche, wurde Sommer 97 Staatssekretär, setzte im September seine erste Vorlage bei Hohenlohe durch und stellte Bülow, der erst im November sein Amt übernahm, in der Tat vor ein Fait accompli. Dieser hätte Fachmann sein müssen, um in der ersten Bauvorlage die zukünftigen zu wittern.

Denn hier, gleich im Anfang war Tirpitz genötigt zu lügen: nur 7 Linienschiffe wurden gefordert, doch mikroskopisch lag in dem Entwurf der Bau von 38 vorgebildet, und in den späteren Novellen figurierten die neuen Riesenkähne als kleinere Typen; diese Verschleierungen haben damals nur ein paar Eingeweihte, nicht aber die Abgeordneten erkannt. Den Kaiser von vorzeitiger Prahlerei zurückzuhalten, fiel Tirpitz trotzdem schwer. Als im Herbst 99 im zweiten Flottengesetz die Entwickelung zur „Weltpolitik“ entschieden wurde, suchte er die Kaiserrede bei einem Stapellauf vergebens zu hindern. Ohne Aufsehen etwas langsam zu entwickeln, war dem Kaiser unmöglich, dem nur rasches Aufsehen Freude machte, und statt, wie etwa die Japaner, sich unauffällig zur Seemacht heraufzubauen, hielt er die schallende Rede mit dem Schlagwort: „Bitter not tut uns eine starke deutsche Flotte!“ Als Tirpitz dann bis zum Zusammentritt des Reichstages mit seiner noch unvollendeten Novelle warten wollte, drängte ihn der Kaiser. Nicht in allen Fällen hat Tirpitz nachgegeben, vor Ungnade fürchtete er sich kaum und meinte, in seiner Lage sei das „Stadium der leichten Ungnade“ das wünschenswerteste. Er war, nach Ballins Bericht, „durchaus kein sympathischer Mann für den Kaiser, keineswegs nach seinem Herzen, aber er ließ sich ihn gefallen, weil er seine Politik teilte“ (Huldermann, Ballin 295).

Vergebens riet man dem Kaiser, „unsere Flotte wie einen verborgenen, aber unentbehrlichen Schatz zu hüten, die Engländer von ihr möglichst wenig hören und sehen zu lassen“ (A. 19, 218). Neben diese Sätze Bernstorffs schrieb er nur: „Ausgeschlossen!“ Indem er das Gegenteil tat, enthüllte er aufs neue seine innersten Motive: „Die Flotte allein gibt mir in England das nötige Ansehen“, sagte er im Jahre 04 und beschloß, sich sogleich in seinem neuen Glanze vor Eduard zu zeigen. Als dieser das erstemal nach Jahren endlich nach Deutschland kam, war der Kaiser auf seinem Schiff in Kiel in größter Erregung. „Bis in die Kleinigkeiten bei Ausschmückung der Hohenzollern griff der Kaiser ein, ein großes Zeltdach wurde über das Promenadendeck gespannt, wunderbare Blumenausschmückungen wurden angeordnet, kleine Fontänen und Wasserfälle sollten plätschernd das Auge erfreuen. Ein Diner zu 108 Personen, ein Tee zu 220 wurden dem König gegeben. Der Kaiser ergriff diese Dinge mit solcher Wichtigkeit, daß er dreiviertel Stunden vor Beginn der Festlichkeit bereits vollständig angekleidet unruhig an Deck umherging und den Verlauf der Zeit gar nicht abwarten konnte“ (Z. 78).

Dann aber zeigte er dem König die ganze deutsche Flotte in Parade. Das war sein Augenblick: er imponierte dem verhaßten Onkel, der noch vor fünf Jahren gesagt hatte, „let him play with his fleet“. Nur imponierte er ihm leider zu sehr. Denn der König hatte Blumen und Tee, sogar die Wasserfälle, nicht aber Stärke und Modernität dieser Schiffe rasch vergessen; mit unruhigen Plänen kam er zurück auf seine Insel. Zwei Monate später begann in London in Presse und Unterhaus die Hetze gegen die deutsche Flotte, der Navyscare, diesmal gaben die Staatsmänner das Zeichen. Lord Fisher schlug vor, mit dieser deutschen Flotte wie einst mit der dänischen zu verfahren, der König versprach Delcassé englische Schiffe gegen Deutschland, der Seelord Lee sann

auf plötzlichen Überfall, schickte nach der Ostsee nach 50 Jahren zum erstenmal ein Geschwader, offen phantasierte man über die Landung von 100000 Engländern in Schleswig. Es war im Lauf, es war nicht mehr zu halten.

All dies hielt der Neffe nur für Bosheit des Onkels. Im Kreise von neun Herren sagte er nach dem Souper: „Der König läßt aus persönlichem Haß die ganze Presse mit englischem Gelde gegen mich arbeiten. Er ist ein Satan! Man glaubt gar nicht, was für ein Satan er ist!“ (Z. 153.) Am liebsten erleichtert er sich gegenüber dem Zaren, nennt Eduard den Erzintriganten und Unglückstifter und schreibt im August 05: „Ich habe meiner Flotte befohlen, der britischen auf dem Fuße zu folgen, und wenn sie Anker legt, sich nahe zu halten, ihnen ein Diner zu geben und sie betrunken zu machen, um so bald als möglich ausfindig zu machen, um was es sich (bei ihrer Nordseefahrt) handelt, und dann wieder schnell wegzusegeln . . Erzähle es niemand, denn das Geheimnis muß gut bewahrt bleiben. Ta-Ta! Das ist das richtige Ende meines Briefes. Willy.“

Als dann aber der Onkel sich bei der Durchreise nicht bei ihm meldet, und der Kaiser, Oktober 05, ihn deshalb anfragen läßt, „ob er mit mir anbinden will, daß er so ohne Notiz von mir zu nehmen durch mein Land fährt“, dann ist freilich die Antwort des Botschafters: der König sei verstimmt, daß ihn der Kaiser in ganz Europa verklatschte und habe deshalb ihn nicht aufsuchen können (Z. 132). Um diese Zeit hatte man im Auslande aufgehört des Kaisers Worte ernst zu nehmen. Der Oberhofmarschall fragte damals den englischen Botschafter, warum er gar nicht mehr so freundlich zu ihnen sei, da erwiderte dieser in lachendem Ton: „Wenn ich alles nach London berichtet hätte, was mir Ihr Allerhöchster Herr gesagt hat, dann hätten wir schon zwanzigmal den Krieg gehabt“ (Z. 133).

Der Kaiser war glücklich. Als mit einer neuen Novelle

sechs weitere Panzerkreuzer durchgesetzt waren, sagte er: „Ich habe den Reichstag mit dem neuen Gesetz absolut hereingelegt. Bei der Annahme sind sie sich über die dehnbaren Folgen absolut nicht klar gewesen, denn dieses Flottengesetz bestimmt, daß bewilligt werden muß, was ich nur irgendwie verlange . . Jetzt habe ich sie in der Hand und keine Macht der Welt soll mich davon abhalten so viel herauszuziehen, als möglich ist. Die Hunde sollen zahlen, bis sie blau werden!“ (Z. 159.)

XI

Unter allen deutschen Provokationen, die zwischen 1890 und 1906 zur Einkreisung Deutschlands geführt haben, ist eine wichtig, die der Kaiser nicht zu verantworten hat: er hat im Jahre 04 dem König Eduard, dann wiederholt seinen Beratern sein Desinteressement an Marokko ausgesprochen, die Gefährlichkeit jeder Einmischung in diese französische Halbkolonie beizeiten erkannt, die Landung in Tanger wochenlang und noch im letzten Augenblick abgelehnt. Beseelt vom Ehrgeiz, Frankreich zu versöhnen, hat er seine Drohungen überhaupt nur sehr selten gegen Paris gerichtet und wollte es auch in Afrika lieber schonen als demütigen. Die Verantwortung trägt Bülow, der mit seinem Coup Delcassé „lackieren“ wollte; mit ihm Holstein, der ein Zurückweichen als „neues Olmütz oder Faschoda“ brandmarkte, und Herr von Kühlmann, der als Geschäftsträger in Tanger den Besuch des Kaisers erfunden hat. Nichts von allem, was um 1905 in und nach Marokko hin spielt, ist vom Kaiser gewollt worden; es ist also hier auch nicht darzustellen. Warum aber, fragen wir uns, ließ dieser Autokrat sich schließlich doch zu dem großen Fehler drängen?

Hier sehen wir ihn in einer neuen Lage. Stellte sich seinem Willen zu einer Demonstration der Widerstand seiner

Minister entgegen, so stieg sogleich sein nervöser Wunsch: Reden, Depeschen, Begegnungen, Einladungen, Ausladungen, Reisen setzte er trotzig rasch ins Werk, schon um seinen Handlangern zu beweisen: regis voluntas! Nur Eulenburg und Bülow kannten den Kniff den kaiserlichen Motor abzustellen. Leichter war es bei ihm, statt einer Handlung eine andere durchzusetzen, denn wirken, dauernd und sichtbar wirken wollte seine unersättliche Begierde, ihm galt es schließlich gleich, ob man an Krüger das Protektorat drahtete oder nur einen Glückwunsch. Dagegen ist es, wenigstens bis 1909 eigentlich nicht vorgekommen, daß man ihn zur Aktivität drängen mußte.

Damals, zwischen 04 und 05, war der Kaiser in einer jener Perioden der Depression, die den Zeiten gesteigerter Aufregung folgte und voraufging, während seine Diplomaten gerade jetzt auf alle Art die Franzosen zu demütigen suchten. Nach dem an prahlerischen Reden reichen Jahre 03 lag er im November unter dem Messer eines Chirurgen, der einen Polypen aus seiner Kehle entfernte; die Frage, ob er vom Vater und von der an derselben Krankheit soeben verstorbenen Mutter den Krebs ererbt hätte, drückte auf ihn, eine gewisse Schwermut ging durch das Wesen dieses immer gehetzten Menschen und schenkte seiner nervösen Natur heilsame Entspannung. In solchen Stimmungen scheut man vor Lärm und Drohungen, die Problematik des dauernden Handeln, die Fragwürdigkeit des steten Einsatzes treten deutlicher vor die Seele. Schon im Frühjahr 04 verbot er die Entsendung eines deutschen Schiffes nach Marokko und wurde ein Jahr später nur durch Bülows Andeutungen, man würde es in Frankreich als Schwäche auslegen – und auch so nur recht schwer für die Landung in Tanger gewonnen. Ja, er hielt, dicht vor der Abreise in Bremen eine seiner besten Reden, die zwischen hunderten ganz allein steht:

„Ich habe mir den Fahneneid geschworen, als ich zur Re-

gierung kam, nach der gewaltigen Zeit meines Großvaters, daß, was an mir liegt, die Bajonette und Kanonen zu ruhen hätten, nur scharf und tüchtig erhalten werden müßten, damit Neid und Scheelsucht von außen uns an dem Ausbau unseres Gartens und unseres schönen Hauses im Innern nicht störe. Ich habe mir gelobt, auf Grund meiner Erfahrungen aus der Geschichte, niemals nach einer öden Weltherrschaft zu streben. Denn was ist aus den großen sogenannten Weltreichen geworden? Alexander, Napoleon, all die großen Kriegshelden, im Blute haben sie geschwommen und unterjochte Völker zurückgelassen, die beim ersten Augenblick wieder aufgestanden sind und ihre Reiche zum Zerfall gebracht haben. Das Weltreich, das Ich mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß vor allem das neuerschaffene Deutsche Reich von allen Seiten das absoluteste Vertrauen als eines ruhigen, ehrlichen, friedlichen Nachbarn genießen soll, und daß, wenn man dereinst vielleicht vor einem deutschen Weltreich oder von einer Hohenzollern-Weltherrschaft in der Geschichte reden sollte, sie nicht auf Eroberungen begründet sein soll durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nation . . nach außen begrenzt, im Innern unbegrenzt . ."

Doch nach diesen schönen und verständigen Sätzen fährt er plötzlich fort:

„Die Flotte schwimmt und sie wird gebaut, . . der Geist ist derselbe, der die preußischen Offiziere bei Hohenfriedberg, bei Königgrätz und Sedan erfüllt hat, und mit jedem deutschen Kriegsschiff, das den Stapel verläßt, ist eine Gewähr mehr für den Frieden auf der Erde gegeben . . Die Aufgabe der Jugend ist . . sich der festen Überzeugung hingeben, daß unser Herrgott sich niemals eine so große Mühe für unser deutsches Vaterland gegeben hätte, wenn Er uns nicht noch Großes vorbehalten hätte. Wir sind das Salz der

Erde, aber wir müssen dessen auch würdig sein .. Dann möge über das deutsche Volk einst geschrieben werden, was an den Helmen meines Ersten Garderegimentes steht: Semper talis! Dann .. können wir stehen, die Hand am Schwertknopf, den Schild vor uns auf die Erde gestellt und sagen: Tamen! Komme was wolle!"

Ergreifender Zwiespalt! Der immer Herausfordernde will der Welt ein beruhigendes Wort sagen, acht Tage, bevor er sie zum ersten Male gegen seinen Willen herausfordern soll: so suggeriert er sich ein heimliches Kaiserreich der Seele und der Stille und ist als Redner stark genug, um sogleich die rechten Beispiele und das schöne Bild des Gartens zu finden. Er, der ein Leben lang alles nach außen tat, nach Innen nichts, kehrt dies Grundgefühl seines Herzens um, drei Minuten lang scheint Wilhelm der Zweite ein weiser, entsagender Gedankenfürst; sicher ist ihm in diesen drei Minuten sehr wohl zumute. Aber da schaut er um sich, entlang an der in Front zu ihm stehenden Versammlung von Uniformen, sprühenden Orden, strammen Rücken, Gelenken und Schnurrbärten, die Starrheit des Systems prallt gegen ihn an, automatisch schließt sich der Anschluß von Verlegenheit zur Schneidigkeit, von Mißtrauen in die eigene Wirkung zum Entschlusse sie zu verdoppeln, – und wieder rollen in Kaskaden Namen der Schlachten, Bilder der Schiffe, Devisen der Helme, und im aufgezogenen Uhrwerk muß auch der deutsche Gott erscheinen, sein besonderes landesväterliches Interesse für uns bekräftigen, denn wir sind das Salz der Erde. Schwertknopf, Schild, komme was wolle: ehe er sich's versieht, ist der Kaiser, der Andante begonnen, im alten Marschtempo bei seinem kriegerischen Hurra angelangt.

Auf der Höhe von Tanger, wo ihm von stürmischer Seefahrt und vor spanischen Anarchisten übel zumut ist, will er eine Stunde vor der Landung lieber abdrehen, hatte sich

bei fortgesetzter Weigerung in den letzten Tagen überhaupt nur durch die Suggestion, „kühne Tat“ und „historischer Einzug“ hinbringen lassen, und rief noch dem triefend vor ihm erscheinenden Kühlmann zu: „Ich lande nicht!“ Als er schließlich nach einer Probelandung seiner Adjutanten es doch riskiert, bringt ein nicht hoffähiger Gaul ihn vollends außer Fassung, obwohl Bülow drahtlich „ein garantiert ruhiges Pferd“ gefordert hatte. Die ganze burleske Lüge kolonialer Patronage wird deutlich, wenn man nun den Herrn eines Landes, das einem andern Lande eins aufs Prestige geben will, beim Onkel eines schwarzen Sultans opernhaft einziehen und ihn seiner vollen Souveränität versichern sieht, um die Macht des Konkurrenten über ihn zu schmälern.

Die Erfinder dieses Heldenstückes jubelten, denn als Delcassé in Paris darin die programmäßige Provokation sieht, ergreifen seine Kollegen den Vorwand, um sich seiner Autokratie zu entziehen und wecken durch Nachgiebigkeit die schon halbschlafenden Rachegeister Frankreichs aufs neue. Prestige, das Wort im Wappen Satans, gellt durch alle Pariser Blätter und Kehlen: wir sind von den Deutschen gedemütigt worden, Frankreichs versöhnlichere Stimmung, schon bis in die Schulbücher gedrungen, ist hin, gesteigerte Rüstungen folgen, und auf der Konferenz zur Regelung der Marokko-Fragen findet und schließt sich endgültig die Entente. „Es war bei uns“ – so urteilt Brandenburg – „eine kleinliche, teils von Verlegenheit, teils von Begehrlichkeit und Prestigerücksichten diktierte Politik, die wieder einmal das Große und Dauernde über dem Kleinen vergaß.“

Hier war es, in Algesiras, wo England zum erstenmal entschlossen mit Frankreich sich zusammentat, während Grey sich mit Cambon über Belgien verständigte, von hier aus wurde das Flottenrüsten Mittel- und Drehpunkt der aktiven Politik. In mehreren Novellen zur sogenannten Ver-

jüngung der Flotte, entrollte sich nun Tirpitz' heimlicher Plan vor den deutschen, doch leider auch vor den englischen Augen, nun wurde der Bauplan bis 1917 und 20 durchsichtig, die Unruhe mußte in England den Wunsch nach Abwehr erregen. Als Bülow jetzt bremsen wollte, war es zu spät.

Man darf ihn nicht einfach mit Unkenntnis des Laien entschuldigen: den Plan hat er bei seinem Eintritt vorgefunden und zehn Jahre später, auf der Höhe seiner Macht bekämpft. „Wenn wir bei unseren Flottenrüstungen den Nachdruck mehr auf die Defensive legten, fiele der Hauptgrund der Spannung mit England weg, vielleicht wäre es auch für unsere eigene Sicherheit besser." In diesem Grundgedanken empfahl er Unterseeboote und Küsten-Verteidigung und schrieb August 08 dem Kaiser: „Man muß den wachsenden Baum vor Sturm und Entwurzelung schützen. Geht der Flottenbau so weiter, so wird der Besuch des englischen Königspaares unwahrscheinlich"; auch schrieb er über die Gefahr des Dreifrontenkrieges. Weit ernster warnte Metternich aus London: lehnte man Verhandlungen über die Flotte mit England ab, dürfte er nicht mehr unverbindliche Gespräche führen, so wüchse die englische Kriegsgefahr.

Doch was nützten den Kaiser die Mittel der Defensive! Fest entschlossen nicht anzugreifen, wollte er doch in schimmernder Wehr vor seinen Blutsverwandten stehen, und wenn Tirpitz Schlachtschiffe baute, so blühte des Kaisers unkriegerisches Herz auf und er verachtete alle Warnungen vor dem mit jedem Schiff gesteigerten alldeutschen Spektakel, der nun auch das Bürgertum aufzuregen begann. Wir uns vorschreiben lassen, wieviel wir bauen dürfen? Hat England vielleicht unsere Schiffe bezahlt? Man spricht von Rüstung ad infinitum, von Wettrüsten? „Das ist absolut falsch und eine willkürliche englische Übertreibung", schreibt der Kaiser. „Unsere Gesetzgebung sieht für 1918 bis 20 eine Flotte von 40 Linienschiffen vor. Diese Zahl ist von Tirpitz

und mir als vollkommen hinreichend fixiert und vom Reichstag festgelegt worden durch Gesetz . . Es besteht weder bei ihm noch bei mir die allergeringste Absicht, über dieses . . Programm im Linienschiffsbau hinauszugehen . . Eine große Novelle 1912 oder später ist nicht beabsichtigt und besteht nur in der Phantasie der total verrückten Briten . . Von 1920 ab können wir uns unverbindlich mit ihnen über Bauten verständigen.“ So versichern galante Mädchen: nur noch dies Eine Abenteuer, dann werden wir ein für allemal moralisch werden!

Aber die majestätischen Zahlen waren Tirpitz zu klein, und bald wußte man drüben, daß er neue Pläne unter dem Barte trug. „Ein Paradegesetz – so urteilt Admiral von Pohl, Flottenchef im Kriege (Aufzeichnungen, S. 97) –, eine Paradeflotte, eine Prestigepolitik lag Tirpitz in erster Reihe; dabei sind die kleinen Kreuzer und die Torpedoboote mit Größe und Armierung zu kurz gekommen.“ Da nutzte es freilich nichts, wenn der Kaiser, Februar 08, dem Ersten Seelord in einem Briefe direkt seine friedlichen Absichten versicherte; es gab nur Lärm im Parlament, der Lord kam in Verlegenheiten, der König sprach sein Befremden über den Briefwechsel eines Monarchen mit einem Minister aus, Lord Roberts erklärte eine deutsche Invasion für möglich, und Metternich wird mitten im Sturm der Presse nicht müde, als Englands Lebenspflicht seine Überlegenheit zur See zu betonen. „Sie müssen sich eben an unsere Flotte gewöhnen“, erwidert der Kaiser, „und von Zeit zu Zeit müssen wir ihnen versichern, es sei nicht gegen sie.“

Um diese Zeit, Sommer 08, setzten sich zwei gescheite Juden zusammen und versuchten, ohne falsches Pathos und ohne echtes Pathos als zwei gewichtige Geschäftsleute die Sache in Ordnung zu bringen. Ballin und Cassel, unabhängige Vertraute ihrer Könige: der Engländer mehr Grandseigneur, der Deutsche mehr Emporkömmling, jener umgeben von der

Freiheit eines Landes, das noch vor kurzem einem Juden die Leitung des Staates übergeben, dieser im Kampf mit der Unfreiheit eines Landes, gegen dessen Rasseninsulte er fortgesetzt auf der Hut sein mußte; Cassel in einer ihm adäquaten, Ballin in der peinlichen Rolle eines Mannes, der etwas Fremdes, Unbequemes vertreten soll.

Cassel: „Die Sorge vor Deutschlands wachsender Flotte ist es, die uns der Entente zuführt. Wir werden Deutschland einmal anfragen müssen, wann es aufhören will, zu bauen."

Ballin: „Die Anfrage allein würde den Krieg bedeuten." Diese Corpsstudenten-Antwort war mit dem Kaiser vorher verabredet, Bülow spricht sie zugleich in einem Rundschreiben aus. Jetzt fällt es den Herren auch ein, was sie vor acht und zehn Jahren abgelehnt haben: „Die einfachste Lösung ist eine Entente oder Bündnis mit uns," schreibt der Kaiser, „dann sind wir aller Sorgen ledig. Hirnverbrannter Blödsinn, daß die Engländer an unseren Überfall glauben! So dämlich werden wir niemals sein! Das wäre ja Harakiri!"

Als Metternich, Juli 08, ganz im Sinn der plötzlichen Sehnsucht nach Bündnis nun um so offener die englischen Minister als Friedensfreunde darstellt, die nur eine gleichzeitige Verringerung der Flotte suchen, ist der Kaiser wütend und schreibt an den Rand: Versteckte Drohung! Nichts vorschreiben lassen! Botschafter hat seine Befugnisse überschritten! „Es muß ihm bedeutet werden, daß mir ein gutes Verhältnis mit England um den Preis des Aufbaues der Flotte nicht erwünscht ist. Das ist eine bodenlose Unverschämtheit, die eine schwere Insulte gegen das deutsche Volk und seinen Kaiser in sich schließt, die a limine vom Botschafter abgewiesen werden mußte . . Das Gesetz wird ins letzte Tüpfelchen ausgeführt, ob es den Briten paßt oder nicht, ist egal. Wollen sie den Krieg, so mögen sie ihn an-

fangen, wir fürchten ihn nicht! .. Ich muß mir ausbitten, daß der Botschafter in Zukunft dergleichen Expektorationen unbedingt abweise."

Nachdem der Kaiser den Reichstag „ordentlich hineingelegt hatte und die Hunde zahlen müssen", nimmt er nicht bloß vor der Welt, auch hier in verschwiegenen Marginalien die Pose des Evangelisten an: damit erfüllet werde, was im Gesetz steht. Bülow, der solchen Tadel an den Botschafter nur in sehr abgeschwächter Form weitergibt, ordnet jedenfalls eine hinhaltende Politik an mit der Begründung: Kaisers Befehl. Als es in diesen Wochen zum Klappen kommt, zieht sich beim Besuch des Königs Bülow, ohne gerade ein Löwe zu sein, in seine Höhle zurück, obwohl der König Harding mitbringt und Lloyd George gleichzeitig nach Berlin gehen läßt, um, trotz aller Drohungen, den Flottenbau noch einmal zu besprechen. Lloyd George brauchte eine Verständigung, um sein großes Finanzprogramm gegen den Grundbesitz von Flottenbauten zu entlasten, sonst sah das Kabinett schwere Kämpfe voraus und sie kamen. Man wollte vermitteln, man kam mit den egoistisch besten Absichten.

Friedrichshof, August 08: der König spricht mit seinem Neffen über die Sache gar nicht, Harding aber geht nach dem Diner direkt aufs Ziel. Im Laufe der Unterhaltung sagt Harding: „Wäre es nicht möglich, daß beide Länder zusammen ihre Rüstungen gleichmäßig einschränkten?"

Kaiser: „Nur nach unsern Bedürfnissen."

Harding: „Ein Abkommen sollte doch denkbar sein, wonach beide aufhören oder langsamer bauen."

Kaiser: „Das ist eine Frage der nationalen Ehre und Würde. Eher würden wir kämpfen!" Darauf bekommt Harding einen roten Kopf und den gleichfarbigen Adlerorden Erster Klasse.

Die Engländer kehren mit dem Gefühl nach Hause zurück,

hier ist nichts mehr zu machen; der Kaiser aber, in seinem Bericht an Bülow, von sich begeistert, erhält jetzt von diesem einen neuen Brief der Warnung, wonach mangelnde Verständigung die Kriegsgefahr erhöhe, ein englischer Krieg aber jetzt für uns übel enden könne. Erneut erklärt der Kaiser jede amtliche Anregung zur Einschränkung für einen feindlichen Akt.

Jetzt war der Augenblick für Bülow, abzugehen. September 08: warum hat sein erstaunliches Tastgefühl – einer seiner feinen Sinne – ihm nicht vorausgezeigt, was zwei Monate später geschehen und gegen ihn geschehen sollte? Als Warner und Prophet wäre er gegangen.

Jahresende spitzte sich's noch einmal zu. Metternich hatte mit einer in Botschaftsberichten seltenen Festigkeit des Tones gegen den Kaiser, der ihr Hauptleser war, auf Tirpitz' Theorie von Konkurrenz und englischem Neide geschrieben, „daß der Kardinalpunkt unserer Beziehungen zu England in dem Wachsen unserer Flotte liegt. Es mag dies nicht erfreulich für uns zu hören sein, ich sehe aber keinen Nutzen darin, die Wahrheit zu verschleiern und könnte dies auch nicht mit meiner Pflicht vereinbaren." Er warnt zu glauben, das englische Volk ließe sich durch neue Steuern oder Furcht in unsere Arme treiben; es werde im Gegenteil doppelt rüsten. Tirpitz erwidert: sie werden bald kein Geld mehr haben und dann nicht weiter bauen. Kurz darauf wurde Lloyd Georges Finanzplan angenommen und weitergebaut. Nun stellte Bülow an Tirpitz die Doktorfrage: „Kann das deutsche Volk einem englischen Angriff mit Ruhe entgegensehen?"

Der Admiral schwieg zwei Wochen lang. Dann schrieb er Nein und empfahl Ausbau der Flotte, um England davon abzuschrecken. Bülow erwiderte, das sei keine Antwort, wir sollten lieber die Küste verteidigen, jährlich höchstens drei Schlachtschiffe vom Stapel lassen. Tirpitz stellte für diesen

Fall seinen Abschied in Aussicht: er konnte es wagen, aus ihm sprach ja der Kaiser. Bülow, der wegen zweier Worte im Vertrage von Björkö Entlassung angeboten, konnte ein gleiches jetzt nicht wagen, weil hier der empfindliche Punkt des Kaisers touchiert war. Auch Brandenburg urteilt abschließend, „daß die persönliche Empfindung des Kaisers, in einem solchen Zugeständnis liege eine Demütigung für Deutschland . ., maßgebend gewesen ist".

Zwischen einen spornenden Admiral, einen warnenden Botschafter, einem zu leise mahnenden Kanzler gestellt, völlig frei, mit seinem Votum die Lebensfrage zu entscheiden, konnte der Kaiser nicht anders, als seinen tiefsten Instinkten und Gefühlen folgen.

Es waren die des verletzten Jugendstolzes.

XII

„Ich bin mir wohlbewußt, daß die Könige von Preußen nicht das hätten leisten können, was sie in der Geschichte geleistet haben, wenn sie nicht ein solches Volk hinter sich gehabt hätten, daß ihnen die Offiziere und Soldaten, die Beamten aller Klassen in einer Vortrefflichkeit geliefert hat, wie es ein anderes Volk kaum aufweist." Trotz der Entstellung dieses Gedankens durch den Begriff des „Lieferns" ist doch hier einmal der Untertan mit dem Prädikate Volk bedacht. Es geschah am Geburtstage 01. Zwei Monate später warf ein junger Mann in Bremen ein Eisenstück nach dem Kaiser, das ihm einen leichten Riß im Gesicht beibrachte. Untersuchung: völlige Unzurechnungsfähigkeit des Täters. Trotzdem tiefer Eindruck, schwere Depressionen, Vorgefühl der immer gefürchteten Revolte. Nächste Rede, zwei Wochen später:

„Mein Alexander-Regiment ist berufen, gewissermaßen als Leibwache Tag und Nacht bereit zu sein, um für den König

und sein Haus, wenn es gilt, Leben und Blut in die Schanze zu schlagen. Und wenn die Stadt Berlin noch einmal wie im Jahre 48 sich frech und unbotmäßig gegen den König erheben würde, dann seid ihr, Grenadiere, dazu berufen, mit der Spitze eurer Bajonette die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben!“

Im nächsten Jahr übernahm der „Vorwärts“ Enthüllungen über „Krupp in Capri“, in denen dessen längst bekannte perverse Anlagen im einzelnen bewiesen wurden. Krupp ist gerade bei der Kieler Woche mit dem Kaiser, man wartet, ob er klagen wird. Er bringt sich um. Der Kaiser beim Begräbnis: „Ich halte meinen Schild über ihn . . kerndeutscher Mann . . Ehre angegriffen. Wer war es, der diese Schandtat an unserm Freunde beging? Männer, die bisher als Deutsche gegolten haben, jetzt aber dieses Namens unwürdig sind, hervorgegangen aus der Klasse der deutschen Arbeiter, die Krupp so unendlich viel zu verdanken haben.“ Obwohl die Arbeiter diese Meinung nicht teilten, erwirkte man eine Huldigungsdepesche, gegen deren Entstehung sie sich nachher öffentlich wandten. Krupps Witwe aber ließ ihre Klage fallen, der Staatsanwalt stellte das Verfahren ein.

Bei den nächsten Wahlen verloren die Sozialisten viele Sitze, bei den dann folgenden gewannen sie doppelt so viel und zogen in der Zahl von 110 als stärkste Partei in den Reichstag ein. Was dachte dabei der Kaiser? Im Januar 08 kam es wirklich zu Unruhen in der Hauptstadt. Der Kaiser zog 150 Schutzleute ins Schloß und sagte schneidig zu seinem Adjutanten: „Hätte ich am Sonntag von solcher Unordnung erfahren, so hätte ich das Alexander-Regiment alarmiert und selber die Straßen gesäubert!“ Worauf ein Hofmann dem entsetzten Andern erklärt: „Das ist gar nicht so gemeint, der Kaiser sagt das nur so, aber er tut es nachher doch nicht“ (Z. 187). Als dann aber 30 Verletzte gemeldet werden, sagt der Kaiser: „Ich bin durchaus zufrieden mit

der Haltung der Polizei. Aber das nächste Mal sollen sie nicht mit der flachen, sondern mit der scharfen Klinge zuhauen!" (Z. 185.)

Aus diesen beiden Äußerungen kann man auf die Haltung des Kaisers inmitten einer Revolution vorausschließen: schneidige Befehle, doch kein Schritt aus dem Schlosse, wo bewaffnete Macht zusammengezogen wird; Wunsch und Befehl bei den Straßenkämpfen mehr Blut zu sehen – vom Schloß aus, versteht sich –, um wenigstens das Ende seiner Regierung darein zu tauchen, nachdem er es am Anfang verabscheut hatte. Was aber wäre beim Versagen der Leibwache geschehen? –

Auch die Bundesfürsten hat er nicht anders als eine großartige Leibwache betrachtet, „denn pariert muß werden", das hatte schon der Prinz in jenem Brief an Bismarck den Fürsten als Richtschnur gesetzt. In Wahrheit bildeten sie eine Fronde gegen ihn, unsichtbar, doch keineswegs schwächer als die Sozialisten. Es war der älteste von ihnen, der die Gefahren seines Wesens zuerst erkannte. Schon Dezember 88 sagte mit der ganzen Vorsicht eines Duodez-Fürsten der Herr von Lippe-Detmold: „Der Kaiser hat fast despotische Neigungen und doch wieder sehr liberale Tendenzen, unglaubliches Gedächtnis und schnelle Auffassung. Man darf daher keine unüberlegten Äußerungen vor ihm tun, sie haften und können ungeahnte Folgen haben, denn er neigt zur Übereilung."

Als er dann im Jahre 91 in das Goldene Buch von München schrieb: „Regis voluntas suprema lex", erhob sich das erste Murren; man stritt nur, ob diese Herausforderung auf seine eigene Person oder auf die beiden verrückten Bayern-Könige ging. Bald darauf drahtete er in einer Baufrage an Eulenburg, seinen Gesandten, offen: „Lassen Sie sich durch das Geschrei der dämlichen bayerschen Treue nicht irremachen, die auf jeden Blödsinn hereinfällt . . Ich habe weid-

lich über die unglaubliche Torheit der guten Bayern gelacht!" Erschreckt bittet Eulenburg untertänigst, er möge das nächste Mal solche Dinge chiffrieren.

Das Bundesheer, das unter des Kaisers Befehl stand, mußte zur Quelle der Eifersucht werden. Um das Kommando in Stuttgart hatte sich der gute König von Württemberg, dem Kaiser nur an Namen gleichend, bei einem Manöver Herbst 94 so heftig gezankt, daß er plötzlich abreiste. Ähnlich ging es in Bayern zu, und als infolge ständiger Hervorkehrung des preußischen Primates ein deutscher Konsul bei einem Empfang des Prinzen Heinrich in Moskau vom „König und seinem Gefolge" sprach, rief der bayrische Thronfolger sogleich von der Moskauer Tafel in die Welt hinaus, die deutschen Bundesfürsten sind keine Vasallen.

So faßten die „alten Onkels" das Parieren auf.

Der kleinste Staat hatte den größten Ärger. Als Sommer 98 der neue Grafregent von Lippe-Detmold den Seinigen den Titel Erlaucht und den Ehrengruß des Militärs zusprach, ließ das der Kaiser brüsk verbieten. Auf eine höfliche „Bitte und Vorstellung", in die er seine Beschwerde gegen das Generalkommando kleidete, empfing der Regent diese Depesche: „Ihren Brief erhalten. Anordnungen des Generalkommandos geschehen mit meinem Einverständnis . . Dem Regenten, was dem Regenten zukommt, weiter nichts. Im übrigen will ich mir den Ton, in welchem Sie an mich zu schreiben für gut befunden haben, ein für allemal verbeten haben."

Darauf erhob sich der kleinste Regent gegen den größten in deutschen Landen und legte in männlicher Form durch Zirkularnote an alle deutschen Fürsten Verwahrung ein. In allen zwanzig Hauptstädten war die Erregung weit größer, als sie das Standesgefühl der Fürsten laut werden ließ, überall Schrecken: dieser impertinente Ton konnte ja morgen auch einen der Könige treffen! Einspruch im kleinen Landtage, Beratung im Bundesrat, Reichsgericht. Der Kaiser

hatte der Regentschaft durch den Sohn des Fürsten bald auch die Anerkennung verweigert, Vereidigung der Truppen verboten. Aufgebot höfischer Staatsrechtslehrer, die umständlich bewiesen, daß Recht Unrecht sei, bis sie den Prozeß dennoch verloren und der Kaiser zum erstenmal, wenn auch nur durch deutsche Fürsten, der Bezwungene war.

XIII

Sein nervöser Charakter, wie wir ihn in der Mitte seines Lebens und unserer Darstellung nun ausbreiten, ist privatim schon vor Jahrzehnten, nach seinem Ausscheiden auch öffentlich von Psychiatern geprüft worden, vaterländische Männer haben im Jahre 19 die Geisteskrankheit des Kaisers zu beweisen gesucht, um dem Feinde seine Schuldlosigkeit am Kriege zu bekräftigen. Da es sich bei diesem völlig unkriegerischen Fürsten um Vorsatz niemals, nur um Fahrlässigkeit handeln konnte, so war diese Debatte überflüssig; sie ist es heut erst recht. Wilhelm den Zweiten als Bürger in irgendeinem Strafprozeß, würde kein sachverständiger Arzt als unzurechnungsfähig bezeichnen. Freilich sind begabte und komplizierte Charaktere wie dieser niemals normal, liegen immer im Grenzgebiet, und wenn es den Psychiater reizt, den Fall als den eines Neurotikers zu beschreiben, so sucht der Psychologe diese Flucht ins Kranke gerade zu vermeiden und die Erscheinung natürlich und einfach zu erklären, wie sie Vererbung und Milieu, Mangel an Hemmnissen und an Widerspruch entwickeln mußten.

Wichtig sind nur die frühen Zweifel an seiner Normalität. Vom zweiunddreißigjährigen schreibt Waldersee: „Ganz offen soll vielfach besonders bei Ärzten die Frage besprochen werden, ob, vielleicht im Zusammenhang mit dem Ohrenleiden, sich langsam eine geistige Störung entwickelt“ (W. 2, 228). Vom Siebenunddreißigjährigen: „Seit der Nordlandsreise ist

Nach dem Gemälde von P. A. László

das alte Ohrenleiden wieder aufgetreten, was ihn sehr deprimiert. In dieser Stimmung haben seine Nerven wiederholt versagt . . Sollten jetzt große politische Enttäuschungen hinzutreten, was immerhin möglich ist, so wäre der Zusammenbruch da" (W. 2, 374). Über den Vierundvierzigjährigen berichtet der Leibarzt Leuthold, „man müsse bald einmal einen Badeaufenthalt mit strengem Regime zu Hilfe nehmen," Eulenburg aber, als Begleiter auf der Nordlandreise, warnt Bülow und will ihn „auf die langsame Veränderung in dem geistigen und seelischen Zustand unseres lieben Herrn hinweisen . . Es wird mir schwer, Dir diese Beobachtung mitzuteilen, aber Du verstehst den Sinn meines Briefes . . Auch würde die Krise keineswegs – wie so viele fürchten – oder hoffen – in der Form einer geistigen Störung erfolgen. Sie würde in der Form eines Zusammenbruches der Nerven . . eintreten."

Wenn so kluge und intime Begleiter über zwölf Jahre weg in den schlimmsten Zeiten nur Zusammenbrüche befürchten, so fragt man zur Entscheidung der pathologischen Kernfrage nach dem Verhalten in den stärksten Krisen. Weder der Anfang noch das Ende des Krieges haben den Kaiser auch nur momentan geistig gestört; nach allem, was geschah, schreitet er jetzt rüstig, gesund und unverändert auf die Siebzig zu.

Die Gaben des nervösen Charakters hat er entschieden; zwei seiner besten Kenner und Kritiker, die lange in seiner Nähe lebten, ohne Hofleute zu werden, nennen ihn noch heute hochbegabt. In der Tat hat er von der englischen Seite Verstand und Geschick in einem Grade übernommen, wie ihn die Hohenzollern seit einem Jahrhundert kaum aufweisen. Sonst aber war die Auswahl der zu vererbenden Eigenschaften unglücklich, von den beiden wahrhaft vornehmen Großvätern hat er nichts, dagegen auch von beiden Eltern nur ihre Schwächen mitbekommen: Friedrichs Pose und Eitelkeit, Viktorias Ehrsucht und Trotz, alles verschmol-

zen zu der immer wachen Unsicherheit eines leicht entstellten Menschen vor den Blicken der Welt. Alle cäsarischen Züge haben in diesem verlegenen Willen zur Schneidigkeit ihren ersten Anstoß; freilich sind sie später mit steigender Macht von selber gewachsen.

Die Raschheit seines labilen Charakters ließ aus seinem begabten Kopfe Einfälle entspringen, die durch Geschmack und Kombination frappierten. Da ist zunächst die Prägnanz des geborenen Volksredners: „Der Dreizack des Neptun gehört in unsere Faust“: das vergißt niemand. Zur Eröffnung eines Technikums: „Mathematik und Naturwissenschaften haben die Wege gewiesen, auf denen der Mensch in Gottes gewaltige Werkstatt immer tiefer einzudringen vermag“. Zur Einweihung einer Marineschule: „Denken Sie bei der Arbeit daran, daß sie nicht nur eine Ansammlung von Wissen bedeutet, sondern auch Ausdruck von Pflichtgefühl und Energie .. Auf den Charakter kommt es in erster Linie an“. Oder anmutige Wendungen, wie nach einem Geburtstag an die Großmutter: „Wie wunderlich muß es Dir erscheinen, daß das winzige Wesen, das Du so oft in Deinen Armen hieltest und das der Großpapa in seiner Serviette schwang, jetzt die Vierzig erreicht hat, die Hälfte Deines segensreichen Lebens .. Hoffentlich bist Du mit Deinem sonderbaren und temperamentvollen Kollegen nicht unzufrieden“ (Lee 740). Mit wieviel zarter Ironie wird in diesen Sätzen mitten in Konflikten der Königin ein Lächeln abgezwungen!

Da er wie ein Kalif gern schenkt, findet er für Orden und Titel in bestimmter Lage Nuancen heraus, die nicht nur die Beschenkten entzücken. Dem alten Menzel in Sanssouci sein Flötenkonzert darzustellen; dem neunzigjährigen Moltke die siegreichen Fahnen als Ehrung zum Geburtstag in sein Haus zu schicken: kleine Einfälle von großem Charme. Sie werden auch politisch. Bei Carnots Ermordung begnadigt er zwei wegen Spionage eingesperrte, französische Offiziere

und schickt sie in die Heimat, um dem Lande sein Mitgefühl zu zeigen. Er tritt gegen das Duell auf und erzwingt großen Rückgang dieser Unsitte unter den Offizieren, im Jahre 07 sucht er sogar die Strafen wegen Majestäts-Beleidigung zu mildern.

Wenn in solchen Fällen Instinkt und Verstand auch gegen die Ratgeber gut arbeiteten, warum nicht öfter? Gaben und Einsichten hätten diesen Fürsten in der Tat zu einem trefflichen machen können, wären sie nicht ständig von Wünschen und Ressentiments, von Furcht und Affektation durchkreuzt worden. Eine Analyse dieser gefährlichen Triebe ist niemand früher und besser gelungen als Waldersee, der als Chef des Generalstabes schon Sommer 90 über den Dreißigjährigen resümiert:

„Der Kaiser hat noch auf keinem Gebiet eine eigentliche Ansicht und weiß nicht, wo er hinaus will; er ist von leidlich geschickten Leuten leicht zu beeinflussen und macht die überraschendsten Sprünge nach allen Seiten. Ein Gedanke bestimmt alle seine Handlungen: das Interesse für seine persönliche Stellung, der Wunsch populär zu sein. Dazu tritt die Sorge für persönliche Sicherheit und eine schnellzunehmende Eitelkeit. Ich habe den Kaiser Friedrich für einen sehr eiteln Herrn gehalten, der sich gern drapierte und posierte, der jetzige Herrscher übertrifft ihn aber bei weitem. Er hascht geradezu nach Ovationen und hat nichts lieber als Hurra brüllende Volksmassen. Da er von den eigenen Fähigkeiten sehr eingenommen ist, was leider auf Täuschung beruht, so empfindet er Schmeicheleien sehr angenehm. Gern spielt er den Mäzen und wirft mit dem Gelde um sich, ohne sich die geringsten Sorgen zu machen. Alldas hat sich so schnell entwickelt, daß ich von einem Staunen ins andere geriet . . Er besitzt eine bezaubernde Liebenswürdigkeit und gewinnt die Herzen überall, wo er hinkommt und nicht lange bleibt“ (W. 2, 137).

Hier sind die sichtbarsten Züge schon aufgeführt: Schneid, Eitelkeit, Cäsarentum, Labilität, Charme, Verschwendung. Von seiner furchtsamen Schneidigkeit, zu der ihn sein Gebrechen am frühesten hinleitete, stammen alle äußerlich antipathischen Erscheinungen. „Er konnte nicht vertragen, daß ihm jemand fest ins Auge sah" (Al. 359), lachte gern laut und etwas schrill und sprach in Gesellschaft mit peinlich schnarrendem Tone. Während er immer versuchte, die Franzosen zu versöhnen, ließ er sich für die Pariser Botschaft als Garde du Corps mit schwarzem Küraß und Purpurmantel malen, gestützt auf einen Feldherrnstab, so daß Waldersee sagte, über dies Bild dürfe man erst in zwanzig Jahren urteilen: hat er dann große Taten verrichtet, so ist es ein ausgezeichnetes Bild, ist es anders gekommen, so wirkt es einfach lächerlich." Gallifet aber stand davor und sagte zum Botschafter: „Pour vous dire la verité, ce portrait là, c'est une déclaration de guerre!" (Eck. 1, 240).

Die kriegerische Wirkung solcher Pose wurde zuerst in Rußland deutlich, wo man des Kaisers Äußerungen anfangs noch als politischen Ernst bewertete. „In Rußland wird tatsächlich weiter gerüstet," schreibt Waldersee 92, „weil man dort an unsere Angriffspläne glaubt. Leider haben sorgfältige Ermittlungen ergeben, daß an dieser Auffassung wahrscheinlich . . unser Kaiser die Schuld trägt. Er hat sich nämlich wiederholt in höchst unvorsichtiger Weise antirussisch geäußert, z. B., wie er die Russen schlagen wolle . . Ich zweifle nicht, daß derartige Bemerkungen noch viel öfter im Familienkreise gemacht werden und von dort weiter an die Öffentlichkeit gelangen . . Nach meiner Überzeugung liegt die Sache noch obendrein so, daß alle diese Worte und Reden einem Furchtgefühl entstammen, wie ein Kind deshalb schreit, um sich Mut zu machen . . Da der Monarch dies aber unter keinen Umständen merken lassen will, entwickelt er Eigenwillen und Härte in kleinen Dingen und redet sich

Kaiser und Kaiserin in Jerusalem

damit selbst vor, er sei ein sehr energischer Mann" (W. 230f.).

Aus Furcht und Eitelkeit schwoll in ihm jenes Cäsarentum, dessen Sturzwasser in alle Kanäle der Regierung drangen, um sie zu überschwemmen. „Er läßt", schreibt Waldersee schon 91, „niemand mehr zu Worte kommen, spricht die eigenen Ansichten mit großer Sicherheit aus und wünscht anscheinend keinen Widerspruch." In diesen Jahren sagt der Kaiser öffentlich: „Es gibt nur Einen Herrn im Lande und der bin Ich." Zwei Jahre später heißt es schon: „Ich bringe diese Militärvorlage durch, koste es was es wolle . . Ich jage den halbverrückten Reichstag zum Teufel, wenn er mir Opposition macht!" (W. 2, 274). Ebenso denkt er über die Rechte der Bundesstaaten, befiehlt im Jahre 95, welche Eskorte und wo sie ihn im unabhängigen Freistaat Hamburg empfangen soll, der ihn als Gast aufnimmt. Vier Jahre später ist die Verblendung bis zu diesem Punkte gestiegen: „Wie großmütig und gnädig!" schreibt er an einen Bericht aus Petersburg. „So ungefähr muß Nikolaus zu Friedrich Wilhelm IV. geredet haben. Das ist aber unter mir verflucht anders! Bitte!! Die Hacken zusammen und stramm stehen, Herr Murawiew, wenn er mit dem Deutschen Kaiser spricht!" (A. 14, 554).

Doch das ist noch kein Höhepunkt, „das Autokratische in der Persönlichkeit des Kaisers nimmt zu", schreibt Zedlitz im Jahre 06. Als er von einer Lustfahrt nach Palästina heimkehrte, ließ er sich zwischen beflaggten Häusern bei seinem Einzug in Berlin wie nach einem siegreichen Kriege beglückwünschen. Eine Medaille zur Einweihung der neuen Wittenberger Kirche muß sein Bildnis tragen statt Martin Luthers. Als der Leibarzt ihn über seinen „kleinen Schnupfen" trösten will, richtet sich der Kaiser plötzlich auf, sieht ihn ernst an und sagt: „Ein großer Schnupfen! Bei mir ist alles groß" (Z. 174). Hier enthüllt die Mischung von Scherz

und Ernst mehr, als er preisgeben möchte. Ein Vorschlag des Staatsministeriums, bei Geburt des ersten Enkels eine Amnestie zu erlassen, geht mit dem Vermerk zurück: „Das Ministerium hat zu warten, bis der Souverän ihm seine Anregungen zugehen läßt." Als Wißmann aus Afrika heimkehrt, im Beginn seines Vortrages die ritterliche Wendung braucht, „den schnellen Erfolg habe ich in erster Linie der Tüchtigkeit meiner Offiziere zu danken," unterbricht der Kaiser: „Das sind Meine Offiziere!" und läßt ihn stehn.

Wo aber nimmt man in modernen Zeiten als Halbgott die Embleme der Gottheit her? Alexander konnte sich noch zum Sohne Jupiters erklären, aber Napoleon sagte, jedes Fischweib würde ihn bei solchem Versuch auslachen. Und kurz, wie wird man als Kaiser Feldmarschall? Verfrüht ernennt er seine beiden Vordermänner, den einen nach einem ungünstigen Manöver, zu General-Obersten mit dem Range des Feldmarschalls, den Moltke weder nach Königgrätz noch nach Sedan errungen hatte. Als er sich zur Centenarfeier selber zum Generaladjutanten macht, gibt er an, Wilhelm der Erste habe ihn als Traumerscheinung dazu ernannt (Gesandter von Jagemann, Aus 75 Jahren); begründet also eine sinnlose Beförderung mit mystischen Gesichten, um sich gewisse Schnüre anzuhängen.

Dann legt er selber, Mai 1900, die Abzeichen des Feldmarschalls an, nachdem er den beiden ältesten Generalen befehlen ließ, ihn darum zu bitten. Mit dieser Würde glaubt er aber auch die Einsichten des Feldherrn vollends empfangen zu haben, denn bei den Manövern sagt er bald: „Ich brauche keinen Generalstab, ich mache alles allein mit meinen Flügeladjutanten." So kommt es zu Eingriffen in die Leitung der Manöver, „Schlieffens Gehilfen waren außer sich, mußten sich aber darein finden und geduldig zuhören, wenn der Kaiser im größten Kreise über den Generalstab harte Urteile fällte" (W. 3, 225).

Eine andere Form dieses Cäsarentums ist Roheit gegen Freunde, Gäste, Vertraute, wie sie Zedlitz jahrelang beobachtet hat: Der Kaiser zieht einen alten Major am Ohre und gibt ihm einen Schlag in den Nacken, daß er taumelt. Auf der Fahrt nach dem Schießplatz empfängt er den Kriegsminister und den Chef des Militär-Kabinetts mit den Worten: „Ihr alten Esel glaubt, ihr wißt alles besser, weil ihr älter seid als ich!“ (Z. 68). Auch Damen, die Fürstin Fürstenberg in Donaueschingen, die Fürstin Leiningen im Straßburger Statthalter-Palais wurden „herangewinkt, um dann von S. M. zu Tische geführt zu werden . . Der Großfürst Wladimir erhielt mit dem Marschallstab einen Schlag über den Rücken, daß es knallte, natürlich galt das als Spaß“ (Z. 69).

Auf einer schlesischen Jagd im Herbst 04 drückte er den Obersten von B. längere Zeit in den Schnee „und rieb ihn dann zur Freude aller Umstehenden mit Schnee ein, so wie ein stärkerer Schuljunge einen schwächeren behandelt. Die ganze Jagdgesellschaft und Hunderte von Treibern waren Zuschauer. Noch schlimmer erging es dem Grafen Roger Seherr-Dobran. Man bedenke, er ist preußischer Kammerherr, Mitglied des Herrenhauses, hat zwei Söhne als Offiziere bei den Leibgardehusaren, ist 53 Jahre und hat durch seine großen Besitzungen eine sehr angesehene Stellung in Schlesien. Bei der ersten Begrüßung sagte ihm der Kaiser ganz laut: „Was, Sie altes Schwein sind hier auch eingeladen?“ Die Herumstehenden, ja sogar die Damen konnten diese Anrede ganz deutlich hören. Der Graf war natürlich innerlich empört und sprach sich auch seinen näheren Bekannten gegenüber so aus“ (Z. 91), anstatt den Kaiser vor aller Welt, auf der Stelle zurechtzuweisen.

Oder er macht den Cäsar als Familienhaupt, erzählt „sehr komisch,“ wie der Großherzog von Weimar sich am Abend vor seiner Hochzeit dienstlich bei ihm gemeldet und erklärt habe, er könnte nicht heiraten, die Braut habe ihn beleidigt.

Kaiser: „Wenn ich, der Deutsche Kaiser . . zu Deiner Hochzeit herkomme, . . dann kannst Du am Abend vorher nicht erklären, Du wolltest nicht heiraten. Du hast mir in Deinem Fahneneide Treue gelobt, und ich befehle Dir, daß Du morgen heiratest.“ Nach diesem Mißbrauch des Eides überredet er auch die Braut, wartet aber beim Umziehen in ihrem Vorzimmer, um sie dann selbst in den Wagen zu bringen, damit sie nicht entwischt (Z. 113). Aus der Ehe-Hölle, der beide Gatten noch am Tage vorher entfliehen wollten, wurde die Frau nach zwei Jahren durch den Tod befreit.

Cäsarisch war die Führung der Kunst durch den Kaiser gedacht, worüber schon damals am meisten gespottet wurde, heut aber um so weniger zu erzählen ist, weil dies das einzige Gebiet blieb, auf dem seine Torheiten im Grunde niemand geschadet haben: Kunst und Dichtung wurden durch den Widerspruch mit dem Herrscher eher beflügelt, und hier hat er uns überdies seine amüsantesten Aphorismen geschenkt, z. B. das kritische Wort zu Tschudi über Leistikow: „Ich kenne den Grunewald, ich bin selbst Jäger.“ Der einzige Deutsche, der in der Kunst- und trotzdem auch in der Hofgeschichte Wilhelms des Zweiten lebt, Menzel hat den Schwarzen Adler-Orden nur einer gelegentlichen Stoffwahl trotz seiner Meisterschaft zu danken. Der naive Unsinn aber, der vom Kaiser über die Kunst gesprochen, befohlen, enthüllt und inszeniert wurde, verblaßt hinter den schweren Folgen seines cäsarischen Wirkens auf politischem Gebiete.

Mit dem Cäsaren- fällt das Gottesgnaden-Gefühl nicht zusammen, sie gehen parallel. Jenes entstammte seiner Verlegenheit, dieses dem Glauben, jenes war eine Stimmung, dies ein Grundsatz und darum echter. Wenn er dem Zaren im Jahre 05 drahtet: „Wir haben uns die Hände gereicht und vor Gott gelobt, der unsere Gelübde gehört hat, deshalb glaube ich, daß der Vertrag gute Wirkung haben wird,“ so fühlt sein Sinn ernsthaft den Bund zweier von Gott be-

gnadeter Fürsten, und es ist nur die spöttische Rückseite desselben Gefühls, wenn er im nächsten Jahre „den Gedanken an einen aufgeblasenen Aide de Camps von unserm Kollegen, dem Holzfäller Fallières an Deiner Seite furchtbar komisch“ findet.

Vor Eröffnung des Nordsee-Kanals streiten Lloyd und Hapag um das Fürstenschiff, Ballin wünscht wenigstens einen Teil der deutschen Fürsten auf seinem Schiff zu beherbergen. „Das ist unmöglich, sagt der Kaiser, solche Herren kann man nicht mit andern Menschen zusammenbringen, sie müssen unter sich bleiben“ (W. 2, 343). Das glaubt er wirklich, obwohl es auch sachlich falsch ist. Es ist dasselbe Gefühl, das ihn gegen Richard II. auf der Bühne ahnungsvoll skeptisch macht – den einzigen König, dessen Schicksal das seinige sich nähern wird – und das ihn eine englische Darstellung von der Überlegenheit der Könige über Parlamentarier mit dem Vermerk zirkulieren läßt: „Mögen sich meine Ministres das Wort des alten Homer: Einer sei der Herr, Einer sei König! ad notam nehmen und den Schluß obigen articuli sich ordentlich einprägen!“ Auch diese Gefühlswege führen zum selben Punkte: Auf einen Botschaftsbericht, in dem es heißt, niemand könne für Jahre in die Zukunft schauen, schreibt er: „Die Gabe kommt vor! Bei Souveränen öfters, bei Staatsmännern selten, bei Diplomaten fast nie.“

Dasselbe Motiv, auf seine Vorfahren übertragen, wird dreißig Jahre lang von ihm variiert, um die Größe seines Wesens aus einer genialen Ahnentafel herzuleiten; dafür zeugt die Siegesallee im Tiergarten, deren Marmor sich dann im Schauspielhaus bewegte, und unter deren Nebenfiguren im Rücken fataler Serenissimi Kant und Bach stehen. Wenn der Kaiser in seinen ersten Reden gern den Großen Friedrich zitierte, so stieß er bald auf Widersprüche mit seiner eigenen Welt und zog sich lieber auf seine Nächsten zurück. So hat

er die noble und bescheidene Gestalt des Großvaters im Volksgefühl zum Großen Heldenkaiser umzutaufen versucht und von tüchtigen Ratgebern gesprochen, „die die Ehre hatten, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber alle Handlanger seines erhabenen Willens waren." Ein Schriftstück, in dem Bismarck als Gründer des Reiches bezeichnet wurde, kam mit dem köstlichen Vermerk zurück: „Das ist Großpapa gewesen!" (Hammann, Um den Kaiser 80).

Gott, sagt er in einem Brief an Hollmann über sein Christentum, offenbart sich gelegentlich in großen Naturen, „Hammurabi, Moses, Abraham, Homer, Karl der Große, Luther, Shakespeare, Goethe, Kant, Kaiser Wilhelm der Große," und er fügte dieser Knabenliste als Erklärung in voller Treuherzigkeit den Satz an: „Wie oft hat mein Großvater ausdrücklich betont, er sei ein Instrument nur in des Herren Hand!" So scheint er denn entschlossen, ihn auch nach oben zu erhöhen, denn, sagt er in einer Rede, „wenn der Hohe Herr im Mittelalter gelebt hätte, er wäre heilig gesprochen und Pilgerzüge aus allen Ländern wären gekommen, um an seinen Gebeinen Gebete zu verrichten." Auch der arme Vater, der als Kronprinz nie selber einen Sieg errungen und dem als König gar keine Zeit gegeben war sich hervorzutun, mußte an die Vergoldung glauben: „Als das Morgenrot des neuen Deutschen Reiches strahlend emporstieg, da durfte er als gereifter Mann die Träume seiner Jugend verwirklichen. Das Deutsche Schwert in der Faust, gewann der Sohn auf blutiger Wahlstatt seinem Vater die Deutsche Kaiserkrone! Seinem Hammerschlag ist es zu danken, daß des Kaisers Rüstung fest geschmiedet war." Ja, auf dem Umweg über Gottes Fürsten wird sogar das Volk der Untertanen auserwählt, in einer Provokanz, die er einem andern Volke immer übelnahm: „So hat der Weltschöpfer das Volk im Auge behalten, das er sich auserwählt hatte, um endlich der Welt den Frieden zu geben . . Daß

Gott sich einen Märker ausgesucht, das muß etwas Besonderes bedeuten."

Hier ist der logische Ursprung des Deutschen Gottes.

XIV

Deutlicher als in diesen halbgedanklichen Erscheinungen tritt der nervöse Charakter in sensuellen Formen hervor. Das ganze Gebiet des Willens war labil; man fragt sich nach den Hintergründen.

Der einzige ernste Zeuge für eine stark entwickelte Sexualität des Kaisers ist Bismarck; doch weder er noch andere, den Hofklatsch überragende Zeugen deuten auf Wege, die außerhalb seiner früh geschlossenen Ehe liegen. Herbert Bismarck erklärte es in den ersten Jahren sogar für nötig, „daß man eine Mätresse für den Kaiser aussuchen müsse, denn alsdann ließe sich am leichtesten regieren" (E. 247). Beim Ersten Garderegiment „war verboten, in Gegenwart des Prinzen Zoten zu erzählen, bei den Gardehusaren war dieser Befehl unterlassen, und der für jeden Scherz aufgelegte junge Herr blies in das plötzlich erklingende Horn so lustig überrascht, daß er es wohl sein Leben lang blasen wird, und doch hat dieser Klang nichts zu bedeuten" (E. 220).

Daß diese Worte von Eulenburg stammen, macht sie doppelt wichtig. Da der Kaiser trotz des immer steigenden Gefühls der Allmacht, trotz Temperamentes, Sucht nach Abwechslung und trotz der Kühle gegen seine Frau sich niemals Frauen zu Geliebten, dagegen wiederholt effeminierte Männer zu Freunden gesucht hat, so bleibt für das zweifellose Fehlen jeder perversen Handlung nur eine Erklärung, und diese stammt eben aus dem alten Unruhpunkte seines Wesens: Schwächen zu verbergen. Auch der Kreis jener Männer um Eulenburg bestand aus kinderreichen Vätern und war doch nicht normal; war der Kaiser ihnen

nicht psychisch verwandt, warum umgab er sich dann mit solchen Naturen? Sein steter Wunsch nach Schneid und Männlichkeit schützte ihn vor jeder erotischen Akzentuierung seiner ins Frauenhafte reichenden, sprunghaft-geschwätzigen Natur, die Ringe, Armbänder, Orden und jeden Schmuck suchte; unbewußt bekämpfte er in sich auch das als Schwäche, was ihn an Eulenburg in den empfänglichen Zwanzigerjahren entzückte. In den Herrenwitzen des Kasinos ertränkte er eine nie eingestandene Zartheit, die seine Lebensform zu der seiner Freunde verfeinert, seine Entschlüsse freilich nicht männlicher gestaltet hätte. Wilhelm der Zweite, immer in Flucht vor seiner Schwäche, immer in Sucht nach preußischer Offiziershaltung, schlug in sich alle Differenzierungen nieder, um nur ja ein ganzer Mann zu sein.

Und doch war er von so labilem Wesen wie kein rechter Mann. Hinzpeter, der ihn aufgezogen und ihn schon als Kind weiblich nennt, sprach hinter seinem Rücken kluge Zynismen über ihn aus: „Es ist gar nicht nötig, daß der Kaiser die Sache zu Ende führt, die Hauptsache ist, ihn nur immer in Atem zu halten. Wenn nichts Neues kommt, so fällt er in Apathie“ (W. 2, 174). Mit dem Schwanken der Stimmungen ging sein Urteil über Diener, Fürsten und Völker auf und nieder. Verhältnis zu Windthorst: März 90: „Wenn Windthorst ins Schloß kommt, so lasse ich ihn arretieren.“ Dezember: lange Unterredung mit Windthorst beim Reichskanzler, der ihn einladen durfte. Januar 91, bei einem Unfall Windthorsts: „Ist es wohl zu viel, wenn ich mich durch einen Flügeladjutanten erkundigen lasse?“ Gleich darauf, vor der Liste zum nächsten Hofball: „Warum ist denn Windthorst nicht dabei?“ (W. 2, 184).

Diese Umschläge der Stimmung schadeten vor allem ihm selber, weil ihm zuerst alle Parteien glaubten und sich dann alle betrogen fühlten. Er ist streng lutherisch, spricht aber

in verführerischen Worten vor Bischöfen über den Papst und begegnet diesem mit Huldigungen, wie nie vor ihm ein protestantischer Fürst. Oder er sagt, Ende 89, in einer Rede diese in seiner Jugend noch möglichen schönen Sätze: „Ich werde erst durch ein langes Leben zu verdienen haben, was mir aus treuem Herzen jetzt dargebracht wird .. Wenn ich mich manchmal mit dem Gedanken trage, ob ich der Aufgabe gewachsen bin, so ist es für mich immer eine Stärkung, .. wenn mir Worte des Vertrauens entgegengebracht werden." Alles lauscht dem Berichte: welch treuer Diener des Staates! Drei Tage darauf, ohne den geringsten Zwischenfall: „Man wird es in Berlin noch so weit bringen, daß die Sozialdemokratie die Mehrheit bekommt, dann werden sie die Bürger plündern. Mir ist es gleichgültig, ich werde Schießscharten ins Schloß machen lassen und zusehen, wie geplündert wird!" Damit war die Wirkung der vorigen Rede zerstört.

Die schweren politischen Folgen dieser Labilität wurden an vielen Punkten dargestellt; die Entscheidung zwischen Rußland und England blieb deshalb in der Schwebe, je nach Stimmung verriet er einen um den andern. Es ist nur ein Beispiel, wenn man an des Kaisers Depesche an den Zaren, Herbst 05, erinnert, „daß der Erz-Unheilstifter von Europa in London wieder am Werke ist. Delcassés Enthüllungen .. zeigen einen geplanten Krieg gegen unsere friedliche Nation. Wie Räuber im Walde!" Neun Monate später: „Ich hoffe aufrichtig, daß der Gedankenaustausch zwischen Onkel Bertie und mir, der sich nur um die Befestigung des Weltfriedens drehte, Dir und Deinem großen Reiche von Nutzen sein wird."

Zeichen dieses labilen Nervenzustandes sind seine Lieblingsbeschäftigungen: Reisen und Reden. Das stete Reisen, Symbol eines vor sich und vor der Stille flüchtenden Herzens, wurde schon früh, doch erfolglos von den Ärzten bekämpft;

auch das Reden, an manchen Tagen viermal öffentlich absolviert, war ein Mittel der immer durstigen Nerven. Der Augenblick, wo an festlicher Tafel sich alles erhob, mit glänzenden Augen in die seinen sah, wo buchstäblich jeder Blick an seiner Lippe hing, dies Schweigen, dies große Aufgesaugtwerden, dies Gefühl mit jedem der nun fallenden Worte morgen die Hauptstädte der Welt zu beschäftigen: das konnte er so wenig missen wie jene Kette von Einzügen und Aufzügen, Empfängen an Stadttoren und in Rathäusern, Fracks, Ehrenjungfrauen, das Fallen der Hülle vom Denkmal, das Gleiten des Schiffes vom Stapel, die Tuschs und Märsche, die Hurras und Fahnen, die Blumen, das Adieu auf dem Perron. Für das Jahr 94 wurden 199 Reisetage, in 17 Jahren wurden 577 öffentliche Reden berechnet, das heißt alle elf Tage eine Kaiserrede.

Eine andere Erscheinung des weiblichen Elementes in ihm ist der Spieltrieb; er ermüdete sich am liebsten am Militär. Schilder, Ketten, Schnüre, Änderungen der Uniform folgten einander durch zwanzig Jahre; die konservative „Schlesische Zeitung" zählte im Jahre 03 schon 30 Änderungen in 15 Jahren, die Abzeichen nicht gerechnet, und erklärte davon höchstens fünf für zweckmäßig. Um diese Zeit führte der Kaiser eine neue Gewehrhaltung ein, nachdem es mit unendlichen Mühen gelungen war, das sogenannte angefaßte Gewehr abzuschaffen, um der Infanterie mehr Zeit für wichtigere Partien zur Ausbildung zu geben. „Ich möchte", schließt Waldersee, „die Grundstimmung der Armee eine resignierte nennen, man fragt sich oft: Wo will das hinaus?" (W. 3, 192). Über diese Spielereien hat sich am klarsten der Erste Soldat der Armee, der jüngere Moltke im Jahre 05 ausgesprochen:

„Am nächsten Sonntag ist wieder große Fahnen-Nagelung im Zeughaus. Wir meinen noch immer, daß wir in dem Kampf um Leben und Tod den Sieg mit einem Lappen be-

stickten Tuches erringen werden . . Es graut mir, wenn ich all diesen Unfug mit ansehe, über dem die Hauptsache . . völlig vergessen wird. Da werden den Leuten bunte Schnüre als Schützen-Abzeichen angehängt, die sie nur an der Handhabung des Gewehrs hindern, durch alle möglichen äußeren Auszeichnungen wird der Ehrgeiz angeregt, statt das Pflichtgefühl zu entwickeln, die Uniformen werden immer glänzender, statt feldmäßig unscheinbar gestaltet zu werden, die Übungen werden zu parademäßigen Theaterstücken: dekorativ ist die Losung des Tages, und hinter all diesem Firlefanz grinst das Gorgohaupt des Krieges hervor, der über uns hängt wie eine Wetterwolke. Und keine Umkehr auf diesem Wege, es wird nur immer schlimmer!" (M. 337).

Vor so ergreifenden Klagen des verantwortlichen Feldherrn flüchtet man gern in den Gedanken, daß Heinrich V. im Augenblicke der Not und Gefahr all seine Spiele hinwarf, Soldat wurde und König. Vielleicht, so denkt man, sind das nur Zeichen des Müßigganges, wenn der Kaiser an manchen Tagen zwölfmal den Anzug wechselt, wenn er die Vorstellung des Fliegenden Holländers in Marine-Uniform besucht, die Jagdgruppen im Tiergarten in Gardeschützen-Uniform enthüllt, in seinem Bad eine Schiffspfeife anbringen läßt oder seinen Kammerdiener nach Petersburg schickt, um dem Zaren zu zeigen, wie er den Küraß des ihm verliehenen Kürassier-Regimentes umschnallen soll.

Wie aber, wenn es ernst wird? Als Rußland unter den schwersten Niederlagen knirscht, Ende 04, schreibt der Kaiser dem Zaren: „Waidmannsheil für das große Spiel!" Wie sich's aber in seinem Herzen spiegelt, wenn der Krieg drohend vor ihm selber erscheint, das zeigt eine Notiz von Zedlitz, März 09: „In diesen Tagen ist das ganze Interesse des Kaisers einer etwa notwendigen Mobilmachung zugewandt. Leider spielen nebensächliche Dinge eine unglaubliche Rolle:

eine Schiene am Helm, eine besondere Vorrichtung zur Anbringung der Schuppenkette, doppelte Nähte an den Beinkleidern, häufige Besichtigung der Garderobe mit Vater Schulz (Kammerdiener) beschäftigen den Kaiser derart, daß er stundenlang davon sprechen kann."

Wie in der Armee Auftritt, Haltung, Anzug, so sieht er überall mit den Augen des Schauspielers sofort die Szene, die gespielt werden soll; hier liegt die Verwandtschaft mit Eulenburg, aber man ist geneigt, das Theatralische am Kaiser für echter zu halten, weil er viel naiver ist. Freilich, auch bei ihm führt es ins Absurde: Moltke stirbt 91jährig, vom Kaiser vergessen, zuletzt auch pensioniert, mit ihm stirbt nichts als eine Erinnerung. Der Kaiser, der zwischen Depeschen-Formularen lebt, um mit Stimmungen und Befehlen den Raum in Sekunden zu überwinden, sagt nicht den Hinterbliebenen sein Mitgefühl im Andenken an den großen, uralt vollendeten Feldherrn, er fragt sich vielmehr: Was sagt ein König, wenn sein ältester General stirbt? Und er ruft durch den Draht: „Bin wie betäubt, eile sofort zurück!.. Habe eine Armee verloren und kann es nicht fassen!" Oder er fährt zu jener geheimen Zusammenkunft nach Björkö, da drahtet er dem Zaren: „Kein Mensch hat die leiseste Ahnung. Alle meine Gäste glauben, wir gehen nach Gothland .. Habe wichtige Neuigkeiten für Dich. Die Gesichter meiner Gäste werden sehenswert sein, wenn sie plötzlich Deine Yacht erblicken. Tableau! Welchen Anzug für Begegnung? Willy."

Die Kunst des Schauspielers, sich auszulöschen, um eine fremde Person darzustellen, bewährt er auch darin, daß er mit jedermann anders umgeht: dem Zaren ist er nicht weniger zarisch entgegengekommen als Cecil Rhodes demokratisch, Roosevelt amerikanisch, Saint Saëns, Massenet als Franzose: darum entzückt er beim erstenmal fast alle, und Gordon Bennett, der ihn in Kiel kennen und aus Instinkt

sofort verabscheuen lernte, bedeutet fast ein Unikum. Wären die Journalisten das, was der Kaiser mit dem Worte Preßbengel zu treffen glaubte, so könnte man ihn wohl einen Journalisten nennen, denn er eignet sich, erzählt Zedlitz, „mit größter Geschicklichkeit und Schnelligkeit, alles Oberflächliche (z. B. einer neuen Welt-Entstehungstheorie) an, so daß er darüber sprechen kann, als hätte er sie selbst erfunden oder als wäre er Professor der Astronomie und hätte jahrzehntelang auf einer Sternwarte gearbeitet. Darauf fallen dann die berühmtesten Leute herein, bewundern seine Kenntnisse, seine erstaunliche Arbeitskraft und die phänomenale Auffassungsgabe“ (Z. 211).

Eine offenere Form des Komödiantentums erschließt ihm die Predigt, die ihm an Bord zusteht, aber er besteigt auch auf dem Lande die Kanzel (Wernigerode im Jahre 06). Unter den Schiffspredigten ist eine, Juli 1900 vor Helgo-'and gehalten, als die ersten Schiffe nach Ostasien fuhren: da knüpft er an ein Wort des Exodus also an: „Warum hat sich heidnischer Amalekitergeist geregt im fernen Osten? Mit großer Macht und vieler List, mit Sengen und Morden will man dem Durchzug europäischen Handels und Geistes wehren. Und wiederum ist der Befehl Gottes ergangen: Erwähle die Männer, zeuch aus und streite wider Amelik! .. Wir aber, die wir zurückbleiben müssen in der Heimat, die wir durch andere, heilige Pflichten gebunden sind, – sagt: hört ihr nicht den Ruf Gottes, der an euch ergeht und der zu euch sagt: Steige hinauf auf den Berg! Hebe Deine Hände empor zum Himmel! Das Gebet der Gerechten vermag viel .. Wir wollen nicht nur Bataillone von Kriegern mobil machen, nein, auch eine heilige Streitkraft von Betern .. Wie wird er sie stärken, begeistern, der Gedanke: Tausende, nein Millionen tragen uns daheim auf betendem Herzen! Der König aller Könige ruft: Freiwillige vor! Wer will des Reiches Beter sein? Oh, wenn es auch hier hieße. Der König

rief und alle, alle kamen! Fehle kein einziger von euch! Der ist ein Mann, der beten kann!"

Dies Stück, das jeder Hauptmann der Heilsarmee mit kollegialem Neide lesen mag, stammt aus dem Beginn des Operetten-Krieges und schrillt von falschen Tönen: nicht um Geist geht es nach China, nur um Geld, nicht Gott schickt die Scharen, sondern die Sensationslust eines Fürsten, nicht heilige Pflichten, sondern der Einspruch der Mächte hält die andern zurück, Millionen sind da, die nicht beten, sondern lachen, er aber, im theatralischen Eifer projeziert seine Königsgefühle an den Himmel und hört aus Gottes Munde das preußische Kommando: Freiwillige vor! Diese militarisierte Theokratie ist es auch, die ihn bald darauf beim Festmahl in Hamburg mit schmetternder Stimme den geschmückten Damen und erschreckten Herren kommandieren läßt: „Die Augen auf! Den Kopf in die Höhe! Den Blick nach oben! Das Knie gebeugt vor dem großen Alliierten, der noch nie die Deutschen verlassen hat!"

Der Schauspielerei entspringen seine Affektationen. Das sind nicht bloß die immer zum Photographieren bereiten Herrschermienen, von tiefernst über ernst und heiter zu sprühender Laune, es sind auch einzelne Posen von durchbohrender Symbolik. Nach einem Wettstreit der Männerchöre sagt er den ersten deutschen Dirigenten nicht bloß, wie sie singen müßten, auch daß fast alles zu hoch eingesetzt und „zum Teil einen halben, einen dreiviertel, sogar einen fünfviertel Ton zu hoch geschlossen hätte", was selbst der Musiker, der es wirklich erlauscht, in dieser Form nie sagen würde. Oder er sieht, selber noch nicht Dreißig, den zwölf Jahre älteren Moltke sich als neuernannten Major melden: da affektiert er den unter hohen Gedanken und Sorgen früh gealterten Herrscher: „Mein Gott, Sie sind auch schon Major? Man wird alt. Wenn ich denke, wie ich

Sie noch als ganz jungen Dachs beim Regiment gekannt habe" (M. 148).

Die dritte und stärkste Form seiner Nervosität ist die Angst: schlagender Beweis gegen „Attila". Es war der stockkonservative Präsident des Abgeordnetenhauses, der alte Junker von Köller, der zu Hohenlohe sagte: „Gott behüte uns vor dem Kriege, solange dieser Kaiser auf dem Throne sitzt! Er würde die Nerven verlieren, er ist ja feige!" (Al. 338). Hohenlohe, Vater und Sohn, waren von diesem Wort aus solchem Munde zu dieser Frühzeit noch frappiert; später wußten es alle. Aus solcher Nervenverfassung ist niemand ein Vorwurf zu machen, nur wirkt sie störend am Obersten Kriegsherrn des militantesten Volkes. Verkettung des Schicksals: ein verkrüppelter Mensch, zum Offizier, wie sein Erzieher sagte, untauglicher als irgendeiner im Lande, dennoch zu diesem Handwerk verurteilt, wenn er nach der Tradition seines Hauses nicht auf die Krone verzichten will, die man in Preußen eher wegen unheilbarem Zivilismus als wegen Krebs aufgibt, – und nun gezwungen, sich und der Welt ein Leben hindurch einen Mannesmut vorzuspielen, den ihm die Natur durch Schwächung in der ersten Stunde entzogen hatte! Hier liegt das tragische Moment im Leben Wilhelms des Zweiten samt allen direkten Wirkungen auf die Nation.

Denn eben weil er sich dies Angstgefühl des Schwächeren nie eingestehen durfte, den Seinen und der Welt verschwieg, was ihn aufrieb, entwickelte er aus seiner zur Defensive geborenen Natur eine offensive Haltung. So kam es, daß er das Ausland dauernd zu provozieren schien, während er sich vor einem Kriege mehr als mancher ruhige Kollege fürchtete, und daß zugleich derselbe Mann im Lande die Bürger durch fortgesetzte Drohungen gegen den roten Reichsfeind erschreckte.

Darum durften nur Junker in die Garde, und diese durften

rascher avancieren, was die Linien-Offiziere verbitterte, darum plante er „in seiner Besorgnis vor Anarchisten in der Nähe des Schlosses einen womöglich gepanzerten Turm bauen zu lassen, der die Spree und ihre Brücken beherrscht," versicherte aber zur selben Zeit, Februar 91, in einer Rede an den Brandenburgischen Landtag, er werde Deutschland herrlichen Zeiten entgegenführen (W. 2, 233). Darum bei Magenbeschwerden die Furcht vor Vergiftung, wovon Zedlitz dreimal zu berichten weiß: „Ich bin geradezu vergiftet worden! Es muß unbedingt etwas in den Speisen gewesen sein!" (Z. 134). Die Angst vor Krankheiten war so groß, daß er mit der Kaiserin, die einen Prinzen in Lungenentzündung pflegt, nur in freier Luft zusammentrifft, dagegen ablehnt, den Sohn zu besuchen, der doch keine Ansteckung bringen kann (Z. 109). Die Angst vor Menschen, die bei seiner Abgeschlossenheit kaum praktisch wurde, zeigt sich vor dem General von Bissing, der wegen eines Korpsbefehls entlassen, aber nicht, wie ein Adjutant rät, eingesperrt wird: „Bissing ist ein rabiater Mensch. Wenn ich den mit Arrest bestraft hätte, dann hätte er sich womöglich totgeschossen." Meint der Kaiser wirklich „sich"? (Z. 182).

Der Krieg wird die Probe aufs Exempel bringen.

XV

Den nervösen Partien seines Charakters stehen sehr realistische gegenüber; von Romantik, die manche in ihm sahen, sind kaum Spuren. Bei seinen Festen und Gesten ist der Kaiser ebenso unromantisch wie jeder andere Schauspieler, er probiert alles aus, studiert alles ein. Er gibt sich nicht hin, er bleibt kalt. Mäntel und Sterne, Pagen und Hofmarschälle, Friderizianer und Piqueure, alles ist organisiert, der Spieltrieb eines ewigen Knaben hat sie aufgezogen, nun schnurren die Puppen, damit ihn das Schauspiel freut.

Kaiser hört Vortrag an Bord

Alles ist Kulisse, nichts Schwärmerei, das stärkste Auto und das schnellste Flugzeug fesseln ihn viel stärker als der Purpur des Königsmantels und der Puder der Perücken, die er für Feste befiehlt. Die Romantik Ludwigs von Bayern hatte von solchen Zügen keinen: der Romantiker sucht Einsamkeit, der Kaiser fürchtete, er floh sie. Ludwig fuhr allein in seiner Grotte auf dem goldenen Muschelboot spazieren, Wilhelm mit zwanzig Begleitern auf seiner Dampfyacht. Er wollte nicht wie Ludwig als Ritter aus-, er wollte nur einziehen, und der Goldhelm, den sie beide aufsetzten, hatte grundverschiedenen Sinn. „Die Johanniter-Feier“ schreibt Zedlitz „war sehr würdig und schön, wenn man davon absieht, daß sie eben etwas vom Mummenschanz hat und viel Unwahres enthält. . Dafür ist sie aber auch ungefähr viermal anderthalb Stunden im Beisein des Kaisers durchgeübt worden“ (Z. 154).

In solchen Spielen war er unermüdlich; weniger in Regierungsgeschäften. Alle Memoiren und Berichte stimmen über die wachsende Faulheit des Kaisers überein. Im Jahre 89 sagt Hinzpeter noch im Ton des Erziehers von dem Dreißigjährigen: „Ich habe dem Kaiser die Arbeiterfrage angeraten, um ihn dadurch selbst zur Arbeit anzuregen, denn er hat nie das Arbeiten gelernt.“ Im nächsten Jahre Waldersee: „Die schwersten Bedenken bei allen, die mit ihm zu tun haben, erregt es, daß er selbst nicht die geringste Lust mehr zur Arbeit hat. Zerstreuungen, Spielereien mit der Armee und namentlich mit der Marine, Reisen oder Jagden gehen ihm über alles; so hat er in der Tat kaum mehr Zeit zur Arbeit. Er liest sehr wenig, . . schreibt selbst kaum noch, abgesehen von Randbemerkungen auf Berichten, und hält den Vortrag für den besten, der schnell erledigt ist. Wahrhaft skandalös ist es, wie die Hofberichte das große Publikum über die Tätigkeit des Kaisers täuschen, nach ihnen ist er von früh bis spät im Geschäft.“

Frühling 94, Abbazia, es schweben Verhandlungen mit England wegen des Anschlusses, mit dem Vatikan wegen Italien, außerdem Reichstag; da schreibt Eulenburg, der hier die Minister vertritt: „Alle Augenblicke kommen Depeschen, die ich erledigen muß, dann wieder muß ich zum Kaiser und dazwischen mich umziehen, morgens Promenadenkostüm, zum Frühstück schwarzer Rock, geht man zur Yacht, Yacht-Dreß, geht man zum Tennis, Tennis-Dreß . ., so daß ich, während ich mich wasche, Depeschen diktiere; dann ein Vortrag, bei dem im Galopp die Sachen mit dem Kaiser erledigt werden, die man hübsch im Schritt erwägen müßte . . Er läßt sich politisch alles von mir sagen, weil ich mit ihm Tennis spiele und zwischen fliegenden Bällen und bei kleinen Ruhepausen ein gutgestimmtes, kaiserliches Ohr vor mir habe, das geneigt ist, schwierige Dinge bei guter Laune zu bewilligen. Ludere pro patria et imperatore! Tolle Welt!“ (E. 2, 111).

Zwischen April und Dezember 01 sieht der König von Preußen außer Bülow, Goßler und Podbielski dreiviertel Jahre lang keinen seiner Minister (W. 3, 175), der Gouverneur der Kinder beklagt sich, trotz täglichen Zusammenseins mit dem Kaiser kein ernstes Gespräch über den Unterricht erreichen zu können, und als auf der „Hohenzollern“ über das Wort gepredigt wird: wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen, schreibt Moltke: „Wie wahr das ist, empfinden wir alle in unserem aufgezwungenen Müßiggang. Alle, leider, bis auf Einen.“

Wieder eine neue Epoche, Januar 10, da schildert Zedlitz den Tag des Kaisers: „Das Schlimmste ist, daß er sich immer mehr entwöhnt, wirklich etwas zu arbeiten. Er steht spät auf, frühstückt um neun . . mit drei warmen Gängen, ist nur sehr schwer und sehr ungern etwa zwei Stunden am Vormittag für die Vorträge zu haben, häufig benutzt er sie, um seinen Räten selber Vortrag zu halten. Dann folgt das

Frühstück um ein Uhr. Es folgt die Ausfahrt um zwei, dann Tee, dann Schlafen und vor der Abendtafel um acht noch Erledigung einiger Unterschriften. Infolge des öfters sich bis drei Stunden hinziehenden Nachmittagsschlafes bleibt der Kaiser regelmäßig bis zwölf oder ein Uhr auf und steht dabei am liebsten im Kreis von Menschen, die ihm andächtig zuhören und denen er unentwegt erzählt. So spielt sich das Leben tatsächlich ab. Man vergleiche, was die Historiker darüber sagen .. Neun Monate Reisen, nur die Wintermonate zu Hause. Wo aber bleibt bei fortgesetzter Geselligkeit Zeit für ruhige Sammlung und ernste Arbeit?" (Z. 212, 230).

Als um diese Zeit Lyncker das Militärkabinett übernimmt, sagt der Kaiser zu ihm in traurig-bittendem Tone: „Aber nicht wahr, lieber Lyncker, nicht nur trockene Vorträge! Hin und wieder eine kleine lustige Geschichte!" Hier tritt die Furcht vor Sachlichkeit schrecklich zutage, denn dies spricht ein 50jähriger Mann, den man noch jetzt den „jungen Kaiser" nennt.

Dagegen ist er stets bei der Sache, wo es sich um Geld handelt; nicht immer, um zu verdienen, wie er es beim Verkauf seiner Kadiner Tonwaren macht. Reichtum imponiert ihm als solcher, diese moderne Form der Macht anerkennt sein unromantischer Geist; Reichtum genügt, woher er stammen möge, um ihn zu verlocken. Trotz eines verständigen Erlasses vom Jahre 90, der die Beförderung der Offiziere von ihrer Geldlage unabhängig machen will, verkehrt er selber nur bei den reichen Regimentern, die sich bei Kaiser-Diners an Luxus überbieten, vervielfacht dem Offizier die Kosten durch immer neue Litevken, Pelerinen, Stiefelhosen, Tressen, Koppeln und nötigt z. B. im Jahre 94 jeden Offizier zum Kauf der neuen Feldbinde, 95 wieder zur alten Form, 96 zu einer dritten, 97 vierten Variante.

Aus der dreimal erhöhten Zivilliste sparte er für sich, was

er konnte, noch zuletzt im Jahre 18 waren es 1,8 Millionen. In dem Quartalsetat, der auf über 5 Millionen sich belief, figurieren als des Kaisers „Schatullengelder" 440,000 Mark, als „Laufende Gnadenbewilligungen" für Institute 4188 Mark, für einzelne Personen 3000 Mark, darunter solche von 10 bis zu 5 Mark vierteljährlich an Kinder von Hofbeamten und alte Leute aus dem Hofgartenbetrieb. Der König, der diese Almosen verteilte, besaß 73 Schlösser und Herrensitze.

Nie ist vordem der Erbe eines alten Fürstenhauses so wahllos bei reichen Leuten zu Gaste gewesen wie der Kaiser, der nicht bloß in Kiel und Norwegen sich von Dollarkönigen einladen, der sogar zum Empfang eines 26jährigen Vanderbilt-Sohnes die Marienburg herrichten ließ. Hatte er die Berliner Kommerzienräte zum Bier eingeladen, so ließ er gern eine Liste für Flottenzwecke herumgehen, deren Zeichnung sich keiner entziehen durfte. Der Adel wurde in diesen Sphären weniger verliehen als verkauft.

Aber auch nach dem Ausland hin war er entschieden tüchtig: Oktober 04 an den Zaren: „Dies erinnert mich an meinen früheren Vorschlag, daß Du nicht vergessen mögest, ebenfalls neue Linienschiffe zu bestellen, um einiges fertig zu haben, wenn der Krieg vorüber ist . . Meine Privatfirmen würden sich freuen, Aufträge zu erhalten." Und nach drei Monaten, als er ihm zum Fall von Port Arthur kondoliert, heißt es im gleichen Briefe weiter: „Jetzt . . wirst Du hoffentlich nicht vergessen, Deine Behörden an unsere großen Firmen in Stettin, Kiel usw. zu erinnern. Sie werden, dessen bin ich sicher, Dir schöne Typen von Schlachtschiffen liefern. Ich hoffe, Du wirst die beiden Vasen aus unserer Königlichen Manufaktur für das Christfest freundlichst annehmen." Hier liegen entschieden landesväterliche Tugenden, hier ist ein nie schlummernder Geschäftsgeist.

Beim Mangel jeder Stetigkeit, immer in Gefahr eines Stimmungswechsels, wird der Verkehr mit dem Herrn für

seine Diener sehr erschwert. Wie vor dem Sonnenkönig müssen die höchsten Beamten achtgeben, ob sich in einer gewissen Unruhe der Blicke das plötzliche Ausbrechen nervöser Erregung ankündigt; dann ließ z. B. Tirpitz „alle Entscheidungen unter den Tisch fallen. Man mußte ihn unter vier Augen sprechen, da, wenn Dritte anwesend waren, sein eigenes wirkliches Urteil leicht abgelenkt wurde durch den von ihm stark gefühlten Drang, bei jeder eigenen Stellungnahme als Kaiser zu erscheinen. In diesem Umstand wurzelte die Macht der Kabinette" (T. 135). Da nun einer der drei Kabinettschefs den Vorträgen der Minister fast immer beiwohnte und nachher mit dem Kaiser allein blieb, so brauchte er „nur den richtigen Augenblick abzupassen . ., um seiner Ansicht Geltung zu verschaffen." Auf diese Art machten Hülsen, Müller, Lucanus große Politik. Auch über die Kunst, den Kaiser zu behandeln hat Waldersee das beste Wort geprägt: „Er ist ja sehr schwer zurückzuhalten, aber spielend leicht vorwärts zu treiben."

Was der Kaiser selbst von den Seinen forderte, kann man aus seinem Verhältnis zu den Pferden schließen. „Mein erster Eindruck", schreibt der Oberstallmeister Reischach, „als ich S. M. beim Reiten beobachtete, war, daß es nicht leicht war, den hohen Herrn beritten zu machen, da er sehr viel vom Pferde verlangte. Das Pferd mußte ruhig Schritt gehen, vor nichts scheuen, flott galoppieren, dann wiederum beim Vorbeimarsch der Truppen tadellos stehen, ebenso wie bei der Kritik, die oft eine Stunde dauerte, wobei auch manchmal auf die auf dem Pferdehals ausgebreitete Karte mit der Hand geschlagen wurde . . Das Schwierigste war die Beurteilung, wieviel Vorarbeit die Pferde erhalten müssen, um ihnen den Stallmut zu nehmen. Ist die Vorarbeit nicht genügend, kommt leicht Unerzogenheit des Pferdes vor; wird sie überschritten, dann gehen die Pferde ohne Murr."

Diese Eigenschaften hat eigentlich nur Bülow vereinigt,

der ebensogut galoppieren wie auf Kommando stillstehen konnte, vor nichts scheute, bei der Kritik ruhig stand, den Stallmut verloren hatte und doch nie langweilig ohne Murr ging; als schließlich doch einmal Unerzogenheit vorkam, wurde er durch einen nachdenklichen Grauschimmel ersetzt, der nur noch im Kreise ging, auf dessen langen Hals aber der Kaiser seine Karten aufschlagen konnte.

Wie sehr er in guten Stunden verstand, seine Leute herumzukriegen, bewies er Waldersee. Was tut er, als er ihn von der ersten Stelle in der Armee entfernen will, weil er im Manöver gegen ihn verloren hatte? Erst setzt er den Kommandierenden General in Altona plötzlich unter einem Vorwand ab, um die Stelle freizubekommen, dann gibt er an seinem Geburtstag Waldersee einen großen Orden, „um aller Welt zu zeigen, in wie schönem Verhältnis wir zueinander stehen." Hierauf wünscht er seine hervorragenden Talente im Kommando eines Korps zu nutzen, und als darauf Waldersee den Abschied fordert, erklärt er ihm, wie enorm wichtig Altona sei. Drei Tage später neue Unterredung, er solle sich an seiner Freundschaft genügen lassen: „Ich will aller Welt zum Ausdruck bringen, was es heißt, Freund des Deutschen Kaisers zu sein. Wer ein Wort gegen Sie sagt, der soll zerschmettert werden!" Schließlich faßte er „mit zartester Gebärde meine Hand und bat mich: „Nicht wahr, Sie nehmen an? Ihr Kaiser bittet Sie!" Als Waldersee hart bleibt und Wahrheiten sagt, dreht er die Sache um, wird elegisch und sagt: „Es ist traurig, was ich schon für Erfahrungen habe machen müssen. Meine besten Freunde verlassen mich." Als Waldersee schließlich annimmt, küßt ihn der Kaiser dreimal und versichert ihm ewige Freundschaft.

Ein grollender, frondierender Waldersee hätte ihm geschadet, also Orden, Zärtlichkeit, Elegie und drei Küsse.

Aber inmitten all dieses bald harten, bald biegsamen Cäsarentums: welche Stunden der Einsamkeit, Verbitterung, der Galle! Wie muß ihn über eine durch Jahrzehnte nie unterbrochene Festesstimmung geheimer Ekel anfassen, wie muß er sich an denen rächen, die sich dies alles gefallen ließen! „Manchmal", erzählt Zedlitz, „empfindet der Kaiser doch wohl das Einsame seiner autokratischen Stellung, und daß seine besten Freunde sich nur so von ihm behandeln lassen, weil sie dabei ihre persönlichen Vorteile finden. Dann wird er finster und verschlossen. Ich habe bemerkt, daß es ihm in solchen Augenblicken Freude macht, bei durchaus ernsten Veranlassungen alle Anwesenden, auch seine Gemahlin das gerade Gegenteil von dem glauben zu machen, was er dachte und wußte. Ja, er hat in solchen Augenblicken auch eine Art eigentümlicher Freude, anderen Menschen wehezutun. Der Mehrzahl passiert dies, wenn sie sich grade zu sicher in seiner Gunst fühlen; um so unerwarteter kommt dann plötzlich der Keulenschlag, und um so mehr Freude bereitet es dem Kaiser, diese Wirkung zu sehen" (Z. 110).

Diese tiefen Beobachtungen, die den Kaiser Ende der Vierziger treffen, zeigen den Rück- und Umweg eines Autokraten, den Eitelkeit, Kälte und Verlegenheit zu seinem eigenen Unbehagen in einsame Menschenfeindschaft verbannt haben, während er doch nur unter Menschen und zwischen heiteren Gesichtern leben konnte. Dann wurde er selbst zu einem der Schwarzseher, die er in seinem Reiche verboten hatte.

XVI

Wer hat diesen Charakter beizeiten erkannt? Wer hat die Deutschen vor ihm gewarnt? Wer warnte den Kaiser selber? Aus den Antworten entscheidet sich die Frage, warum ein einziger Charakter stärker blieb als eine ganze Nation.

Diese Antworten belasten zunächst nicht die Nation, nur die Umgebungen des Kaisers. Denn so gewiß unter den 60 Millionen Volk, auch unter den Sozialisten niemand war, der sein Wesen und der sein Treiben ganz erkannte, so gewiß war unter den wenigen hundert Menschen, die ihm nahe kamen, keiner, der ihn ganz verkannte. Was Bismarck und Bülow, Hohenlohe Vater und Sohn von ihm dachten, was Eulenburg und Holstein, Waldersee und Moltke, Kiderlen und Tirpitz, Zedlitz und Hammann einander oder sich selber über ihn aufschrieben, wird wohl aus unserer Darstellung deutlich, und doch sind das alles nur Fragmente von Erkenntnissen, immer mit Vorsicht, meist in Zeichensprache skizziert; dabei ist dies Dutzend Gehirne grundverschieden, ihre Tätigkeit vielfältig, jeder des andern Feind, alle verbunden nur durch Dienst beim Kaiser. Hinter diesen wenigen, deren Briefe oder Memoiren vor uns liegen, stehen hundert, die dasselbe wußten, deren schriftliche und mündliche Worte nur bis heut noch nicht historische Dokumente sind.

Dabei sind aus unserer Darstellung sämtliche Urteile der Gegner ausgeschaltet, Richters und Bebels, Eduards und des Zaren, denen politische Interessen im Innern oder draußen den Blick trüben oder überschärfen konnten. Die Raschheit dieser Erkenntnisse, die alle schon in den ersten Jahren beginnen, zugleich ihre Dauer bis in die letzten hinein, schließlich das Fehlen jeder Gegenäußerung ernster und privater Natur beweisen aufs neue, daß zur Beurteilung Wilhelms des Zweiten nicht weitere Akten zu öffnen, daß vielmehr die psychologischen geschlossen sind. Nach allem Vorausgegangenen stellen wir hier nur noch die kühnsten Urteile seiner Nächsten zusammen: seines besten Freundes, seines Ersten Soldaten, seiner Mutter.

„Geistig," schreibt Eulenburg von der Nordlandreise 99 an Bülow, „geistig hat sich nicht die geringste Wandlung

vollzogen. Er ist unverändert in seiner explosiven Art, sogar härter und plötzlicher in einem Selbstgefühl gereifter Erfahrung, – die keine Erfahrung ist . . Echte Genialität modelt die Zeit nach sich, schwächere Geister werden zerrieben. An der Spitze eines Staatswesens müssen so stark eigenartige Naturen Konvulsionen erzeugen, und wir steuern der Zeit entgegen, wo eine Entscheidung kommen wird, ob die Epoche oder der Kaiser stärker sein wird. Ich fürchte, daß er unterliegt . . Ich möchte ihm so viel sagen, dann schnürt sein Kalifentum mir die Kehle zu, wenn ich im Augenblicke vorher glaubte, Harun al Raschid gütig im Volke zu sehen."

Waldersee, der zu den nächsten Freunden des Prinzen gehört hatte, schrieb schon im Jahre 90: „Bei erheblich entwickelter Eitelkeit stellte sich schnell der Glaube ein, wirklich etwas Besonderes darzustellen . . Dabei ist jetzt deutlich, daß die sozialistische Bewegung, anstatt gehemmt zu werden, nur neuen Aufschwung erhalten hat. Auch beim Kaiser regt sich nun Sorge, Menschen, die ihn genau kennen, sagen: Sorge um die eigene Person." Sommer 93: „Seine Vielseitigkeit entpuppt sich als Flüchtigkeit, sein privates Leben wird aufmerksam verfolgt und dabei der Schluß gezogen, daß er die meiste Zeit dem Vergnügen widmet" (W. 2, 291). Zehn Jahre später, wieder in voller Gnade, Feldmarschall und als des Kaisers Vertreter bei der Krönung Eduards: „Wird der Kaiser das Deutsche Reich in aufsteigender Linie weiterführen oder wird er es zugrunde richten? Der mit so reichen Gaben gesegnete, vom allerbesten Willen erfüllte Herr hat gar zu viel angefangen, aber leider noch nichts zu Ende geführt und eine Verwirrung angerichtet, deren Lösung unabsehbar scheint. Ich behaupte, daß unter allen Ratgebern . . auch nicht einer ist, der nicht mit schwerer Sorge in die Zukunft sähe, ebenso besorgt sind die meisten Bundesfürsten."

Sommer 04: „Es ist betrüblich anzusehen, wie unter dem hohen Herrn die Revolution vorbereitet wird . . Die Mächte des Umsturzes arbeiten mit immer größer werdender Offenheit, und er verletzt und verbittert die große Masse derjenigen, deren Interessen auf Staatserhaltung hinauslaufen . . Trotz seiner 44 Jahre ist der Kaiser noch nicht so weit zu wissen, daß das Hurraschreien der Massen nur von geringem Wert ist. Im Gegenteil, es erfreut ihn und imponiert ihm sehr, obwohl dazu schon seit Jahren immer die Schuljugend benützt wird . . Ich habe die Hoffnung völlig aufgegeben, daß der Kaiser noch andere Wege einschlägt; dazu könnte es nur durch große Rückschläge kommen" (W. 3, 205 f).

Die Mutter: „Glauben Sie nur nicht, daß mein Sohn etwas aus irgendeinem andern Motiv tut, als aus Eitelkeit" (Z. 111). „Daß nicht einmal die Geschichte Sühne und Gerechtigkeit bringen sollte, das ist schwer zu glauben . . Was können wir noch erleben! Das glückumstrahlte Haupt ist nicht gefeit, und jeder Tag kann ein Memento bringen. Fast möchte man so etwas voraussehen, und man erbebt, wenn man an die Gefahren denkt, die uns umgeben. Es gibt aber einen eigenen Gott für die Kinder – und die Leichtsinnigen! Man kann nur beten, daß Einsicht, Ruhe, Vorsicht und Voraussicht kommen mögen, ohne daß die Klugheit erst durch böse Erfahrungen erkauft zu werden braucht. Mir erscheint die Monarchie auf eine harte Probe gestellt, und ich zittere vor einer schlimmen Wendung" (Victoria an ihre Freundin Schrader im Jahre 93).

Daß unter diesen allen keiner heraustrat, um das Volk zu warnen, ist nicht erstaunlich: alle gehörten dem Adel an oder doch der regierenden Klasse, auch hätte die Aktion eines Einzelnen mehr verwirrt als geheilt. Bismarck aber, der zu dieser Rolle allein geboren und geschickt war, ist wohl zu alt gewesen, um im achten Jahrzehnt das revo-

lutionäre Element loszulassen, das in ihm mit dem royalistischen kämpfte.

Die vortraten, um die Wahrheit zu verkünden, waren sämtlich Männer der Opposition. Für Bebel und Richter war es leicht im Reichstag loszugehen, sie wurden jeden Augenblick vom Präsidenten unterbrochen, und wenn sie trotzdem weitergingen, blieben sie immun. Als im Jahre 92 Ludwig Fulda in seinem „Talisman", als 94 Professor Quidde mit „Caligula" vor Cäsaren-Wahnsinn warnte, merkte alles auf, und der Kaiser war so unvorsichtig, jenem den Schillerpreis zu nehmen, diesem zu drohen; ihnen folgten Mittelstädt, Freiherr von Guhle, Mommsen protestierte gegen einen Schlag wider die Freiheit der deutschen Universitäten. Im Jahre 06 schrieb Graf Reventlow, 13 schrieb Doktor Liman eine tapfere Warnung, eine Reihe demokratischer Journalisten blieb unerschrocken und kritisch, und August Gaul weigerte sich, einem sitzenden Adler ausgebreitete Flügel zu geben. Ausdauernder als alle andern hat die Wahrheit über den Kaiser Maximilian Harden gesagt, der sich mehr als einmal dafür einsperren ließ und dessen Kritik tiefe Wirkung im Bürgertum erzeugte.

Zwischen denen, die aus der Nähe richtig sahen und schwiegen, und denen, die aus der Ferne erkannten und zur Nation sprachen, waren ganz wenige, die aus der Nähe zum Kaiser selber gesprochen haben. Daß da nie Zeugen zugegen sind, ist natürlich, macht aber die Glaubwürdigkeit vom Urteil über den Erzähler selber abhängig.

Von einem männlichen Widerspruch vor Zeugen findet man nur einen einzigen Fall: Februar 94, nach einem Diner bei Caprivi, der Kaiser sucht bei den geladenen Führern der Agrarier den Handelsvertrag mit Rußland durchzusetzen: „Ich habe keine Lust, wegen hundert Junkern mit Rußland Krieg zu führen. Ablehnung des Vertrages würde der Zar so übelnehmen, daß wir in längstens drei Monaten Krieg

hätten, dann werde ich das rechte Weichselufer einfach preisgeben!" Darauf erwidert der Freiherr von Levetzow, Präsident des Reichstages, bald auch berühmt um seiner prachtvollen Haltung vor dem Bismarck-Feste, ein ruhiger und schweigsamer Mann, im Kreise vieler Hörer mit erhobener Stimme dem Kaiser: „Die Loyalität der Konservativen ist über allen Zweifel erhaben, auch wenn die Partei nach Prüfung des Vertrages für ihre Pflicht hält, gegen ihn zu stimmen!" Hierauf schweigt der Kaiser. Levetzow aber bezeichnet den Tag, an dem er so reden mußte, als den traurigsten seines Lebens.

In camera haben nach ihren eigenen Berichten in dreißig Jahren vier Männer dem Kaiser die Wahrheit gesagt; von diesen hat Waldersees Bericht nach seinem Charakter als Hofgeneral geschwächte Glaubwürdigkeit, Eulenburgs einseitige Mitteilungen, an sich mit Vorsicht aufzunehmen, sind zu sinnlich, um ganz erfunden zu sein und stark genug, um ihm, auch wenn man die Hälfte streicht, das Verdienst des Wahrsagers in gewissen Fällen zu lassen. Hollmanns indirekter, besonders aber Moltkes direkter Bericht wirken nach seinem Charakter und nach der Art der Aufzeichnung völlig echt. Das Wichtigste ist überall die Reaktion des Kaisers. In kleinen Dingen tat es auch Ballin, der in Kiel Dernburgs Empfang zur Abschieds-Audienz und Ähnliches durchsetzte, ohne aber im entscheidenden Flottenpunkte seine Wahrheit zu vertreten. Mommsen rettete zwischen jammervollen Kollegen die Ehre der deutschen Wissenschaft, als er, nach Besichtigung der Saalburg des Kaisers Bewunderung für Roms Cäsaren als Gast an seiner Tafel mit Spott zurückwies, und Ernst von Mendelssohn widersprach im Jahre 05 dem Kaiser offen, als dieser in Panik seine russischen Papiere verkaufte, und wurde dafür auch nie wieder zu Hofe geladen.

Als Waldersee die Leitung des Großen Generalstabes auf-

geben soll, will er dem Kaiser gesagt haben: „Die Armee ist in diesen zwei Jahren (88 bis 90) schlechter geworden. Das ideale Verhältnis zwischen Kriegsherrn und Offizierkorps, das E. M. ererbt haben, ist gestört, das Gefühl der Autorität geht bei dem schnellen Wechsel in allen hohen Stellen verloren." Darauf der Kaiser, erschreckt: „So etwas hat mir noch niemand gesagt!" Dann fährt er in seiner Überredung fort, den zaudernden General zur Rücknahme seines Abschiedes zu bewegen. Von Wahrheiten ist die Rede nicht mehr.

Viel leichter hatte es Eulenburg als Busenfreund, den der Kaiser bewunderte und liebte; wie oft er ihm schriftlich vernünftig geraten hat, wurde hier erzählt. Er war im Grunde der einzige Mensch, von dem sich Wilhelm der Zweite etwas sagen ließ. Als Eulenburg August 97 vor persönlichem Hervortreten bei der Flottenvorlage warnte, damit das Volk nicht das Ganze für einen privaten Sport seines Fürsten halte, erwiderte der Kaiser: „Innigsten Dank für Deinen so wertvollen und interessanten Brief . . Deine freimütige Aussprache hat mich erfreut, und ich bin Dir besonders dankbar dafür, denn, wenn Du nicht von der Leber weg reden willst, wer soll es dann sonst? . . Ich werde also künftig meinen Schnabel halten und nur zum Essen, Trinken und Rauchen benutzen" (E. 2, 251). Hier hat eine gute Laune vorgewaltet, um jene heilsame Selbstironie zu erzeugen, die in des Kaisers Leben sonst fehlt.

Zwei Jahre später, Juli 99, Nordlandreise, neuer Alarm der Öffentlichkeit durch ein Kaiser-Telegramm über unbeugsamen Willen. Eulenburg – nach seinem Bericht an Bülow (E. 2, 253) – im Zwiegespräch an Bord warnend: „Es könnte sonst bei einer gefährlichen Situation, die vielleicht durch eine Unvorsichtigkeit E. M. hervorgerufen und verstärkt wäre, die Regierung . . fortgedrängt werden. Dann würde unter Umständen im Reiche eine Aktion unternom-

men werden, die auf eine Abdankung oder Entmündigung hinzielte. Ein Gefüge wie der deutsche Staat, ist ein feines, subtiles Werk, ein Kunstwerk im Glasschrank . . Mangelnde Schonung des Kunstwerkes kann das Volk außer sich bringen." Hierauf wird der Kaiser ernst und fragt, wer solche Gedanken hegen könne. Eulenburg vermeidet Namen, erzählt aber: „Der Kardinal Hohenlohe, den E. M. verehren, hat als letztes Wort an mich vor seinem Tode sehr eindringlich gesagt: „Ich weiß, daß Sie dem Kaiser absolut ergeben und auch in der Lage sind, ihm ganz offen einen Rat zu erteilen. Er möge sehr auf der Hut sein! Ich weiß positiv, daß der Gedanke, ihn für unzurechnungsfähig zu erklären, in vielen Köpfen erwogen wird und sehr viele, auch hohe Persönlichkeiten gern ihre Hand dazu leihen würden, das Verfahren einzuleiten. Warnen Sie den Kaiser!" . . „Sehr gegen seine Gewohnheit endete der Kaiser dies Gespräch nicht mit einem Scherz oder einem energischen mündlichen Haudegen-Hieb à la Erstes Garderegiment, sondern er blieb nachdenklich."

Zehn Tage darauf, Spaziergang an einem Fjord bei Regen. Eulenburg: „Der Kampf gipfelt in einem bedenklichen Gegensatz zwischen der Persönlichkeit E. M. und dem gesamten Volke. Die zweifellos moderne Seite E. M. . . trägt einen fast fortschrittlichen Charakter, aber sie wird paralysiert durch eine zu hart in die Öffentlichkeit tretende Energie. Durch Reden, Telegramme erwecken E. M. den Eindruck, den absoluten König wieder aufleben lassen zu wollen. Das aber wird von keiner Partei des ganzen Reiches mehr begriffen."

Kaiser, scharf: „Ich beanspruche für mich das freie Wort wie jeder deutsche Mann. Ich muß sagen, was ich will, damit die vernünftigen Elemente wissen, wie und wem sie folgen sollen. Wenn ich schwiege, würde das völlig „fertige" Bürgertum gar nicht mehr wissen, was es zu tun hat . .

Du hast nur Angst, daß ich mit Gewalt gegen den Reichstag vorgehe!"

Eulenburg: „Sie sind ja auch ein viel zu moderner Mensch und haben viel zu viel Verstand, um nicht zu sehen, daß Deutschland ohne ein Parlament nicht mehr leben kann und will."

Kaiser: „Das heißt, es muß ein modifiziertes Parlament haben, nicht das heutige."

Eulenburg: „Darüber ließe sich ja einmal reden, aber auch nur auf dem angegebenen Wege. Und dieser Weg ist unfahrbar, wenn das Volk in seiner Mehrheit im Gegensatz zu seinem Kaiser steht."

Kaiser: „Wäre das wirklich der Fall, so kommt es eben zu einer Revolution – und in irgendeiner Form muß es ja doch einmal krachen! Alles führt darauf hin, man muß deshalb den Kampf akzeptieren."

Eulenburg: „– den die Koalition der europäischen Mächte nur erwartet, um über uns herzufallen . ."

Kaiser: „Ja, wollte man im Lande nur begreifen, was ich mit meinen Ermahnungen bezwecke! Aber dazu sind die Deutschen viel zu eng und kurzsichtig, sie gehen in kleinlichen Leidenschaften auf . . Ich ein absoluter König!! . . Habe ich je einen Schritt getan, der als Eingriff in unsere Verfassung aufgefaßt werden könnte? Wie kommen die Leute zu solchen Behauptungen?"

Diese bedeutsamen Dokumente sind aus seinen langen Briefen an Bülow, freilich nur aus Eulenburgs Konzepten publiziert, die er im Alter überarbeitet haben kann; sie mögen also zweimal stilisiert, können aber nicht erfunden sein. Sie offenbaren in Wilhelm zunächst den Mann des guten Gewissens, der alles für sein Volk zu leisten glaubt, ferner den König, der sich vom nächsten Freunde Wahrheiten sagen läßt und nachdenklich wird; nur leider, morgen ist diese Stimmung vorüber, und wenn man dem Kalifen zugute hält, daß er

dem Wahrsager nichts nachträgt, so kann man ihm doch nicht attestieren, daß er ihm glaubt. Aus diesen Gesprächen, die im ganzen Leben des Kaisers wahrscheinlich ihresgleichen nicht hatten, wird ein Fürst mit guten Absichten, verblendetem Geiste und einem nicht zu bannenden Leichtsinn kund, den die Wahrheit nicht genug erschreckt, als daß er sie nicht vergäße.

Was der Admiral Hollmann gewagt hat, ist nicht von ihm selber aufgezeichnet, daher um so glaubwürdiger. So mag es wahr sein, daß er Ende 03 dem Kaiser zur Zeit seiner Halsoperation eines Tages gesagt hat, er sei von Schmeichlern umstellt: „E. M. ganze Umgebung, zu der auch einige Minister gehören, läßt sich eine unwürdige Behandlung gefallen, wie sie nur Schmeichler ertragen." Der Kaiser hörte anfänglich ruhig zu, dann brach er die Unterhaltung mit dem Wort ab: „Nun ist es genug" (W. 3, 220).

Die wichtigste Stunde der Wahrheit hat ihm wohl der jüngere Moltke bereitet (M. 305 f.), der, Anfang 05 zum Chef des Generalstabes ausersehen, sich vornimmt: „Jetzt oder nie!" Dem Kaiser sagt er zunächst, die schwere Stellung könne er erst nach offener Darstellung seiner Ansichten übernehmen. Darauf beginnt er eine Kritik der Kriegsspiele, die immer mit der Gefangennahme einer Armee von einer halben Million nach ein paar Tagen schlössen: „E. M. wissen, daß die von Ihnen geführten Armeen regelmäßig den Gegner einkesseln und so angeblich den Krieg mit einem Schlage entscheiden. Diese Art des Kriegsspiels, bei dem der Gegner E. M. gewissermaßen mit gebundenen Händen ausgeliefert wird, muß ganz falsche Vorstellungen erwecken, die verderblich werden müssen, wenn der Krieg wirklich kommt .. Für noch bedenklicher halte ich, daß durch die Gewalt, die dem Kriegsspiel angetan wird, dem ganzen großen Kreis der daran beteiligten Offiziere das Interesse an der Sache genommen wird .. Was ich aber am allermeisten beklage

und was ich E. M. sagen muß, das ist, daß das Vertrauen der Offiziere zu ihrem Allerhöchsten Kriegsherrn dadurch aufs tiefste erschüttert wird. Die Offiziere sagen sich, der Kaiser ist viel zu klug, als daß er nicht merkte, wie hier alles zurecht gemacht wird, damit er siegen soll, er muß es also doch so haben wollen."

Kaiser: „Davon hatte ich keine Ahnung, daß nicht auf beiden Seiten mit gleichen Waffen gekämpft wird, – ich bin ganz bona fide gewesen. Sagen Sie Schlieffen, daß er mich beim nächsten Kriegsspiel nicht besser behandle wie den Gegner."

Moltke: „Graf Schlieffen sagt, wenn der Kaiser spielt, muß er siegen . . E. M. dürften daher überhaupt nicht führen, sondern müssen über den Parteien stehen . . Wenn die Entschlüsse der Kommandierenden Generäle immer durch das Eingreifen E. M. beeinflußt werden, so wird ihnen die Lust zur Initiative genommen, sie werden unlustig gemacht und unsicher."

Kaiser: „Ich habe den Kommandierenden immer die Freiheit ihres Entschlusses gelassen." (Moltke erwähnt einen Fall des Eingriffes). „Ach ja, das war, wie er mit seinem Korps zurückgehen wollte, so daß es an dem Tage zu gar keinem Gefecht gekommen wäre."

Moltke: „ . . Die ganze Armee weiß nun, daß E. M. einem Kommandierenden General Befehle für sein Korps einfach diktiert haben und das trägt nicht zur Hebung des Ansehens des Generals bei . . Im Kriege führen E. M. doch kein Korps."

Kaiser: „Ich führe, um den Kommandierenden zu zeigen, wie ich wünsche, daß es gemacht werden soll."

Moltke: „Das können E. M. bei der Besprechung zum Ausdruck bringen . . Dazu kommt, daß die Truppe E. M. nicht zu sehen bekommt, was von der größten Wichtigkeit ist, denn der Soldat, der den Kaiser im Manöver gesehen hat, vergißt das sein Leben lang nicht. E. M. wollen zu

Gnaden halten, daß ich mich freier ausgesprochen habe, als Sie zu hören gewöhnt sind."

Kaiser: „Warum haben Sie mir das nicht schon längst gesagt?"

Moltke: „. . Es kann doch nicht jeder zu E. M. kommen und sagen, ich finde dies oder jenes nicht richtig."

Kaiser: „Sie sind aber General-Adjutant, da können Sie immer kommen." Darauf gibt er ihm die Hand und sagt: „Ich danke Ihnen." Nach Verabredung der nächsten Schritte gibt er ihm nochmals die Hand, geht in den Salon voraus, wo die Gesellschaft längst wartet, und war „den ganzen Abend sehr schweigsam und nachdenklich. Er tat mir eigentlich furchtbar leid, aber weiß Gott, ich konnte nicht anders . . Er zeigte sich aber auch später gleichmäßig freundlich."

Folge beim nächsten Manöver, acht Monate später: er führt nicht, „obgleich es ihm bitter schwergeworden ist," greift nicht ein, spendet Moltke großes Lob. „Niemals hat er mir etwas nachgetragen, wenn ich ihm freimütig entgegentrat."

Noch nach drei Jahren bestätigt Moltke, der Kaiser hätte getan und dann auch gesagt, was er ihm vorgetragen, „blieb durchaus sachlich und hielt die beste Kritik ab, die ich je von ihm gehört habe, so daß alles ganz entzückt war."

Diese Wirkungen beweisen, daß ihm ein männlicher und sachlicher Ernst imponieren konnte. Während Moltkes Anklagerede gibt er sich noch erstaunt, naiv, verteidigt sich nur schwach, gibt ihm dann zweimal die Hand, bleibt schweigsam und nachdenklich. Dann handelt er wie er soll, für die Sache, gegen seine Eitelkeit, und die Wirkung dieser Wahrheiten dauert drei Jahre, während sich Eulenburg von einem Fall zum andern hinschleppen muß. Freilich ist auch Moltke kein Haudegen, ist ein dem Übersinnlichen zugewandter Herr, aber er ist nicht des Kaisers Freund: darin liegt die Wirkung. Während Eulenburg durch Herzenstöne,

Bülow durch höfisches Geschick ihn zu fassen suchte und doch nur kurze Strecken mit sich zog, steht hier ein Fremder, dessen Selbständigkeit er achten muß, wofern er ihn nicht verlieren will.

Hält man dazu die Berichte Ballins, Metternichs und anderer, nach denen der Kaiser bei kluger Behandlung lenkbar schien, so geht ein Teil der weltgeschichtlichen Kritik von ihm auf seine Ratgeber über, die sich in Front vor ihm aufstellen und mit Ausnutzung seiner Furcht ihn hätten bezwingen müssen.

Das aber war letzten Endes nicht nur die Aufgabe von zwanzig Menschen. Es war die Pflicht der Nation.

XVII

Denn zahllos strömten diesem König durch dreißig Jahre aus allen Klassen und Kreisen, in jeder Lage, jeder Gegend, bei Festen und Trauer, an Feier- und Arbeitstagen, durch nichts als durch die Klangstärke unterschieden, die Schmeicheleien seiner Untertanen zu. Der König glaubte alles. „Wer in den Augen der Menschen zu lesen versteht – ich glaube, ich kann das –", sagte er mit 40 Jahren bei einem Fest in Hannover, und da er es verstand, erkannte er in allen Augen die Echtheit ihrer Huldigung. Dreißig Jahre lang defilierten in unendlicher Cour vor Wilhelm dem Zweiten auf seinem Throne die Deutschen und schmeichelten mit Worten oder Schweigen, um an seiner Sonne zu gedeihen.

Da schritten die Fürsten und Grafen des Landes voran und überboten sich in Jagden, Prunk und Ruhmreden, um ihm zu gefallen. „Wenn der Fürst Dohna in Rominten ein gutes Wild meldet, so gibt er sich das Ansehen, als ob er der Wichtigkeit halber hereingestürzt käme und vor Erregung und Eile gar nicht atmen könnte" (Z. 84); einmal bittet er um die

Gnade, seine Kühe solche Schellen tragen lassen zu dürfen, wie die Kaiserlichen Kühe in Rominten. Wenn der Graf Ballestrem als Präsident des Reichstages die Geburtstagsrede hält, so warnt er den Herrscher nicht vor neuen Übergriffen, er feuert ihn vielmehr dazu an, denn er sagt: „Unser Kaiser hat seine Zeit verstanden, er hat gesagt: Ich will kein sogenannter konstitutioneller Monarch sein, der da herrscht und nicht regiert. Ich glaube, das würde unserem herrlichen Kaiser nicht zusagen, wenn man ihm diese Rolle zuteilte."

Den Edelsten folgten die Reinsten der Nation. „Wenn in jeder Predigt – so berichtet der Oberhofmarschall – die ein Hofprediger hält oder ausarbeitet und die dann der Kaiser vorliest, immer wieder Anspielungen . . auf das Tugendleben des Kaisers vorkommen, ist es nur natürlich, daß sich daraus ein sittlicher Hochmut entwickelt, der dem bedenklichsten Pharisäertum gleichkommt. Nur wer die intimen Vorgänge am Hof ganz kennt, kann die unglaubliche Liebedienerei der schmeichlerischen Predigten ganz ermessen. Ich bin darüber häufig aufs äußerste erschüttert gewesen" (Z. 79). Nach einer solchen „unglaublichen byzantinischen Predigt" bei Eröffnung des Reichstages im Jahre 07 sagte sogar Admiral von Müller, darüber könne nur eine Stimme der Mißbilligung sein. Gleich darauf der Kaiser: „Eine so ausgezeichnete Predigt habe ich sehr lange nicht gehört, das war wirklich ganz hervorragend!" (Z. 179).

Dem Prediger folgte im Zug der Schmeichler der Kanzler des Reiches. Schon im Jahre 93 schrieb Bülow an Eulenburg: „Ich war tief bewegt, als ich ihm die Hand küssen und ihm für so viel Gnade danken konnte." Fünf Jahre später nannte er ihn in einer Denkschrift arbiter mundi. „Bülow verdirbt den Kaiser völlig," sagte Ballin, „indem er ihm dauernd die größten Schmeicheleien sagt und ihn so allmählich zu maßloser Selbstüberschätzung bringt" (W. 3, 220).

Ihm folgten die Minister. Waren sie abends zur Allerhöchsten Tafel geladen, „so stellten sie sich dem Kaiser gegenüber im Halbkreis auf, eine mehr oder weniger militärische Haltung nahmen sie alle ein. Der Kaiser richtet nach kurzer Begrüßung scherzhafte Worte an diesen oder jenen, hier und da unterbrochen durch eine Frage, die dann in fast militärischer Form erwidert wird . . Man wird an einen Regiments-Kommandeur mit seinen Hauptleuten erinnert." Berichtet der Staatssekretär Marschall über die Bagdad-Bahn, die die Deutsche Bank baute, so nannte er sie: „E. M. Allerhöchsteigenes Unternehmen." Im Jahre 04 resümiert Waldersee (2, 299): „Mag er noch so hart über Personen und Parteien urteilen, es wird mit zustimmendem Lächeln und krummen Rücken angehört. Die Minister müssen einfach gehorchen. Tatsächlich haben wir eine Kabinettsregierung mit autokratischem Willen des Kaisers, der diesen in den meisten Fällen durch Lucanus den Ministern mitteilen läßt."

Aus ihren Eingaben tropft daher nicht nur der stete Wohlgeruch von Allerhöchst und Alleruntertänigst, sie sprechen auch in den Anweisungen an ihre Vertreter draußen vom Kaiser mit diesen Floskeln, weil er sich manchmal solche Aktenstücke geben ließ und über das Fehlen der Superlative zürnen konnte. Bei ihrer Auswahl der Ausschnitte, die sie und besonders das Auswärtige Amt dem Herrn vorlegen lassen, entziehen sie ihm alles Peinliche; nach freiem Ermessen öffnet ein halbes Dutzend Männer vor seinen Augen Gardinen, schließt sie halb, dreiviertel oder ganz, gibt oder entzieht ihm so den Ausblick auf Ereignisse und Stimmungen des Tages, immer nach dem Grundsatz: Majestät braucht Sonne.

Diese Ausschnitte, jahrzehntelang im Ministerium des Innern vorbereitet, enthielten nur zwei bis drei wohlzensierte politische Nachrichten, dann ebenso viele Unfälle und Verbrechen, dann Berliner Curiosa, dann eine Aus-

grabung, Bilderfälschung oder neue Arznei, dann Kaiserfeier, Turnfest oder sonstiges Patriotisches. Nicht der Kaiser, nur die Kaiserin las regelmäßig den „Lokalanzeiger", der Kaiser hatte deutsche Zeitungen abgelehnt, seit er in jungen Jahren im Vorwärts und Kladderadatsch Angriffe hatte lesen müssen. Er beschränkte sich auf Lektüre der „Fürstenkorrespondenz", die ihrem Namen entsprach.

Es folgen im Zuge die Botschafter. Ihnen schickte man Abschrift vieler kaiserlicher Marginalien, damit sie aus diesen Zensuren die Stimmungen des Herrn erkennten, und depeschierte ihnen, mit welcher Art Berichten sie seiner Stimmung entsprächen. Man drahtete von Berlin nach Rom oder Konstantinopel, daß ein begeisterter Bericht über den Besuch des Kaisers von diesem erwartet werde. In der Petersburger Revolution vom Jahre 05 zögert der Botschafter eine Woche lang irgend etwas zu berichten, um die Allerhöchste Person nicht zu erschrecken. Wenn ein eiskalter Besuch in England wie Ende 99 ohne allzu heftige Zusammenstöße überwunden ist, berichtet der erleichterte Botschafter nach Berlin für die Augen des Kaisers: „Nach den vielen Äußerungen der Befriedigung, der Freude, ja des Entzückens, die mir berichtet wurden, schließe ich in diese zuversichtlichen Erwartungen . . alle Mitglieder der Königsfamilie ausnahmslos ein . . Nicht minder nachhaltig war die Wirkung des persönlichen Verkehrs mit unserem erhabenen Monarchen auf die Minister Ihrer Majestät. Balfour erklärte, er habe nie eine anregendere Stunde durchlebt, als die, in welcher er . . unter dem Zauber von S. M. Persönlichkeit stand . . Wäre S. M. in London erschienen, hätte er der spontansten und begeistertsten Huldigungen sicher sein dürfen. In der Zurückhaltung, welche sich Presse und Publikum auferlegen mußten, haben sie sich doch im allgemeinen davor zu hüten gewußt, zu kühl zu erscheinen" (A. 10, 422).

Als man im Jahre 95 in China einen Hafen sucht und der Kaiser den Gesandten von Heiking fragt, welchen er im Auge habe, sagt er: „Ich denke an Amoy". Wie Tirpitz ihn dann fragt, warum er einen Ort nannte, den er gar nicht kenne, sagt Heyking: „Ich konnte doch S. M. nicht ohne positive Antwort lassen." In Washington verkündigt der Botschafter Speck von Sternburg in öffentlicher Rede, der Kaiser sei, „nicht nur die größte universale Intelligenz in der Welt, sondern auch ein moderner Mann, die Seele der Industrie beherrsche er wie die Technik, die bildenden Künste und die Musik mit gleicher Meisterschaft."

Es folgen in reichbesterntem Zuge die Offiziere, voran Generale und Admirale, sie hatten die große Ausrede: Gehorsam. Der Kaiser entwirft „ein Idealschiff, welches schwer gepanzert, schnell und mit vielen Torpedorohren armiert wäre, um den Torpedobooten ihre Aufgabe abzunehmen . . Die Konstruktionsbedingungen hoben sich dabei auf. Wir machten uns aber dem erhaltenen Befehl gemäß an die Arbeit und bei der Unmöglichkeit eines brauchbaren Ergebnisses entstand für dieses Produkt der Name Homunculus" (T. 134). Nach einem Galadiner des Generalstabes wird dem Kaiser gesagt, der alte Moltke sei eigentlich kein Feldherr gewesen, nur der Ausführer der Befehle seines Königs. „Die Bemerkung war allein auf den Kaiser berechnet. Wie soll man sich da wundern, wenn dieser schließlich mit Geringschätzung auf den Generalstab sieht!" (W. 2, 208).

„Im Kaisermanöver treffen durchschnittlich dreimal in der Nacht völlig veränderte Befehle bei den Truppen ein. Niemand wagt zu äußern, daß dadurch Unruhe geschaffen wird, wichtige Dispositionen gestört werden, kolossale Märsche entstehen und die Verpflegung bis zu gelegentlichem Mangel erschwert wird. Im Gefecht werden die modernen Anforderungen außer acht gelassen, man bemüht sich nur schöne Bilder zu zeigen, die Stäbe reiten in den

Schützenlinien, die Artillerie fährt ebenfalls hinein und die Kavallerie attackiert so harmlos, als ob sie noch mit einem Feuerschloß-Gewehr bewaffnet wäre. Alles das fällt mehr oder weniger vielen auf, aber niemand wagt etwas davon zu äußern, besonders nicht der Chef, Graf Schlieffen.

„Während niemand den Sterbenslaut einer kritischen Bemerkung wagt, gibt es aber sehr hochgestellte und höchste Personen, die S. M. versichern, wie interessant, lehrreich und prachtvoll alles gewesen sei . . Stumm, ernst und ausdruckslos beteiligt sich Graf Schlieffen, indem er die Befehle von Allerhöchster Stelle ausführt . . Durch dies absolute Schweigen und unbedingte Eingehen . . kommt es auch zu direkter Täuschung. Zu den Paradeaufstellungen und Märschen verstärkt man die Eskadronen in geschickter und unauffälliger Weise durch Leute, die man in der Nähe gedeckt halten ließ. Der Kaiser muß dabei die Überzeugung bekommen, mit dieser Kavalleriemasse ungeheure Anforderungen tagelang hintereinander erfüllen zu können; in Wirklichkeit aber sind es nur wenige Pferde, die täglich mit Anstrengung durchhalten, die andern wechseln nach dem oben geschilderten System einfach ab“ (Z. 97, 42).

Aber die Schmeichelei der Uniform geht weit über den Vorwand Gehorsam hinaus. In Danzig, Herbst 04, küßt General von Mackensen auf dem Bahnhof dem Kaiser bei der Meldung die behandschuhte Rechte. Rasch pflanzt sich diese männliche Geste fort und im Kasino der Leibhusaren küßt ein Leutnant die Allerhöchste Hand, die ihm einen Orden beschert hat (Z. 84). Ein alter General, der die Kriege mitgemacht hat, feiert einen Besuch des Kaisers in Aachen öffentlich mit den Worten: „Ich habe in meinem Leben vielen weltgeschichtlichen Ereignissen beigewohnt, aber ich erinnere mich keines, das die Begeisterung zu solcher Höhe steigerte.“ Ein Offizier fordert einen Redakteur, der den vom Kaiser komponierten Sang an Ägir als Arbeit eines

Dilettanten bezeichnet hatte. Als der Kaiser im Jahre 90 die taktische Aufgabe des Generalstabes falsch gelöst hat, spricht er, wie Waldersee berichtet, „bei der Promenade im Tiergarten jeden Offizier darauf an und sucht für seine fehlerhafte Ansicht Propaganda zu machen. Natürlich fand er einige erbärmliche Leute, die ihm beistimmten." Ein militärischer Vortrag vor dem Kaiser über Friedrichs Niederlage bei Hochkirch schloß: „Unter Führung E. M. wäre so etwas nicht vorgekommen" (E. 2, 319).

Es folgen die Städte. In allen Provinzen des Reiches harren im Reichsfestschmuck Perrons und Rathäuser, Kasernen und Denkmäler auf die Ankunft der Allerhöchsten Herrschaften, am Brandenburger und an anderen Toren stehen befrackte Oberbürgermeister, Obelisken und Festons tauchen überall auf und unter, um anderweitig wieder aufzutauchen. Im Elsaß hatte man schon so viel Routine, daß ein für allemal die Löcher am Rande des Trottoirs für die Mastbäume frei blieben, herabwallende Fahnen und dichte Tannengewinde hatten den Nebenzweck, die unbeflaggten Häuser der französisch fühlenden Bürger dem alles durchdringenden Hohenzollernauge zu verbergen. Die Stadt Görlitz war nicht die einzige, der man eine demokratische Stadtvertretung durch Entziehung von Kaisermanövern mit den damit verbundenen Geschäften abgewöhnte. Hamburg schuf für den Besuch des Kaisers eine Insel in der Alster, und als die Städte Köln und Krefeld sich mit K schreiben wollten und von zwei Professoren Gutachten dafür abgeben ließen, ließ der Kaiser sein Allerhöchstes C Lören, und das Oberverwaltungsgericht wies daraufhin die Beschwerde der Städte kostenpflichtig ab.

Es folgen die Privatbeamten. Seine Kachelfabrik braucht jährlich bedeutende Zuschüsse, da sie die Konkurrenz unterbietet, dann aber werden dem Kaiser großartige Erfolge in Form von Auftraglisten vorgeführt. Sein Gut Cadinen stellt

man ihm als Musterwirtschaft dar: „Es ist unglaublich," sagt darauf der kaiserliche Gutsherr, „wie wenig die ländlichen Arbeitgeber für ihre Arbeiter tun! Warum bauen sie ihnen keine solchen Häuser wie ich in Cadinen, dann würden die Arbeiter nicht nach dem Westen wandern," und er erzählt dem englischen Botschafter, jedes Schulkind auf seinem Gute habe sich im letzten Jahr allein 800 Mark gespart. Dann ist er entzückt, als man ihm meldet, er habe dort eine Kuh, die täglich vierzig Liter Milch gibt, da man hier „auch nicht davor zurückschreckt, in eine Kuh mehr Milch hineinzugießen, als aus ihr herausgemolken werden konnte .. Es ist doch merkwürdig, schließt Zedlitz, daß der Kaiser überall einen Menschen braucht, der ihn betrügt" (Z. 179).

Es folgen die Freunde und Kameraden. „Die Prahlerei, Ruhmredigkeit und Schmeichelei in diesem Stück (von Lauff) ist kaum zu beschreiben, die verschiedensten hochstehenden Persönlichkeiten konnten sich nicht mehr bemeistern und sprachen es ruhig aus. Bei einigen aber erlebte ich es, daß, als ihnen unmittelbar darauf S. M. Allerhöchst sein Befriedigtsein mit dem Stück aussprach, sie sofort auch nur Worte der Bewunderung und Anerkennung hatten. Dieser krasse Umschwung und vor allen Dingen der scheue Blick, wenn jemand dabeistand, der unmittelbar vorher das entgegengesetzte Urteil mit angehört hatte, konnten gradezu humoristisch wirken" (Z. 48). Von der Nordlandreise 03 schreibt Eulenburg: „Der Widerspruch der Jahre zu der krampfhaften Heiterkeit verletzt mich am meisten. Die Fahrtgenossen sind ohne Ausnahme zu hohen Würden gestiegen .. und sie sind alle recht verbraucht. Aber es bleibt doch noch genug Energie, um heiter, witzig, ja selbst geistreich zu erscheinen .. Mich ekelt das sehr. Ich kann diese Exzellenzen, die die Kniebeuge machen, nicht mehr ertragen, auch nicht mehr Witze von morgens 9 Uhr" (E. 2, 303).

Es folgen die Fabrikanten der Kaiserbücher. „Der Kaiser und die Jugend. Bedeutung der Reden des Kaisers für Deutschlands Jugend," erschienen 05 mit zwei Vorworten. Aus dem Vorwort eines Hofpredigers: „Es gibt Menschen, deren Worte ihre Handlungen sind, zu diesen werden wir alle unsern Kaiser zählen .. Seine Worte bedeuten Taten .. sie bergen tiefe Lebensweisheit." Aus dem Vorwort des Herausgebers: „Gott sei heißer Dank dafür dargebracht, daß er uns einen Kaiser geschenkt hat, auf den nicht nur verlogene Liebedienerei oder gesinnungsloser Servilismus, .. sondern auch der ernste Sinn des seinem Amte treu und gewissenhaft ergebenen Erziehers als auf ein leuchtendes Vorbild freudig hinweisen kann .. Das hohe, man möchte sagen heilige Bewußtsein der Pflicht und Verantwortlichkeit, der unermüdliche Eifer und niemals rastende Fleiß, das freudige Anerkennen der Verdienste anderer, das staunenswerte Streben auf allen Gebieten zu lernen und sich zu vertiefen, das alles, verbunden mit dem bestrickenden Zauber einer kraftvollen Persönlichkeit ergibt ein Gesamtbild von so packender Gewalt, daß kein deutscher Jüngling sich seinem veredelnden Einfluß entziehen kann."

Als ein schlauer Franzose, der Zeichner Grand-Carteret, dies alles erkannte, suchte er den Import seiner Kaiser-Karikaturen nach Deutschland durch einen Offenen Brief im Jahre 04 zu erzwingen, in dem er sich mit diesen Worten über ihn lustig machte: „Wie Napoleon einst für die ganze Welt, so sind Sie, Majestät, kurz: der Kaiser. Das sagt alles, der Cäsar .. Heut sind die Augen Europas beständig nach den Ufern der Spree gerichtet. Sie sind das Idol, der Gott des Tages .. Schon eine Bewegung von Ihnen hallt in der ganzen Welt wider .. Majestät, geben Sie den Wink zur Befreiung der Karikaturen, welchen die Welt von Ihnen erwartet!" Da er verstand in den Augen der Menschen zu lesen, gab er den Wink und ließ das Buch des Ausländers

erscheinen, während deutsche Wahrsager auf Festungen und in Gefängnissen ihre Kühnheit büßten.

Es folgten unter den Künstlern die Fabrikanten der Hohenzollernstücke, der Kaiserbilder, Allegorien, Gedichte, die sich für Ton und Farbe, Aufriß von Domen und Dramen dem Genius Serenissimi beugten und deren Rekord der Erbauer der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche hielt. Ein Architektenzeichen (Kreuzung zweier Kreisbogen), das auf dem ersten Plan über dem Kreuz auf dem Turm wie ein Stern wirkte und als solcher dem Kaiser wohlgefiel, auf der Ausfertigung später natürlich fehlte, wurde vom Kaiser ärgerlich vermißt, denn gerade die Überladung: Kreuz und Stern hatte ihn fasziniert. Herr Schwechten, der die Kirche erdachte, war zu servil, ihn aufzuklären, ingleichen die Kirchenbehörde, und so strahlt über 20 Jahre lang ein eiserner „Morgenstern" über dem Kreuze, wie ihn als Totschläger die Söldner gebrauchten.

Es folgen die Bürger, die besondere Leistungen an den Hof geführt haben. „Mögen sie noch so unabhängig sein, in des Kaisers Gegenwart werden sie zu Höflingen und binnen kurzem häufig zu schlimmeren, als die dauernd dazu bestimmten Menschen. Wenn es ernstlichen Unwillen erregen könnte, treten sie ebensowenig für ihre Überzeugung ein, wie die andern" (Z. 62). Slaby, hervorragender Physiker, „kennt leider in bezug auf Schmeichelei und Liebedienerei gar keine Grenze mehr". Er legt dem Kaiser dar, wie er über seine Gegner schließlich doch immer triumphiert habe. „Ja, das ist wahr, erwidert da der Kaiser, meine Untertanen sollten einfach tun, was ich ihnen sage; aber sie wollen immer selber denken, und daraus entstehen dann die Schwierigkeiten" (Zedlitz, Herbst 04).

Sie alle sind im Zuge der Schmeichler, die unabhängigen Geister, von denen keiner dem Kaiser die Wahrheit, die er nachher aufschrieb, jemals ins Auge gesagt hat:

Ihne, Harnack und Delitzsch, Helfferich und Krupp, Dörpfeld und Bode, Kopp und Faulhaber, Tschudi und Begas, der junge, zuweilen sogar der alte Rathenau, und der große Gelehrte Deußen spricht in seiner Kaiserrede 91 die Erwartung aus, „daß der Kaiser uns von Goethe zu Homer und Sophokles, von Kant zu Platon führen wird". Lamprecht aber, Deutschlands erster Historiker, zur Wahrheit doppelt verpflichtet, bricht noch 1912 vor der Erscheinung Wilhelms des Zweiten in großem Huldigungsaufsatz in die absurden Sätze aus: „Eine urzeitlich durchwehte Persönlichkeit von mächtigem Willen und entscheidendem Einfluß, dem .. der ganze Empfindungs- und Schicksalsbereich eines schaffenden Künstlers immer und immer wieder erschlossen wird .. Selbstsicherheit und Festigkeit der obersten Ziele, das ist eines der entschiedenen Kennzeichen der kaiserlichen Persönlichkeit."

Umspielt aber wird der Zug der gebeugten Rücken und der entrückten Blicke, er wird umjauchzt von luftigen Gestalten mit Zimbelschlägen und leisen Pauken, die durch die Schlüssellöcher dringen, zu den Fenstern entfliegen, von keinem Zeremonienmeister gehindert: das ist die Presse des Kaisers und der Seinen. Hier liest er, wenn der entzückte Zug vorüber ist, „die Gefühle des Volkes", lächelt und kann zum Präsidenten des Herrenhauses sagen: „Was will man denn? Man jubelt mir ja überall zu! Ich weiß sehr gut, was man im Volk von mir denkt und spricht!" Und während er die Ausschnitte seiner Zeitungen sinken läßt, schließt sich das von so viel Glanz und Hingabe lange unermüdete Auge am Ende doch, und noch einmal sieht er sie an sich vorüberziehen: Fürsten und Generale, Hofprediger und Professoren, Botschafter und Minister, Fabrikanten und Architekten, Bürgermeister und Künstler, Kardinäle und Juden, Freunde und Fremde: alle beglückt, alle des Lobes, des Dankes voll!

Nur Einen Stand hat er im Zuge seiner Untertanen nie erblickt: die Arbeiter fehlten. Sie waren nicht hoffähig.

VI. KAPITEL

KATASTROPHEN

I

Das Netz, in dem die drei Regierer Deutschlands einander und den Kaiser hielten, aus Mißtrauen und Eifersucht geknüpft, mußte endlich zerreißen. Holstein und Eulenburg, gefesselt durch gemeinsame Sache bei getrennten Lebenskreisen, getrennt durch die Fessel eines gemeinsamen Hasses: der Einsiedler und der Hofmann suchten einander zu überwinden, und da der eine dem Kaiser gar nicht, der andere nicht mehr als einziger Freund begegnete, umbuhlten sie beide den Dritten, der Amt und Verantwortung, zugleich die stete Nähe des Monarchen hatte: zwischen beiden stand Bülow und suchte sich von ihren Ketten zu befreien.

Vor beiden hatte er die Kühle voraus. Denn während Eulenburg in seiner undinenhaft feuchten Wärme für den kaiserlichen Freund, Holstein in Handwerksleidenschaft für die Konflikte Europas glühte, war Bülow von keinem andern Streben bewegt, als möglichst lange die drohenden Gefahren niederzuhalten, die das Temperament seines Herrn heraufbeschworen hatte. Aktivität und Zynismus belebten ihn reiner als seine beiden belasteten Freunde, und wenn Holstein in seinem Laboratorium etwas vom Doktor Wagner, Eulenburg manches von Marthe Schwerdtlein hatte, so spielte Bülow zuweilen den Mephisto, der den Kaiser durch das Flammengaukelspiel seiner Noten, Reden und Aufführungen unterhielt.

Bülow, im Sommer 05 nach seinem größten Fehler, nach Marokko gefürstet, konnte auf dieser Höhe seiner Macht nur

noch einen persönlichen Wunsch im Busen tragen: die beiden Rivalen im Amt und beim Kaiser zu entfernen, um diesen und damit die Regierung allein seiner Suggestion zu unterwerfen. Darum bot er, zwei Monate nach dem Fürstentitel, wegen des russischen Vertrages seinen Abschied an und glaubte sich nach jenem Zusammenbruch des nach ihm weinenden Kaisers der Herrschaft sicher. Hatte er schon vorher Holstein in der Amtsentfernung Eulenburgs unterstützt, wenn auch mit fast unsichtbaren Mitteln, so half er jetzt Eulenburg mit den gleichen, Holsteins Sturz vorzubereiten, beides keineswegs als Initiator oder gar als Intrigant, nur seiner Natur folgend als Glücksritter, der jeden Weg benutzt, den ihm der Himmel weist.

Der Himmel aber richtete es so ein, daß erst Eulenburg durch Holstein halb, dann Holstein durch Eulenburg und Bülow ganz, dann Eulenburg durch Holstein ganz, dann der Kaiser durch Bülow halb und am Ende Bülow durch den Kaiser ganz entmachtet wurde. Am Ende dieser Komödie stand das deutsche Volk unwissend, sein Genius trauernd auf der Trümmerstätte. Das Ganze hat sich in drei Jahren, 06–09, erst insgeheim, dann allzu öffentlich abgespielt.

Die Anfänge lagen zurück. Der Streit um Goluchowski, den Holsteins verletzte Eitelkeit haßte, hatte ihn von Eulenburg vollends entfernt, der als Botschafter in Wien das Heil des Reiches gegen ihn zu verteidigen glaubte und schrieb: „Auf Goluchowski, der Schratt und mir steht momentan der ganze Dreibund." Holstein dagegen zeigte in Berlin dem österreichischen Botschafter, der ein Gegner seines Chefs Goluchowski war, des Kaisers abfällige Randnoten gegen diesen, damit man sie in Wien erführe: er beging also Landesverrat durch Mitteilung von Staatsgeheimnissen an eine fremde Macht. Neujahr 99 kam es zum letzten Wechsel von Briefen zwischen den beiden früheren Freunden:

„Von ganzem Herzen meinen Gruß und treue Wünsche"

sendet in einem schlauen Schreiben Eulenburg an Holstein und fügt, um ihn zur Stärkung seiner eigenen Stellung wieder zu gewinnen, die doppelsinnigen Zeilen hinzu: „Wir haben so viel Hartes miteinander durchgemacht . . wir sind gewissermaßen zusammengebrannt und gesiedet worden! . . Je älter man wird, desto mehr muß man sich an die alten Beziehungen halten." In glänzend ironischer Antwort bedauert Holstein, daß „Sie nicht nach dem Semmering fuhren und sich dort amüsierten . . Also warten wir ab und trinken irgendwas, am besten Tee! Ich hoffe, daß der jetzt von Falb prophezeite Eismonat Ihnen und Ihrer Familie zu einer heitern Lebensanschauung, soweit sie nicht schon vorhanden ist, verhelfen wird. Mit herzlichem Gruß Holstein."

Dieser herzliche Gruß war sein letzter Betrug an Eulenburg. Mit so hochmütigen Bosheiten schloß er eine zwölfjährige Korrespondenz ab, den nächsten Brief beantwortete er nicht mehr und ließ sich dann in Berlin verleugnen. Ein Jahr darauf mußte er freilich mit ansehen, wie Eulenburg Fürst und damit auch in seiner Wiener Stellung gefestigt wurde, aber er ließ nicht ab und verstand, durch den Schein sachlicher Gründe nun auch Bülow zum ersten amtlichen Affront gegen seinen Intimus zu bewegen: einen schneidigen Erlaß vom März 1900 an Eulenburg gegen seine Politik, um einer geringen Sache willen, unterzeichnete Bülow, und man begreift Eulenburgs Bitterkeit, wenn er sich dazu bemerkt: „Daß sich Bülow dazu hergab, einen solchen gefährlichen Unsinn mitzumachen, kennzeichnet seine Abhängigkeit von Holstein. Ich bin außer mir über dieses sich mir plötzlich enthüllende Bild!"

Während aber im Laufe des Jahres Holstein seine Federn gegen den deutschen Botschafter in Wien schreiben ließ, verstand Bülow sich diesen zu erhalten, obwohl er zugleich Holstein ergeben war; eine Weile glich er dem Manne, der seine alte Geliebte durch unverminderte Zärtlichkeit zur

Anerkennung einer neuen nötigt und beider Klagelieder mit Teilnahme anzuhören vorgibt. „Wenn ich denke, schrieb Eulenburg, daß ich Holstein nur Gutes tat, für ihn eintrat, ihm half, wo ich konnte, viel, sehr viel um seinetwillen gelitten habe, – und nun diese Feindschaft, dieser Haß!“ In Wahrheit hatte er Holstein gefürchtet, ihm nur geholfen, wo er sich half, und nie um ihn gelitten. Jetzt rächte sich der allgemeine Betrug und wurde zum Selbstbetruge.

Denn so wie Holstein damals noch Bülow beherrschte, so hatte Bülow den Kaiser kaptiviert und hielt, indem er in diesen nicht sehr klaren Wellen herumschwamm, an einer langen Leine auch noch den fernen Eulenburg: „Lasse Dich überhaupt nicht so sehr ins Bockshorn jagen“, schrieb er im März 02, „verliere Deine Nerven nicht .. Ich denke oft an Achilles, mit dem unser Herr viel Ähnlichkeit hat, und von dem Homer sagt: sein ruhmatmendes Herz kennt weder Furcht noch Entfliehen.“ Daß Bülow ein solches Schattenspiel vor Eulenburg aufführen konnte, wurde durch dessen Antwort akzentuiert: „Ich nehme an, daß Du bei Deinem achilleischen Vergleiche nicht an die Ferse des Helden dachtest.“

Inzwischen hält in Berlin der Freund den neuen Achilles in Fesseln der Schmeichelei, ja, es gelingt ihm, den gemeinsamen Freund selbst im Herzen des Kaisers zu verdunkeln, seinen Rücktritt anzubahnen. Ohne politisch zu antworten, kann er darum im nächsten Brief nach Wien schreiben, Eulenburg solle seine Gesundheit wieder herstellen, „um noch lange Jahre für Dein Leben und Wirken und Deine reichen Gaben in einer Dich .. wahrhaft beglückenden Weise verwerten zu können.“

Wie? Sind es erst neun Jahre, daß Bülow, noch außerhalb des Allerheiligsten, das Flötenkonzert ihrer schwesterlichen Seelen in den jungen Mond verhauchen ließ, – und heute soll der Freund seine reichen Gaben außerhalb des Tempels

verwerten, in den er jenen eingeführt? Schlimme Momente für den Königsmacher, wenn er solche Zeilen seines Geschöpfes liest! Doch er weiß den so deutlich gewünschten Abschied höfisch zu instrumentieren. Seine Superlative türmen sich: „Mein Gesundheitszustand ist ein qualvoller, das ist die reine Wahrheit. Durch zehn Jahre furchtbarer, mühevoller Arbeit mit unserm lieben Herrn bin ich total erschöpft .. Der Arzt erklärte mir, folgte ich nicht seinem Rate, so sei ich in einigen Jahren ein toter Mann. Machte ich jetzt diesen Schritt, so sei es möglich, daß ich mich meiner Familie noch eine Zeitlang erhielte." (Trotz schwerster Erschütterungen lebte er noch zwanzig Jahre.)

Im Mai kommt es zur Aussprache zwischen den Busenfreunden, in der Bülow sagt: „Das preußische Wesen ist hart und rücksichtslos, feine Naturen, wie Du es bist, .. sind dafür nicht geschaffen." In Wahrheit ist von preußischer Härte so wenig wie von feinen Naturen die Rede, sondern von einem klugen Kanzler, der seinen neurasthenischen Herrn wie ein Arzt bewacht. Eulenburg, der das alles seit fünfzehn Jahren kennt, ist fast ergreifend, wenn er dem heut noch unverbrauchten Freunde Bernhard nach der Aussprache schreibt: „Ich will nicht mehr Deine Freundschaft belasten und ich bin nicht mehr imstande, den ungeduldig schwankenden Zustand zwischen Launen, Verdächtigungen, Freundlichkeiten und Phrasen zu ertragen." Nur des Kaisers Freundschaft und das Glück hätten das alles überbrückt; jetzt „sinkt vor meinem Entschluß mein Amt, die Politik, das weltliche Leben .. zusammen, und es steigt meine Musik, mein stilles Liebenberg, die mir wiedergegebene Familie mit glücklichen Klängen auf. Wie wenigen ist dies Doppelleben von Gott gegeben, – die Möglichkeit einer Rückkehr in das Eigentliche!"

Nirgends wirkt Eulenburg so sympathisch wie hier, wo er zu resignieren scheint, alles Mitgefühl sammelt sich auf

ihn, nach 15jährigem Trubel wünscht man ihm ein langes klares Alter mit Musik und Versen, ohne nach deren Qualität zu fragen. Ja, als er dann im Sommer den Staatsdienst verläßt, bricht er an Bülow in die Worte aus, er scheide ohne Bitterkeit, „denn neben dem geliebten Kaiser sehe ich den einzig möglichen Mann – und um Dein Haupt weht der rätselhafte Schleier des Geschicks, das Dir bestimmt ist: Gott möge es in die Fluten der Gnade tauchen!“

Zwar, um Bülows Haupt weht völlig rätselfrei nur der Wind der Parteien und der Ventilator der Presse, auch würde ein in die Fluten getauchter Schleier nicht mehr wehen; wäre aber sonst alles in Ordnung, wäre dieser Favorit wirklich so klug, sich beizeiten in Kunst und Stille zurückzuziehen, Respekt und Teilnahme würden ihm folgen. In Wahrheit ist alles Theater, Hofmann und Günstling zu sein kann er nicht entbehren: und daran soll er zugrunde gehn. Mit wahrhaft prophetischen Worten schreibt Eulenburg um diese Zeit, fünf volle Jahre vor seiner Katastrophe, dem Freunde Bülow Rufe der Angst, die nur einer ausstößt, der manches zu verbergen hat: „Ich werde auch auf Dich einmal zählen können . . Einem gebrochenen und todkranken Mann werden die preußischen Landsleute und Freunde allerdings noch einen Eimer Gift und Kot über den Kopf gießen, daran zweifle ich nicht . . Dein Freundesschutz wird mir zu der Zeit nicht fehlen, dazu kenne ich Dich zu genau.“

Worte der Ahnung und Mahnung, zwischen denen das Mißtrauen gegen solchen Freundesschutz angstvoll atmet.

II

Aber nicht lange durfte Holstein der Königsstürzer den halben Sturz des Königsmachers genießen: Eulenburgs Verkehr mit dem einseitigen Duzfreund gewährleistete ihm

die Gunst des Kaisers auch außer Amt und dann vielleicht besonders, Holsteins Fremdheit gegen den Kaiser dagegen bedrohte ihn bei Abgang aus dem Amt sogleich mit voller Vernichtung. Endlich zog sichs nun auch um ihn zusammen.

Marokko: das war Holsteins Erfindung gewesen, und als er im März 04 die Landung des Kaisers in Tanger durch Bülow erzwang, fühlte er sich Meister Europas. Zwar, auch er wollte den Krieg nicht, der sein Handwerk vielleicht zerstört, zumindest unterbrochen hätte, er wollte nur das Prestige heben, das heißt, er wiederholte die Phrase von einer nationalen Ehre, die durch vernünftige Verständigung in kolonialen Fragen angeblich gekränkt würde. Draußen aber mußte man glauben, Deutschland suche mit Frankreich den Krieg, jetzt, während der Russe in Asien festgehalten war, und als im April die Diplomaten kamen, um nach dem Zweck der kaiserlichen Landung und Rede zu fragen, gaben Holstein und Bülow die Parole aus: „Die Sphinx markieren." Die Franzosen demütigen, das war die Absicht, Bülow wagte es zu diesem Zweck sogar, eine Pariser Anfrage zur Schlichtung aller Kolonialfragen auf der Konferenz dem Kaiser zu verheimlichen, dessen friedliche Absichten ihn jetzt störten.

In seiner Zelle saß Holstein und wachte über seinen Phiolen. Er war stark genug, als Geheimrat eine Beratung mit den Spitzen der Armee und der Marine zu erzwingen, um diese zu gewinnen, und während der Staatssekretär gegen ihn sprach, saß Bülow in verantwortlichem Schweigen. Als im Frühling 04 Delcassé zum Fürsten Lichnowsky sagte, man wolle sich über Marokko ruhig verständigen, und das gesamte Problem in das Stichwort zusammenfaßte: „Lâchez l'Autriche, et nous lâcherons la Russie," da war Holstein außer sich über Lichnowskys Bericht und ließ ihn verschwinden; wenigstens fehlt er in den Akten. Was ein andrer gegen, ja nur ohne ihn machte, schien Holstein verwerflich.

Um diese Zeit begann sich Bülow endlich von ihm zu

lösen; bei der noch dauernden Freundschaft mit Eulenburg ist dessen Einverständnis ebenso natürlich, wie Eulenburgs treibender Einfluß auf Bülow gegen Holstein, den Feind. Bülow selber, nun sieben Jahre Führer der Geschäfte, hatte Holstein verbraucht und dachte, da er gern in Faust-Zitaten lebte, von dem einst Unentbehrlichen jetzt: „Was kannst du armer Teufel geben!“ Zuweilen hatte er sich schon gegen Holstein durchgesetzt, aber er blieb dabei, zu erklären, „daß es eine Hölle sei“ (E. 2, 380). Eulenburgs immer noch wirksame Fürsprache beim Kaiser konnte er überdies durch Holsteins Sturz nur erhöhen: so beschloß er die Verbannung des Alchimisten.

Doch nur mit höchster Vorsicht! Hatte selbst Bismarck nicht gewagt, sich seiner zu entledigen, „weil er im Auslande plaudern könnte“, um wieviel mehr mußte Bülow ihn fürchten, der – nach jenem dunklen Worte von Eulenburg – persönlich irgendwie durch ihn beunruhigt war. Was Bülow jetzt gelang: Holstein zu stürzen und ihn doch zum Freunde zu behalten, das ist sein Meisterstück und würde genügen, ihn als Diplomaten hohen Ranges zu erweisen.

Ein Anlaß war bald ausgefunden, er knüpfte sich an die Person des damaligen Staatssekretärs von Richthofen, dessen Absetzung, nach mancherlei Intrigen, Holstein im Juni 04 vergeblich von Bülow forderte, worauf er zum zwölften Mal um seine Entlassung bat. Diesmal schrieb er aber zugleich in erstaunlichem Tone an Hammann (Bilder aus der letzten Kaiserzeit, 29), natürlich für Bülows Augen:

„Seit mehr als einem Viertel-Jahrhundert sitze ich in meinem Bureau, gehe nicht an Hof und verlange keine Rolle zu spielen . . Ich hatte in dieser Zeit ungezählte, größere Arbeiten zu liefern, die vielleicht S. M. zu der Ansicht hätten bringen können, daß ich ein nützliches Mitglied des Auswärtigen Amtes sei. Aber was ist aus allen meinen . . Aufzeichnungen geworden? Nur selten und ausnahmsweise ging

eine derselben als Innendienstbericht an den Kaiser, . . die größte Zahl ging zu den Akten. Kein Wunder, daß der Kaiser sich an den Gedanken gewöhnt zu haben scheint, dieses unproduktive Amt als einen verknöcherten Organismus anzusehen . . Die Genehmigung (meines Abschiedsgesuches) ist unter den obwaltenden Umständen selbstverständlich, ebenso die Angriffe und verdächtigenden Mutmaßungen, welche sich aus dem bekannten feindlichen Winkel . . gegen mich richten werden. Ich werde mich dann nach Kräften mit allen verfügbaren Mitteln verteidigen. Persönliche Rücksichten habe ich dabei nicht zu nehmen . . Das Prestige Deutschlands ist in den letzten Jahren geschwunden, während unsere Gegner einen Ring zu bilden im Begriffe sind. Es sind schwierige Situationen zu gewärtigen, für welche ich den Anteil von moralischer Verantwortung, den jeder Mitarbeiter hat, lieber nicht übernehmen möchte, deshalb sage ich Ihnen lieber Lebewohl."

Der ganze Holstein: Nachdem er sich immer dem Lichte des Tages entzogen, klagt er über mangelnde Anerkennung eines Kaisers, den er verachtet; weil er einen unbequemen Chef zum erstenmal nicht los wird, tritt er nicht etwa zurück, sondern er macht sein formelles Gesuch dahin durch unverhüllte Drohungen zur Farce, indem er, ganz Erpresser, Geheimnisse über hohe Personen zu erzählen androht, und dies nicht etwa einem der Bedrohten, sondern einem Mittelsmann; zugleich aber lehnt er für alle Fälle jede Verantwortung an den Folgen seiner eigenen entscheidenden Schritte ab. Aus diesen Briefen kann das deutsche Volk nicht nur den Charakter, auch die Form des Denkens und Verhandelns erkennen, in der der Baron von Holstein fünfzehn Jahre lang die Geschicke des Reiches mitbestimmte.

Glänzend schlägt ihn Bülow ab, indem er an Hammann schreibt: „Seit Bismarcks Entlassung ist von der Nichterneuerung des russischen Vertrages und vom ostasiatischen

Dreibund bis zur Behandlung der Marokkofrage, von dem sogenannten Uriasbrief nach Wien bis zur Veröffentlichung der Swinemünder Depesche, von der im Jahre 96 erfolgten Wendung gegen England bis zur Shanghai-Differenz mit dieser Macht . . in unserer auswärtigen Politik nichts von Bedeutung geschehen, wozu Holstein nicht geraten hätte."

Mit Verlesung dieses Kataloges, der zugleich die Fehler der deutschen Außen-Politik von 1890 bis 1904 zusammenfaßt, packt Bülow den seiner Verantwortung enteilenden Geheimrat am Rockzipfel, zugleich sucht er sich selber zu entlasten. Der Abschied wird nicht bewilligt, aber Bülow läßt das Gesuch unbeantwortet, damit es über Holsteins grauem Barte hängen bleibe. Nach den Ferien erscheint der Geheimrat wieder im Amt, nimmt Dienst und Verkehr auf, glaubt, es sei nichts geschehn: er fühlt sich sicher.

Im nächsten Jahre steigern sich seine Exzentrizitäten. Während Bülow in Marokko auf Einigung hinarbeitet, hetzt Holstein die Presse und läßt seine sogenannte Geisel-Theorie verbreiten, wonach die Franzosen in einem englischen Krieg unsere Geiseln seien. Als dadurch die Spannung mit Bülow und dem ihm verbündeten Pressechef Hammann wächst, sucht Holstein sich nun auch formell zu sichern, wird vollends Haustyrann und verletzt am Ausgang seiner Bahn zum erstenmal sein innerstes Gesetz: Neujahr 06 fordert er unter neuer Androhung seines Rücktrittes sofortige Ernennung zum Direktor der Politischen Abteilung, mit Unterstellung des Pressedienstes.

Als Bülow, der krank liegt, jene Unterstellung verweigert, erschmeichelt sie sich Holstein durch Zusage steter Einigkeit. Andern Tages sagt Bülow zu Hammann: „Ich verstehe vollkommen Ihren moralischen Widerwillen gegen diesen Erpresser. Nach dem Ende der Konferenz werde ich ihn entfernen, jetzt muß ich ihn noch halten, er könnte durch Stänkereien das Reichsinteresse bedenklich schädigen"

(Hammann, Bilder, 36). Als dann die Frage vor den Reichstag kommen soll und man eine „Holstein-Debatte" androht, durch die die Nation zum erstenmal von einem ihrer wichtigsten Lenker erfahren hätte, siegt Holsteins Lichtscheu noch einmal über seine Autokratie, er tritt von seiner Forderung zurück.

In solcher Zersetzung der Freundschaften, Wünsche, Motive leben beide miteinander, als Bülow aus Paris den Entschluß erfährt, man wolle wirklich kämpfen, wenn es nicht anders gehe. Großartig tritt nun seine Energie hervor; an diesem März 06 sieht man, was er im Juli 14 geleistet hätte. Von heut auf morgen entzieht er dem Allmächtigen die Akten der von ihm durch Monate geleiteten Konferenz, wirft sich darauf, arbeitet Tag und Nacht, um die Konferenz zu liquidieren, die Kriegsgefahr zu verscheuchen. Dieser März, der seine stärkste Arbeitsleistung umfaßt, wird ihm aber zugleich von einem täglichen Kampf mit dem noch immer amtierenden, noch immer befreundeten, nicht heut, erst morgen zu entlassenden Holstein zerrieben, dessen Briefe und Entlassungsdrohungen, wie Hammann schreibt, des Kanzlers Nerven ruinieren mußten.

Endlich, in den ersten Apriltagen ist man auf der Konferenz mit Frankreich einig geworden. Die Entente hatte sich in Algeciras zum erstenmal erprobt und zusammengeschlossen, Deutschland hat die Konferenz verloren, bestätigt sich aber einen großen Erfolg, am 5. soll der Kanzler das Werk vor dem Reichstag vertreten. Jetzt ist der Augenblick, den Unerträglichen loszuwerden, sein letztes Gesuch liegt noch im Schreibtisch, der Kaiser ist vorbereitet, am Morgen jenes Sitzungstages trägt Tschirschky, der von Holstein scharf bekämpfte neue Staatssekretär, dessen Entlassungsgesuch dem Kaiser vor, „im Auftrage des Kanzlers". Der Kaiser unterzeichnet. Gleich darauf teilt Bülow das Geschehene Hammann mit: der Kaiser habe die Entlassung

„gerne erteilt" (Hammann, Vorgeschichte, 151). Dann fährt er in den Reichstag, ihm folgt das halbe Amt, man nennt das einen Großen Tag.

Einsam sitzt Holstein in seiner Zelle, vom eben Geschehnen weiß er noch nichts. Nach beinah dreißig Jahren tätigen Wirkens sitzt er heut hier zum letztenmal als entlassener Geheimrat mit Pension und einem Orden: der Strom rinnt morgen nicht mehr durch ihn, sein Motor wurde abgestellt. Unheimlich mag ihm zumute sein, die letzten Wochen ließen Zweifel über die Abnahme seiner Stellung kaum mehr zu; wer ist noch, dem man klagen kann, so daß es nutzt? Wer ist der mächtigste seiner Freunde? Der englische Botschafter. Während im Reichstag seine Politik über Marokko kritisiert wird und nur eines glänzend hohlen Nekrologes von Bülows geschickten Lippen sicher ist, bittet der Urheber den Engländer zu sich, erzählt ihm alle internen Intrigen, und denkt nicht, daß dieser sie alle am nächsten Tage nicht bloß nach Hause schreiben, daß er sie auch dem Staatssekretär wiedererzählen wird. So groß war Holsteins Menschenkenntnis.

Zur selben Stunde, während Bebel seine Anklagerede hält, bricht der Kanzler im Reichstag plötzlich ohnmächtig zusammen.

Diese Ohnmacht war einer von Bülows glücklichsten Zu- und Einfällen. Freilich waren Gehirn und Nerven überreizt, freilich war alles echt; daß es ihm aber jetzt, im Plenum des Reichstages, vor vollem Haus und Galerien, im Augenblicke der Kritik einer fatalen Sache passiert, nicht eine Stunde vorher oder nachher: daß er vor aller Augen die Opfer eines Dienstes demonstriert, in dem er sich zuletzt tatsächlich aufgerieben, beweist eine Geschicklichkeit sich anzupassen, die aus dem Zentrum eines Regierungs- bis ins Zentrum eines Nerven-Systems vordringt. So feine Sinne sind auch unter Diplomaten selten, unter den wilhelminischen unbekannt.

Denn als diese Ohnmacht andern Tags bekannt wurde, waren nicht nur Millionen unpolitischer Deutscher geneigter, an die Erfolge der Marokko-Politik, es war auch Holstein genötigt, an Bülows Unschuld bei seiner Entlassung zu glauben. Sein erster Gedanke bei der telephonischen Nachricht von dem Unfall war gewesen: das kann zum Abgang führen, ein neuer Kanzler kann mir gehorsamer sein, auf alle Fälle sollte man das alte Entlassungsgesuch zurückholen. Er war um sechs Stunden zu spät gekommen. Als er am andern Morgen seine Entlassung erfuhr, stand er ungläubig vor diesem traumhaft unwirklichen Dokument. Wann war die grauenvolle Tat geschehn? Leise ließ man die sanfte Fälschung durchsickern, Tschirschky habe den Akt, während Bülow handlungsunfähig lag, hervorgeholt und auf seinen Kopf vom Kaiser zeichnen lassen, er war ja Holsteins Vorgesetzter.

Bülow aber erwachte auch aus dieser Ohnmacht mit einem Lächeln. Wie leicht konnte er jetzt dem alten Freunde seine Unschuld beteuern! Lag er nicht da, im Dienst verwundet? Wie sollte, wann konnte er –? Und da er Holsteins Feindschaft fürchtete, seinen sachlichen Rat aber wünschte, stellte er den entlassenen Freund wortlos vor die Frage, ob er nicht indirekten Einfluß auf die Geschäfte und schließlich auch die Freundschaft Bülows einer Rache vorziehen wollte, deren Folgen ungewiß waren.

In Holsteins Herzen, das den Ausdruck der Macht immer gemieden, mußte der Wunsch siegen, im alten Felde seines Wissens fortzuwirken. War Bülows Anteil an seinem Sturz unbeweisbar, so war doch Holsteins Anteil an Bülows Entschlüssen bewiesen, man konnte also über jenen schweigen, um diesen fortzuführen. Auch braucht ein Mann, der Rache sucht, nur ein Objekt, nicht zwei, und eines war gegeben. Wie gerade Holstein von heut auf morgen aus bloßem Mißtrauen die Gruppe wechseln konnte, hatte er bei seinem

Übergang von Marschall zu Bülow bewiesen. Indem er nun an diesem festhielt, dem er sich damals, vor neun Jahren vor Eulenburgs Weinglas verschrieben, warf er Haß- und Rachegefühl nun ganz auf Eulenburg und konnte diesen, schon seit Jahren verfeindeten Freund sich leicht und sogar mit Recht zum Todfeinde stilisieren, der seinen Sturz beim Kaiser vorbereitet hatte.

Nachdem sie so ihre Stellungen bezogen, blieb Bülow auf der Wahlstatt als Sieger ohne Verluste zurück, Holstein als formell Besiegter mit dauerndem Einfluß; der einzige, der alles dabei verlor, war Eulenburg. Sein tödlicher Sturz wurde beschlossen.

III

Seit den Jugendjahren als Attaché hatte Eulenburg vor Tagebuch und Freunden geklagt, wie ihn die Politik von seiner Kunst entfernte, und wie er diese nur seinem geliebten Kaiser opferte. Als er nach 20jährigem Reichsdienst ausschied, schilderte er sich auf den Tod erkrankt, nur belebt von Hoffnung auf Heilung, um dann, vom Spiel der bösen Welt erlöst, nur noch seinen Musen und den heißgeliebten Seinigen im stillen Liebenberg zu leben. Doch kaum war er wieder Privatmann, so schien er frisch und willig, dem Kaiser, „um ihm keine Enttäuschung zu bereiten", aufs neue zu folgen: im Juni 03 nach Norwegen, im September nach Rominten, im November empfing er ihn auf seinem Schloß. Dabei versah er jetzt und in den folgenden Jahren als einziger Diplomat beim Kaiser den entscheidenden Dienst, vermittelte, ganz wie in der Jugend, von Bord und aus dem Busch des Kaisers Willen an das Amt und sah ihn in den Jahren 03 bis 06 jeden Herbst in Liebenberg, wo jedesmal Entscheidungen fielen.

Ganz Favorit warf er seinen außeramtlichen Einfluß vor allem auf Personenfragen. Zu placieren waren freilich nur

noch wenige, die alten Freunde saßen in höchsten Stellungen, neue wuchsen hoffähig nicht nach; so galt es jetzt mehr zu deplacieren. Warum nicht einen zweifelhaften Freund, dem man zum höchsten Amt im Staat verholfen, nach einem Jahrzehnt von dieser Stelle wieder entsetzen helfen? Bülow jedenfalls fühlte sich bedroht, Eulenburg wollte ihn stürzen. Und mußte er nicht mißtrauen, wenn er, noch immer „liebster Bernhard" angesprochen, in Eulenburgs Jagdbriefen des Kaisers Unzufriedenheit mit seiner Politik verzeichnet fand, und von des Freundes Hand, Oktober 06, las, der Kaiser habe gesagt: „Wenn Bülow die Sache energisch durchhält, hat er ja Gelegenheit zu zeigen, daß er noch der alte ist?" Eulenburg fährt fort: „Sicher ist, daß er absolut niemand weiß, den er an Deine Stelle setzen könnte. Ich fühlte das heraus aus der Art, wie er trotz dieses Ärgers über Dich spricht."

Noch der alte? denkt Bülow und zweifelt nur, ob Kaiser und Eulenburg noch die alten sind. Als er dann in der Presse von der Liebenberger Kamarilla gegen ihn las, bestritt er im Reichstag durchaus nicht ihre Existenz, sagte nur warnend, diese fremde Giftpflanze habe man ohne großen Schaden für Fürst und Volk nie in den deutschen Boden versenkt.

Der Marokkostreit hatte Eulenburg ins Hochpolitische zurückgeführt. Einer seiner Freunde, der auf der Berliner geheimen Polizeiliste der Perversen stand (Treskow, Von Fürsten und anderen Sterblichen, 152), der Legationsrat Lecomte, war durch den Kreis der Freunde intimer Kenner politischer Stimmungen geworden, soweit es die Freunde waren, erhielt im Pariser Auswärtigen Amt Eulenburgs Informationen über des Kaisers Friedlichkeit, um Holsteins Unruhe zu übertönen, und wurde im Herbst 05 nach Berlin versetzt, um hier alles noch rascher zu erfahren.

Wie in den letzten drei Jahrzehnten vor dem Kriege Angst und Drohungen aller Großmächte einander im Rhyth-

mus von Tag und Nacht auf beiden Hemisphären ablösten, daß immer auf dieser Seite Licht, auf jener Dunkel herrschte: so konnte auch in der Marokko-Krisis die Versicherung eines einzigen Eingeweihten genügen: das Staatshaupt sei in Wahrheit friedwillig, um einen Zusammenstoß zu vertagen. In diesem Sinn war Eulenburgs Einfluß zweifellos segensreich. Da die Entmachtung Holsteins, der immerfort das Gegenteil versicherte, aus dieser Politik des Friedens sich herschrieb, war er bei seiner Entlassung doppelt gereizt, sich zu rächen. Hatte er sich nicht immer wieder eingeschossen? Jetzt war der Augenblick für den Scharfmacher da, gegen den Flaumacher sich selber scharf zu machen; jetzt um die Sechzig waren die Freunde reif, einander totzuschießen. Es war nur noch die Frage eines Mutes, den beide bisher an den Tag zu legen nicht Gelegenheit genommen hatten.

Konnte dem Menschenfeinde ein solcher Ausgang gefallen? Dem Musenfreunde? Holstein riskierte nichts, als er, gleich nach seinem Sturz, 1. Mai 06 an Eulenburg einen bodenlosen Brief abschickte: „. . Ihr langjähriges Ziel, meine Beseitigung ist nun endlich erreicht. Auch sollen die gemeinen Angriffe gegen mich gerade Ihren Wünschen entsprechen . . Aus gewissen Gründen ist es freilich bedenklich, mit Ihnen zu verkehren.“ Eulenburg liest es, rasch nach Berlin, Varnbüler als schneidiger Sekundant, eilige Beratung, Kugelwechsel bis Kampfunfähigkeit oder Tod, Meldung im Amt, Bülow ist noch so glücklich krank zu sein, Tschirschky fällt in einen Stuhl und sieht „einen der größten Skandale der Welt“ kommen. Der Brief, von dem bisher nur die zitierten Sätze bekanntgegeben wurden, war, wie der um Rat gefragte Freiherr von Reischach berichtet, „wie ich noch nie einen gelesen, voller Beschimpfungen gemeinster Art. Er drohte . . die Verfehlungen des Fürsten der Öffentlichkeit zu übergeben, falls er noch einmal offizielle Ämter ambitionierte.“

Reischach: „Wird der Fürst die letzten Konsequenzen ziehen und schießen?“

Varnbüler: „Jedenfalls werden wir ihn als Helden frisieren.“

In diesen Worten des Freundes und Ehrenretters erklärt sich wenigstens zum Teil ein Protokoll, das am selben Nachmittag von Holstein unterzeichnet wurde: „Nachdem der Fürst zu Eulenburg auf sein Ehrenwort erklärt hat, daß er zu meiner Entlassung in keiner Weise mitgewirkt hat, auch allen gegen mich gerichteten Presseangriffen vollständig ferne stehe, ziehe ich die in meinem Brief an ihn gebrauchten verletzenden Ausdrücke hiermit zurück.“

Je entschiedener man das Duell als den „Mut von Kannibalen“ bekämpft, wie es Napoleon verspottete, um so lächerlicher erscheint Abgabe und Annahme dieser Erklärung, die unter zwei adligen Offizieren und Exzellenzen, von denen der Beleidigte Fürst, Botschafter und Gardeoffizier gewesen, einen Ehrenkodex im Privatleben verleugnet, den dieselben Männer und Kreise auf Kosten friedlicher Völker unablässig im Munde führten. Beleidigungen wie diese würden nach jener untergehenden Weltanschauung zwischen Staaten Vernichtungskriege rechtfertigen; hier wurden sie von einem Fürsten akzeptiert, von einem Baron nicht zurückgenommen, und „vor Sonnenuntergang“ wie das Stichwort heißt, war durch eine komische Erklärung die Ehre des Fürsten gereinigt.

Aber die Rache des Barons war nicht gesättigt.

Denn gleich darauf erhielt Eulenburg als letzte, noch fehlende Gunst des kaiserlichen Freundes den Schwarzen Adler; es blieb seine letzte. Er erhielt ihn als Dank für ein Prunkwerk über die Hohenzollern, das mit Eulenburgs Vorwort und Protektion im Format eines römischen Meßbuches einschließlich Lesepult zu kaufen war: in Wahrheit erhielt er den Orden für seine Verdienste um den Marokko-Frieden,

die man einem Privatmann amtlich nicht zuerkennen durfte. Als Holstein sah, sein Feind blieb von den Anwürfen so unberührt in kaiserlicher Gunst, hatte nichts versprochen und alles erhalten, erzählte und schrieb er allenthalben, Fürst Eulenburg, Ritter des Schwarzen Adlers, läßt sich einen verächtlichen Menschen nennen und kneift; Hof und Gesellschaft sprachen von der Sache, doch noch rührte sich nichts. Da faßte Holstein, dem es bei aller Klugheit an Geist mangelte, den Plan, Geist zu suchen.

Er fand ihn in Harden, der Holsteins Wirken lange bekämpft, doch in der Marokkozeit seine Politik der Drohungen geteilt und übrigens seit zwanzig Jahren jede Form der Kamarilla attackiert hatte; vom Hofe wußte Harden wohl mehr als Holstein und mag jetzt nur ein paar bezeugte Daten oder Dokumente aus der Hexenküche des Alchimisten erhalten haben, die seine Angriffe sicherten; es waren nicht die ersten.

Harden begann zu Jahresende einen Feldzug in seiner Zeitschrift mit leisen, nur den Eingeweihten verständlichen Warnungen; so horchte auch nur der Freundeskreis auf und erblaßte wohl, als man sich mit intimen Namen angerufen hörte, die Eulenburg und Kuno Moltke, Stadtkommandant von Berlin, und ihre Freunde vertraulich führten. Vor allen erschrak Eulenburg: schon das erste, noch rein politische Auftauchen Holsteins in der „Zukunft" enthüllte ihm im voraus sein ganzes Schicksal: „Die zwischen Holstein und Harden eröffnete Aussprache öffnet eine höchst bedenkliche Perspektive. Ich sehe darin nicht nur die Rache, sondern Weiteres, viel Bedenklicheres und kann meine Sorgen nicht verbergen": so stark lebte in ihm das Gefühl, zwar keineswegs ein Verbrecher, aber nach einem rückständigen Gesetz als Perverser strafbar zu sein. Er ging sofort ins Ausland, ließ Harden um Einstellung der Angriffe ersuchen, der sein Schweigen zusagte, wenn der politische Einfluß aufhöre,

also bewies, daß er nicht das Opfer wollte wie Holstein, sondern die Sache. Am Hofe war alles glücklich und gespannt, endlich sollte er fallen, der ewige Favorit; nur die Freunde wußten, daß sie sich durch Zurückhaltung retten konnten.

Da hat Eulenburg einen Fehlschluß gemacht, der seine Gedankenwelt kompromittiert. So rasch und klug er den Grad von Holsteins Rachedurst erkannte und dessen Brücken und Mittel voraussah, so ganz verkannte er den Grad von Wilhelms Liebe. Da er die Feinde im Besitze von Beweisen gegen seine Unschuld wußte und beide Gegner, den persönlich und den sachlich erregten, für unerbittlich nahm, kann man seine Rückkehr zum Kaiser nach Wiesbaden nach wenigen Wochen der Selbstverbannung, ohne amtliche Nötigung, als ein angeblich schwerkranker, unabhängiger, den Künsten hingegebener Mann, seine Ballons in der Presse nur als kapitalen Irrtum über die Freundesstärke des Kaisers erklären. Eulenburg, der auch hier wie gegen Holstein nicht kämpfen wollte, jetzt, Anfang 07 am Genfer See vor die Frage gestellt, von Politik und Kaiser endgültig abzudanken oder sich auf die Treue seines Lebensfreundes zu verlassen, entschied sich für die Treue und verlor das Spiel.

Denn nun vervielfachte sich die Gewalt der Angriffe, nun trugen die Freunde darin nicht mehr die romantisch undurchsichtigen, sondern ihre Adelsnamen, Inland und Ausland gerieten in Bewegung; zum erstenmal erfuhren die Untertanen, welche Art von Männern seit zwanzig Jahren die ungenannten Berater ihres Herrschers waren. Von Verfehlungen gegen das Strafgesetz, wie sie Holsteins Brief dem Feinde ungestraft vorgeworfen, erfuhr man nichts, denn der Politiker wollte nur die geistigen Folgen anormaler Empfindungsart, nicht die Frage aufrollen, ob ein Strafgesetz verletzt worden sei, das jeder Arzt verspottet: man erfuhr aus der „Zukunft“ nur das nämliche, was Bismarck von

Eulenburg und seinem Kreis gesagt: „Unmännliche Naturen, Spiritisten, Geisterseher, Schönredner: für das Temperament des Kaisers besonders gefährlich."

Im Lande war alles, bei Hofe war niemand überrascht, auch trat niemand auf, um Männer zu verteidigen, deren Schwächen man richtig dargestellt fand – und doch wagte es wieder niemand dem Kaiser zu sagen: erst im Mai brachte ihm der Kronprinz die Artikel und Nachricht von ihren Wirkungen.

War der Kaiser wirklich der einzige Überraschte? Ein paar Jahre zuvor hatte ihm der Kriminalinspektor von Meerscheidt-Hüllessem ein versiegeltes Paket vermacht, in dem er laut Beilage in einem durch Jahrzehnte bearbeiteten Kartenregister die Namen von über hundert Homosexuellen aus den höchsten Kreisen mit Dokumenten finden sollte; das sorgsamste Vermächtnis eines Polizeimannes an seinen Herrn. Als aber Lucanus das Paket überbrachte, der Kaiser die Beilage gelesen, ließ er die Siegel uneröffnet und sagte nur kurz: „Polizeisache. Schicken Sie das Paket an den Polizeipräsidenten." (Von Treskow, S. 115. der es darauf empfing.) So wich der Neurastheniker einer Erkenntnis aus, in der er Prüfungen seines Gefühles ahnte: ein Zeichen zugleich von seiner Furcht und seinem Leichtsinn. Denn eben diese Erkenntnis hätte ihm die Reinigung seiner Sphäre vertraulich ermöglicht, ohne Presse und Gerichte, da alle adligen Namen, die später kompromittiert wurden, nebst ihren Spionen und Erpressern in dieser Liste standen.

Wovon aber sollte diese Sphäre im Grunde gereinigt werden? Perverse Betätigungen und wunderliche Neigungen, wie sie durch alle Grade ineinander übergingen, waren in allen Graden auch dem Kaiser bekannt, ein Prinz war des Hofes verwiesen, andere des Hofes Lieblinge geworden, nur weil jener am Ende, diese am Anfang einer langen psychischen Entwicklung und Form des anormalen Sexus standen. Und

doch sollte mit seinen labilen Nerven gerade der Kaiser in zwanzig Jahren nicht bemerkt haben, was die Männer seiner Wahl von denen seiner Antipathie trennte? Er sollte Eulenburgs „Adoranten-Stellungen" nicht von Kiderlens Würfelformen, Kuno Moltkes weibliche Eleganz nicht von Tirpitz' Männlichkeit unterschieden, sollte nicht bemerkt haben, daß von einem brutal-perversen Oberst zu einem verfeinert abnormen Künstler ein verschlungener Waldweg läuft, auf dem keine Frauen spazierengehn? Hatte er nicht aus Eulenburgs Händen oft jene Briefe empfangen, in denen sich die Freunde „Geliebter Phili, liebster Kuno" ansprachen und in einem süß-larmoyanten Tone die Freundschaft priesen?

So gewiß er diese Zusammenhänge gespürt haben muß, so gewiß hat er an ihnen vorbeigesehn: er brach die Siegel nicht von solchen Paketen. Jetzt wird ihm eines vom eigenen Sohn entsiegelt überreicht. Wie? Vor seiner Garde, seinen Untertanen, vor König Eduard und dem Zaren sollte nun er, der schneidigste von allen, als Freund effeminierter Männer dastehn? Hatte er dazu ein Leben lang die innern Folgen des äußern Gebrechens niedergekämpft, um sich mit fünfzig Jahren als Freund von Epheben zu entpuppen, mit denen er doch nie das geringste vorgehabt? Weil einer schöne Lieder singt, muß er gleich Schmutzereien treiben? Lieber eine verlorene Schlacht, als diesen Feldzug des Lebens verlieren!

Mit raschen Schritten geht er vor, Friedheim vom Polizeipräsidium wird geholt, der weiß Bescheid (Von Treskow, 164). „Der Harden ist ein verdammter Halunke," sagt der Kaiser, „aber er würde die Angriffe nicht wagen, wenn er nicht Material in Händen hätte. Bringen Sie mir Ihre geheime Liste." Am nächsten Tag liest er einen Teil des Materials, vor dem er sich damals gefürchtet hatte: da steht freilich weit mehr als in der „Zukunft". Abends zu Bethmann Hollweg, den er sich als Staatssekretär des Innern kommen läßt: „Eulenburg, Hohenau, Kuno Moltke habe ich jetzt als pervers er-

kannt. Sie sind für mich erledigt.“ Dann zu Zedlitz: „Hier muß vor aller Welt und unnachsichtlich ein moralisches Exempel statuiert werden!“

Niemand ist glücklicher an diesem Tag als Graf Hülsen-Haeseler, den einst Eulenburg durch einen boshaften Bericht aus Wien entfernt und der, als er jüngst Chef des Militärkabinetts geworden, jenen Brief bei den Akten gefunden und dem begünstigten Feinde Rache geschworen hatte. Schon Hülsens Ernennung war eigentlich ein Affront gegen Eulenburg, dessen Einfluß überhaupt wohl schon im Abnehmen gewesen war. Jetzt verschwinden im Handumdrehn fast alle von Harden genannten Personen, teils mit schlichtem Abschied, teils unter militärischer Untersuchung: zwei Grafen Hohenau, beides Flügeladjutanten, einer Kommandeur der Gardekürassiere, Söhne Prinz Albrechts, ebenso Graf Lynar, ein dritter Adjutant, ein Prinz von Preußen, dem der Kaiser den Offiziersrang abnimmt, Kuno Moltke, Kommandant von Berlin, nachher auch ein Graf Wedel, Zeremonienmeister.

Und Eulenburg? Der einzige, den er im Leben seinen Busenfreund genannt? Für den er in der Jugend „glühte“? Dem er noch spät die Kritik des Beraters freigab? Den er zum Fürsten und eben noch zum Ritter des Schwarzen Adlers gemacht? Was war das erste, was jeder anständige Freund, ja nur der vernünftige Präsident einer Körperschaft getan hätte? Hat er aus der übereilten Anschuldigung des Herrn von Kotze nicht gelernt, daß man Verleumdung nicht mit Ostereiern repariert? Damals war er noch jung, jetzt ist er beinah Fünfzig, Serien von Menschen, dann wieder Einzelne und Private hat er indes erprobt und wählte unter ihnen keinen zweiten mit gleicher Sicherheit des Herzens wie diesen einen, und hielt unter allen Günstlingen an keinem so lange fest: jetzt wird es grade dreißig Jahre, daß sie sich fanden. Jetzt ist der Augenblick der Prüfung da.

Wilhelm der Zweite ist den Prüfungen des Schicksals nicht gewachsen. In einer einzigen Stunde gibt er den hundertmal Erprobten auf, läßt ihn nicht kommen, um ihn zu befragen, sucht nicht Aug' in Auge das Wort der Unschuld gegen Dokumente, die ja auch falsch sein können, und sind sie echt, auch dann sehnt er sich, nach so vielen vertrauten Zwiegesprächen, nicht nach einem letzten, in dem er nun die Beichte eines anormalen, also vollkommen schuldlosen Menschen hören und ihm als Freund erwidern konnte: ‚Für viele Gunst des Glückes wirst du nun gehetzt, um der Welt Nachrede willen muß auch ich dich jetzt verlassen. Geh ins Ausland, bleibe mir treu, und wenn ich dich nie wiedersehen sollte, sei meiner Freundschaft sicher!'

Was tut er statt dessen? Er schickt nach Liebenberg einen Adjutanten, der Eulenburgs Feind ist, um seinen Abschied einzufordern – der Fürst war nur zur Disposition gestellt – und unterzeichnet ihn sofort. Der Lärm ist riesengroß. Als einige Tage später Harden schreibt, er habe aktive Perversitäten nie behauptet, sagt Zedlitz: „Wie unglaublich haben wir uns blamiert! So leichtfertig haben wir Leute in hervorragendsten Stellungen und beste Freunde unseres Monarchen in der unerhörtesten Weise kompromittiert!" Draußen der Sturmwind stockt einen Augenblick, dann schlägt er nach der andern Seite um. Sofort wendet sich mit dem Winde der Herr, der ihn machen sollte. „Ich glaube es auch nicht", sagt er jetzt. „Aber Eulenburg hat sich nicht schneidig genug benommen." Auch jetzt läßt er ihn nicht zur Rechtfertigung kommen, nur schroff zur Erklärung auffordern, daß er „einwandfrei" sei, oder er solle ins Ausland gehn. Alles fällt von ihm ab.

Und nun beginnt eine Reihe von Prozessen, Privatklagen, Selbstanzeigen: alles was der Kaiser ermöglicht hat und was er aus menschlichen, politischen und höfischen Gründen um jeden Preis hätte verhindern müssen. „Diese Pro-

zesse sind die größte Dummheit der Hohenzollern", sagte König Eduard. Statt reinigend zu wirken, barst alles von Gift, Gestank und Ekel, die Rolle der verfolgten Unschuld fiel auf den ersten Ankläger zurück, die öffentliche Meinung wandte sich zugleich gegen ihn und gegen den Gestürzten, der monarchische Gedanke wurde geschädigt, ohne daß der demokratische im geringsten gewann, am untauglichsten Beispiel verwirrten sich die Fäden der Sympathien und Gegnerschaften, und schließlich wurde ein Fürst, dessen politischen Einfluß der Kritiker angegriffen, in die Enge und Verleugnung von Dingen getrieben, die gerade dieser moderne Kritiker immer für straffrei und privat erklärt hatte. Eulenburg wurde von der Logik der Prozesse in einen Meineid geradezu hineingedrängt, den der Kaiser nicht ihm und Harden nicht der Nation gewünscht hatte.

Nicht einmal die Umgebung des Kaisers wurde grundsätzlich anders, denn Zedlitz, der alles aus der Nähe sieht, bestätigt, „daß man durch die Prozesse die Homosexuellen keineswegs aus der Umgebung des Monarchen vertrieben hat." Den schwankenden Resultaten dieser Prozesse folgte die ohnehin labile Stimmung des Kaisers, denn diesmal las er die Berichte ganz. „Er hat Augenblicke," schreibt Zedlitz im November, „wo er tief niedergeschlagen und durchdrungen ist, daß die ganze Angelegenheit eine Blamage sei. Dann hat er in einem für Eulenburg und Moltke günstigen Moment die phantastische Auffassung, er müsse ihnen eine Rehabilitierung zuteil werden lassen . . Dieser Plan hat nunmehr festere Formen angenommen – heißt es im Dezember – ich bin überzeugt, daß er ihn zur Ausführung bringt . . Dann wieder, wenn er über einen Artikel sehr empört ist, denkt er ganz ernstlich daran, direkt Rechenschaft zu fordern und sagt mit voller Überzeugung: ‚Wenn es jetzt in den Zeitungen nicht aufhört, schicke ich einen Flügel-Adjutanten hin und lasse den Redakteur totschießen!' Kurz, er hat sozusagen

die Nerven verloren." Anfang 08 ist er so erfreut, daß er „am liebsten gleich eine Rehabilitierung vorgenommen hätte, wie sie noch nie dagewesen; aber es haben in diesem Falle bisher noch Persönlichkeiten die Oberhand behalten, die vor einer Exponierung der Allerhöchsten Person warnten" (Z. 171 f.).

Dieser selbst bei ihm seltene Grad der Schwankungen zeigt sein Gefühl für den Busenfreund, zugleich das schlechte Gewissen Philipps von Spanien: „Man hat zu rasch verfahren", zugleich eine ganz weibliche Abhängigkeit von jeweiliger Umgebung. In jedem dieser Augenblicke konnte der Kaiser den Freund retten, eben weil alle die Verwickelung zum Meineid voraussahen und erwarteten, mußte er es tun und kann, nach allem, was er zwanzig Jahre lang gegen Demokratie getan und gesagt, sich niemals mit einer Ehrfurcht vor der Gleichheit aller im Sinne der Gerechtigkeit entschuldigen, der er in allen Gebieten des Staatslebens die Klassenherrschaft entgegengestellt hat.

Als es zu Anklage wegen Meineides kommt, ist es zu spät. Nun muß der Ministerpräsident den Antrag auf Verhaftung stellen, Bürgschaft wird abgelehnt, Krankheit festgestellt, der Fürst in der Charité eingesperrt, dann unter schrecklichen Umständen im Stuhl und Bett in den Gerichtssaal gebracht, um, mit 60 Jahren, seine Beziehungen zu jungen Fischern und Soldaten zu verteidigen, mit denen er vor Jahrzehnten unerlaubten Verkehr hatte. Zusammenbrüche, die von seinen Nerven, indirekt also von seinem Willen abhängen, retten ihn, Verhandlung wird auf unbestimmte Zeit vertagt, er geht auf sein Schloß zurück, wo er dann 12 Jahre lang bequem weiterlebt, ohne bei gebesserter Gesundheit den Versuch einer Wiederaufnahme zu seiner Reinigung zu machen. Er hat nicht bloß den Tod Holsteins erlebt, sogar die Entmachtung seines Kaisers, die er vorausgesagt hatte.

Auch den Sturz Bülows. Dieser hatte den Freund schon zehn Jahre vorher vor einem geheimen Protokoll gewarnt,

das ihn von Wien her schwer belastete und das durch Holstein schon damals der Polizei übergeben worden sei (E. 2, 323 f.). Zugleich mit dieser Warnung soll sich aber Bülow das Material über Eulenburg von der Polizei haben geben lassen (Treskow, 130). Nun, im Beginn der Affäre, riet er zwar dem Freund ins Ausland zu gehen, da er die Akten kannte, wird aber dann von Kennern als Begünstiger der Prozesse genannt; später setzte er seinen Namen unter den Verhaftsbefehl.

Bülows bis heut unklare Rolle in dieser Sache, die er selbst noch aufhellen wird, erklärt sich leicht aus einer Atmosphäre, in der echte Freundschaft ersticken mußte. Kaiser, Bülow, Eulenburg, Holstein hatten seit zehn Jahren die Regierung in Händen. Wenn jetzt Holstein den Eulenburg beschimpfte und auf Tod und Leben fordern ließ, wenn Eulenburg über Bülows Mitwirkung an seiner Amtsentlassung klagte, wenn Bülow in Eulenburg nun seinen heimlichen Feind auch beim Kaiser argwöhnen durfte, wenn der Kaiser Holstein und bald auch Bülow aufgeben und in Eulenburg seinen treusten und ältesten Freund, ohne zu zucken, schon auf bloßen Verdacht hin opfern konnte: so war in solcher treulosen Luft am Ende auch Bülow an keine Rücksicht mehr gebunden, einen sehr zweifelhaft gewordenen Freund aus unrettbarer Lage, durch eine persönliche Opfergeste zu reißen.

Als im September 08 die Prozesse endeten, standen auf dem Schlachtfelde nur noch zwei Männer aufrecht: Bülow und Tirpitz. Mit Eulenburg und Holstein, die tatsächlich beide einander gemordet hatten, waren nicht die einzigen, aber wichtigsten Männer politisch tot, die ohne Verantwortung in Deutschland regierten. Bei Hof und in den Kabinetten waren noch andere zu entscheidendem Einfluß gelangt, von denen hier kaum die Rede war, weil die Darstellung all dieser Intrigen verwirren müßte.

Holstein, als Spezialist unter einem Führer bedeutend, hat als heimlicher Führer unter dem Zwange seines mißtrauischen Charakters dem Reiche nur schaden können; Eulenburg, disziplinlos im Denken und Fühlen, kannte seine Grenzen besser, wollte nie führen und hat dem Reiche durch viele Mahnungen an den Kaiser, sogar durch Nominierung Bülows weit mehr genutzt, als er durch Placierung anderer Freunde und Verwöhnung des Kaisers schaden konnte. Darum sieht sich der Wunsch nach ausgleichender Gerechtigkeit bei Holsteins Sturze befriedigt, während des Kaisers Verrat an Eulenburg sein Schicksal schließlich beklagenswert enden läßt.

Nur wenige Wochen nach dieser Katastrophe des Freundes sollte der dritte und letzte, Fürst Bülow selber den tödlichen Stoß empfangen.

IV

In Dunkelheit und Sorge war das Jahrhundert für England zu Ende gegangen, damals, als Chamberlain den ersten Schritt zum Anschluß Englands an Europa getan und Deutschland die Hand geboten, als er für seine verabredete Bündnisrede Bülows kalte Dusche empfangen hatte; damals, als der Kaiser dem Zaren durch den russischen Botschafter riet, in Asien den Augenblick zu nutzen, über England herzufallen und dabei des Schutzes seiner Ostgrenze durch Deutschland sicher zu sein.

Mit seinen beglückten Kondolenzen nach London, die die englischen Verluste noch übertrieben, schickte der Kaiser, Dezember 99, dem Onkel einige Bogen mit „Gedankensplittern“ und schrieb dazu: „Ich schicke den Extrakt von Unterhaltungen, die hier in militärischen Kreisen über den Burenkrieg geführt werden, in der Form von Reflexionen, die nur eine Orientierung für Dich über das sein sollen, was

hier das Militär sagt und denkt. Ich habe es ohne einen Kommentar und ohne jede Parteinahme aufgesetzt. Tu damit, was Du magst, Du kannst es auch ruhig in den Ofen stecken" (Lee, 755).

Obwohl nur ein kurzer, kalter Dank zurückkam, schickte der Kaiser Anfang Februar 1900, als die englischen Truppen schon wieder besser standen, eine zweite Sammlung solcher Splitter, diesmal als eigene Arbeit und Ansicht, auch mit mehr Anspruch, als einen Rat, „They may possibly be .. of some use, if you think so .. denn sie sind von einem Manne niedergeschrieben, der dem aktiven Militärdienst seit dreiundzwanzig Jahren angehört und die Ausbildung der deutschen Armee seit zwölf Jahren entscheidet und leitet." Die letzte dieser Reflexionen lautete: „Aus der gegenwärtigen Kriegslage ist militärisch Durchschlagendes nicht mehr recht zu machen. Kann daher die Politik die obenverlangte, absolut sichere Garantie nicht erreichen, dann ist es jedenfalls besser, die Sache zu liquidieren. Auch der schneidigste Fußballklub nimmt, wenn er trotz tapferer Gegenwehr geschlagen wird, schließlich seine Niederlage mit Gleichmut hin. Bei dem großen Match England gegen Australien im vorigen Jahre hat England den Sieg der andern mit ritterlicher Anerkennung ruhig getragen."

Dies war der schlimmste Gedankensplitter Wilhelms des Zweiten. Die verwandte Dynastie, Großmutter und Onkel waren in schweren Krieg verwickelt, die Stellung des Kaisers war im Krüger-Telegramm zuerst auf Seiten der Gegner gewesen, hatte sich nachher nur äußerlich geändert, war bis zum Rat eines Überfalls auf das kämpfende britische Reich und zum Versprechen der Unterstützung eines solchen an Rußland gestiegen, zugleich das Angebot eines englischen Bündnisses abgewiesen worden, einmütig waren Nation und Kaiser mit ihren Gefühlen auf der andern Seite: und jetzt, von einem eiskalten Empfang aus England heimgekehrt,

schickt er nicht bloß einen unerbetenen Rat in dilettantischer Form mit dem Anspruch zu helfen, rühmt sich dabei seiner eigenen langen Erfahrung, wirft dann alles selber mit dem Wink zusammen: Gebt diese Sache auf, ihr seid verloren! Nein, er spricht die Worte Sieg und Niederlage aus wie über einen schon entschiedenen Feldzug, den er mit einem Ballspiel vergleicht. Was muß bei geschlossenen Türen die alte Königin ihrem Sohn über den krausen Enkel vertrauen, wenn dieser Brief auf dem Tische liegt, voll von Entgleisung und Beleidigung! Es ist eher zu wenig als zu viel, daß nun der Onkel erwidert, er weise den Vergleich vom Fußballspiel zurück, denn „wie Dir wohl bekannt sein dürfte, kämpft gegenwärtig das Britische Reich um seine Existenz."

Sieben Jahre später erzählte der Kaiser, ein paar Wochen lang Gast des Oberst Stuart Wortley, dem Schloßherrn, was er alles für England getan und wie man ihn dennoch verkannte; als er ihn dann September 08 beim Manöver im Elsaß wiedersah, und sich die englischen Stimmungen wegen der Flotte gegen Deutschland gerade verschärften, hat der Kaiser selbst „wahrscheinlich den Wunsch zu erkennen gegeben, daß die englische Öffentlichkeit über seine von Haus aus englandfreundliche Gesinnung möglichst umfassend aufgeklärt werde" (A. 24, S. 167f., zugleich als Quelle für das Folgende). Darauf stellte der Oberst aus jenen Erzählungen einen Aufsatz in Form eines anonymen Interviews zusammen, das er im „Daily Telegraph" zur Beruhigung der Presse und Stimmung publizieren wollte und vorher dem Kaiser unterbreitete. Dieser findet „den Artikel gut geschrieben und seine Worte wahrheitsgetreu wiedergegeben", schickt ihn durch den Gesandten von Jenisch an Bülow, damit er „ihm gutdünkende Veränderungen vornehme und sie neben den jetzigen englischen Text schreibe", und zwar direkt, ohne Auswärtiges Amt, mit dem Befehl, „tunlichst niemand anders in das Vertrauen zu ziehen" und die Sache

Als Admiral

bald an ihn zurückzusenden. Jenisch, er ist ja Diplomat, liest den Artikel gar nicht, spielt nur den Schreiber und tut, wie ihm befohlen.

Als Bismarck mit über Siebzig lange in Friedrichsruh blieb, klagte der junge Kaiser und das alte Amt über Verschleppung des Dienstes; jetzt ist Anfang Oktober noch niemand in Berlin, und wenn der Kaiser in Rominten jagt, Bülow in Norderney badet, Staatssekretär von Schön in Berchtesgaden klettert, kann es einem Schriftstück in seiner verschlossenen Mappe übel ergehen. Zwar, es sind nur ein paar Seiten in Maschinenschrift, und der Kaiser hat sie als Geheim bezeichnet, aber der Inhalt scheint zu alltäglich, nur Kaiserworte, um den Kanzler zur Lektüre zu verlocken, also fort damit nach Berlin, mit dem Vermerk „Ganz geheim", dem Auftrag „Sorgsam prüfen" und Korrekturen am Rande eintragen. Dort öffnet es der stellvertretende Unterstaatssekretär Stemrich, stutzt beim Begleitbrief, liest es infolgedessen auch nicht, gibt es einem Geheimrat: „Die Sache ist mir nicht recht geheuer, sehn Sie doch, was damit zu machen ist."

Der Geheimrat Klehmet ist ein ordentlicher Mann: der liest, hat zuerst „sehr große Zweifel an der Angängigkeit der Publikation", beruhigt sich aber sofort in der Erwägung, „daß das Auswärtige Amt als solches dem entschiedenen Willen des Kaisers nicht entgegentreten dürfe, nachdem auch der Reichskanzler seinerseits kein Bedenken zu erkennen gegeben hatte .. Unter diesen Umständen nahm ich an, daß über die Opportunität der Reichskanzler schon entschieden hätte oder entscheiden würde." Denkt's, läßt sich die Akten kommen, verbessert zwei sachliche Irrtümer des Kaisers und schlägt noch eine Änderung im Sinne der Wirkung vor.

Zurück zu Herrn Stemrich, der, da er es ja auch vorher nicht gelesen, es wieder nicht liest, aber unterzeichnet, zu-

rück nach Norderney, wo der Gesandte von Müller, des Kanzlers Gehilfe, es empfängt, wieder nicht liest, Stemrichs Brief mundiert, zurück zu Bülow, der den Akt grundsätzlich nicht liest, aber mit Klehmets Korrekturen unterzeichnet, die er amtlich „mir wünschenswert erscheinende Änderungen" nennt. Alles kehrt nach Berlin zurück, der Staatssekretär erhält den Akt als eilig, während er gerade zum Kanzler gerufen wird, hat aber „keine Zeit, von dem Inhalt Kenntnis zu nehmen", übergibt ihn Bülow wieder, der sagt, diese Sache habe er selbst erledigt. Zurück an Jenisch, an den Kaiser, an den englischen Oberst, und nun in die Londoner Zeitung.

Gelesen hatte das Schriftstück also nur der Kaiser und der Geheimrat, jener mit den Vatergefühlen des Autors, dieser mit der Gefühllosigkeit des Philologen; dazwischen hielten fünf Diplomaten das Schriftstück in Händen mit dem Auftrag oder der moralpolitischen Aufgabe es zu lesen, ein Kanzler, zwei Staatssekretäre, zwei Gesandte, von denen nicht einen Verantwortung, Amtseifer, nicht einmal Neugier antrieb nachzusehen, was zwei Wochen später ganz Europa als des Kaisers authentische Worte lesen sollte:

„Ihr Engländer seid verrückt, wie Stiere, die Rot sehen! Was hat euch eigentlich befallen, daß ihr uns mit Verdacht überschüttet, der einer großen Nation nicht würdig ist! Was soll ich denn noch tun! Immer habe ich mich als Freund der Engländer bezeichnet .. Habe ich mein Wort jemals gebrochen? .. Diese Mißdeutung empfinde ich als persönliche Beleidigung! .. Ihr macht es einem wahrhaftig schwer, Englands Freund zu bleiben! .. Im Burenkriege war die deutsche Meinung und Presse euch entschieden feindlich. Was aber taten wir? Hören Sie zu! Wer war es denn, der den Delegierten der Buren, die in Europa Vermittlung suchten und in Frankreich gefeiert wurden, plötzlich Halt gebot und ihre Mission zum Zusammenbruch brachte? Ich allein habe sie nicht empfangen.

„Dann, auf der Höhe des Krieges wurden wir von Rußland und Frankreich eingeladen, England zum Frieden zu zwingen; der Moment, sagte man uns, sei gekommen, England in den Staub zu demütigen. Was aber war meine Antwort? Deutschland würde sein Schwert gebrauchen, um solche gemeinsame Aktion zu hindern! . .

„Das ist noch nicht alles: während Ihrer schwarzen Woche, wo ein Unfall den andern jagte, erhielt ich einen Brief meiner verehrten Großmutter, in dem Trauer und Sorge ihre Ruhe und Gesundheit zu untergraben schienen. Sogleich schrieb ich ihr eine mitfühlende Antwort, aber ich tat noch mehr! Ich ließ mir von meinem Adjutanten eine möglichst genaue Aufstellung der Zahl und Stellung beider Armeen machen, wie sie damals standen. Mit diesen Zahlen arbeitete ich den nach meiner Idee besten Feldzugsplan aus und übergab ihn meinem Generalstab zur Kritik; dann schickte ich ihn nach England, wo er in Windsor Castle das unparteiische Urteil der Geschichte erwartet. Und, lassen Sie es mich aussprechen, welch merkwürdiges Zusammentreffen: mein Plan deckte sich fast völlig mit dem, den Lord Roberts nachher wirklich angenommen und in erfolgreicher Operation durchgeführt hat. Und nun frage ich Sie: ist dies nicht die Handlungsweise eines Mannes, der England wohl will? England möge gerecht sein und antworten!"

Dann sprach er noch über die Flotte, die er nicht gegen England, sondern für die großen Ereignisse baue, „die sich im Stillen Ozean vorbereiten und die nicht so fern liegen, als man glaubt . . Jetzt ist Japan ganz oben. Chinas Erwachen steht bevor. Dann werden nur Mächte mit vielen Schiffen bei den Entscheidungen gehört werden" (Daily Telegraph, 27. 10. 08).

In diesem Dokument wird England zuerst zur Freundschaft herangerufen, nach dem Rezept: Und willst du nicht mein Bruder sein, so hau ich dir den Schädel ein! Dann

wird die Rettung Englands während der höchsten Krisis erlogen, dagegen verschwiegen, daß der Kaiser selbst mehr als einen gemeinsamen Vorstoß zum Frieden, nämlich den Angriff dem Zaren vorgeschlagen hatte und nachher erst vor den Folgen seiner Idee zurückwich. Hierauf fälscht er eine Reihe kleiner Aphorismen in einen Feldzugsplan um, für den er das Urteil der Geschichte anruft, erfindet die Billigung seines Generalstabes, dem die Blätter nie vorgelegen haben, und läßt als Trumpf deutlich durchblicken, sein großer Plan habe den englischen Generalstab erleuchtet, nach Wilhelms Plänen habe Lord Roberts gesiegt: des Deutschen Kaisers Ingenium hat England aus seiner höchsten Not gerettet.

Als Metternich, den niemand befragt hatte, an jenem Morgen den Artikel aufschlug, sagte er zu den Herren seiner Botschaft: „Jetzt können wir die Bude zumachen." Seine Berichte über die Wirkung übersetzten dies Wort in die diplomatische Sprache und ließen die volle Verzweiflung nur in einem Worte durchklingen: „Es wird langer Zeit absolut ruhiger Politik bedürfen, um auch diesen Eindruck zu verwischen." Englische Minister und Generale lehnten zuerst jede Äußerung über den Artikel ab, die Wut der Presse glich der nach der Krüger-Depesche, zwölf Jahre der Annäherung schienen verloren. Aus dem aufgeregten Tokio kamen gleiche Berichte, in Paris, Rom, Petersburg schrieb alles gegen den Kaiser; dies alles hatte man wiederholt erlebt. Neu war die Wirkung in der Heimat.

Zum erstenmal erhob sich das deutsche Volk. Zwanzig Jahre lang hatte es geschwiegen, während der Kaiser sprach; jetzt sprach es, damit der Kaiser schweigen lerne. Aus tiefen Quellen brach ein Strom des Zorns hervor, unmittelbarer, echter, als je zwischen 1870 und 1914. Ja, es geschah das Unerhörte: das gehorsamste Volk der Erde stand gegen seinen König auf und forderte Abhilfe. In diesem Augen-

blicke hätte es seine Abdankung verlangen und haben können; nicht die Republik, aber den Sohn des Kaisers, denn die Bewegung war nicht sozialistisch, sie ging durch alle Klassen. Es trug sich zu, daß sich die Untertanen gegen ihren Herrn erhoben, nicht wegen eines verlorenen Krieges oder aufgedrungenen Gesetzes, nicht einmal wegen eines bestimmten Übergriffs, dessen Schaden zutage trat: es erhob sich gegen sein Naturell, gegen seine Geschwätzigkeit im allgemeinen, gelegentlich eines neuen Falls, den es auf seine Lügen hin damals gar nicht prüfen konnte. Aber dieser Fall barg in sich die Kraft der Anekdote: jeder Bürger, jeder Bauer konnte sich seinen Kaiser vorstellen, wie er bei seiner Lampe der Großmutter den Feldzugsplan entwarf; das war zugleich gefährlich und lächerlich, und deshalb erhob sich damals der erste Sturm gegen den Kaiser, genau zehn Jahre vor dem zweiten.

Daß die politische Linke losging, war weniger erstaunlich, als daß die Witzblätter den Monarchen zerreißen durften, ohne daß sie der Zensor zerriß. Im „Simplizissimus" flehte der alte Kaiser den lieben Gott um Gnade für den Enkel an: „Er ist doch von Gottes Gnaden", und Gott erwiderte: „Jetzt wollt ihr mir wieder die Schuld zuschieben!" Auf einem Bild von Zille hockte ein Junge, „der kleine Willy", mit des Kaisers Zügen auf einem Schreibtisch, sich und ihn mit Tinte beschmierend, und wurde von Mutter Germania und Vater Bülow angeschrien: „Haben wir dir's nicht gesagt, du sollst nie mehr Korrespendenz spielen!" Auf einem dritten Blatt hob ein Hofprediger die Hände zum Himmel mit den Worten Jesus Sir. Kap. 23, V. 33: „O könnte ich ein Schloß an meinen Mund legen und ein fest Siegel auf mein Maul drücken!" Noch zu Sylvester stellte ihn das Witzblatt dar, wie er sich selber einen Maulkorb gießt. Dies alles war erlaubt in deutschen Landen, und in Spottversen hieß es:

„Majestäts-Beleidigungen
tanzen auf Geheimratszungen."

Im November 1908 konnte man die Deutschen für eine freie und unabhängige Nation halten.

Aber der Gedanke an Abdankung war viel zu revolutionär, er wurde nur von denen erwogen, die sich in diesem Staate stark fühlen dürften, von den Royalisten selber. „Der Schatz monarchischer Gesinnung," schrieb ein konservatives Blatt, „ist unzweifelhaft sehr reich; auch das reichste Erbe kann vergeudet werden, wenn unverantwortlich darauf los gewirtschaftet wird .. Den Rechten des Monarchen stehen Pflichten gegenüber, deren Verletzung die Fundamente der Monarchie erschüttern kann." In diesen Kreisen, doch nur in diesen ging man weiter: „Im Kreise der deutschen Minister, welche zu einer Sitzung des Bundesrats-Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten in Berlin zusammengekommen waren, wurde der Gedanke erörtert, den Kaiser zur Abdankung zu bewegen." (Staatssekretär von Schön, Erlebtes, 100.) Elf Jahre vorher waren solche Pläne geheimes Gut aus Holsteins Kopf und so in seinem engen Kreis geblieben; jetzt standen die Herren aus Bayern und Sachsen, aus Oldenburg und Württemberg zusammen in der Fensternische, bissen die Lippen und dachten an kurzen Prozeß. Deutschland hätten sie retten können!

Zwischen allen stand Bülow und tat zunächst, was er mußte, er bot seine Entlassung an, zugleich mit den verantwortlichen Staatssekretären. Der Kaiser war im formalen Rechte, grade diesmal hatte er den vorgeschriebenen Weg beschritten, getrost konnte er den Kanzler entlassen. Aber er hielt ihn ohne Zwang, nicht aus Treue, sondern aus Angst: jetzt ohne Deckung dazustehn, furchtbare Aussicht! Jetzt war ja eben des Kanzlers Stunde da, mit seiner Zustimmung zum kaiserlichen Schritte zugleich den Kaiser zu decken! Der tat es am nächsten Tag in einer amtlichen

Erklärung, die den Sachverhalt zur Entlastung des Kaisers in seiner ganzen tragikomischen Wahrheit wiedergab. Die Schwierigkeit stand erst im Reichstage bevor. Dem Kaiser wurde unbehaglich, er verließ Berlin: vom 4. bis 16. November war er fort, um jetzt, nachdem er den englischen Bock geschossen, bei Franz Ferdinand Hirsche, dann beim Fürsten Fürstenberg Füchse zu schießen.

Zwischen allen Amüsements blickt er zurück: „Die zwei Tage hier", drahtet er aus Wien an Bülow, „verliefen sehr harmonisch und heiter . . Die Jagd verlief glänzend, ich streckte 65 Hirsche . . Ich gedenke Ihrer stets in meinem Morgen- und Abendgebet. Er half uns aus allem Menschenhaß und Neid doch durch! There is a silverlining to every cloud. Gott mit Ihnen! In alter Freundschaft Wilhelm I. R." Wie klug ist hier die Mahnung an den Hüter seiner Stellung daheim zwischen Gott und Freundschaft geschoben; wie blind bleibt der von seinem Volke verklagte König gegen jede Einsicht, die ihn bessern könnte! Er ist es, der beleidigt und verkannt ward; so streckt er indessen in heiterer Stimmung 65 Hirsche.

Am 10. November trat der Reichstag mit allen Zeichen eines Volksgerichts über seinen Kaiser zusammen. Heute war alles möglich: Gelöbnisse, Verfassungsänderung, wahrscheinlich auch die Abdankung, da sie von Männern des Bundesrates ja schon erwogen wurde. Nichts von allem geschah! Die Deutschen, nach zwei stürmischen Wochen, waren in ihr Untertanen-Gefühl bereits zurückgekehrt, niemand wagte das entscheidende Wort, auch nicht die Sozialisten. Der Kaiser, der nach der Gewohnheit aus der Debatte bleiben mußte, stand zwar in ihrer Mitte, aber die Führer hielten aus sämtlichen Parteien ihm nur ihre Strafpredigt vor. Am ernstesten klang der Ton aus dem Kreis der Paladine, bei Heydebrandt und Hatzfeldt. Andere schuldigten den Byzantinismus an, den sie zwanzig Jahre lang gefördert, Anträge

auf Abänderung der Verfassung blieben ergebnislos, es kam nicht einmal zur devotesten Form, zur Adresse, viel weniger zum parlamentarischen System.

An diesem Tage hatte der Kaiser bereits nichts mehr von seinem Volk zu fürchten, wohl aber Bülow von seinem Kaiser. Denn in Wahrheit war Bülow der sogenannte tragische Held des 10. November; daß er sich stets weniger klug gestellt als er war, sollte sich nun rächen. Er hätte den Kaiser decken oder preisgeben, er hätte dem Reichstag auf Bismarckisch erklären müssen: der Kaiser hat in bester Absicht, zugleich nach der Verfassung gehandelt, die Entlassung des Kanzlers abgelehnt, und so wird man weiter regieren, ob es dem Volke paßt oder nicht. Oder er hätte mit dem Volk und dem Reichstag gehen, den Kaiser auf der Tribüne verlassen, anklagen und andern Tags in Ungnade gehen können. Da dieser Weg seinen loyalen Grundgedanken widersprach, so beschloß er den ersten zu gehen und hatte eine Rede zugunsten des Kaisers vorbereitet, in der er, wie Hammann mitteilt, ihn offen verteidigte.

Doch im letzten Augenblicke siegt der Staatsmann in Bülow, wahrscheinlich nur der Volksmann über den Höfling; er überschätzte die Deutschen, indem er einen Bogen zu überspannen fürchtete, der schon wieder abgespannt war, und verlor auf einem Mittelwege zugleich seine Stellung beim Volk und beim Kaiser. Er kritisierte ihn, nannte seine Ausdrücke zu stark, führte den Feldzugsplan auf einige Gedankensplitter zurück, schaltete den Generalstab aus und versprach schließlich, die Erregung im Volke werde „S. M. den Kaiser dahin führen, künftig auch in seinen Privatgesprächen sich diejenige Zurückhaltung aufzuerlegen, die für eine einheitliche Politik und für die Autorität der Krone unerläßlich ist .. Wäre es nicht so, so könnte weder ich noch einer meiner Nachfolger dafür die Verantwortung tragen."

Ein leises Murren auf der Linken, – aber das Haus war mit

dieser lahmen Erklärung zufrieden, man forderte nichts weiter.

Am selben 10. November 08 erschien folgender Erlaß an die Marine: „S. M. haben befohlen, daß das Hurrarufen innerhalb der einzelnen Schiffe absolut gleichmäßig unter Hochheben der Mützen zu erfolgen habe .. Beim Kommando ‚Drei Hurras für S. M.' werden die Flaggen hochgenommen. Gleichzeitig verläßt die rechte Hand der in Parade aufgestellten Leute das Geländer und geht an den Mützenrand. Auf das erste Kommando Hurra gehen die Winkflaggen nieder, das Hurra wird wiederholt, während die Mützen durch Strecken des rechten Armes unter einem Winkel von etwa 45° kurz hochgehoben und, sobald das Hurra verklungen ist, unter Krümmung des Armes kurz vor die Mitte des Oberkörpers gehoben werden .. Beim dritten Hurra werden die Mützen kurz aufgesetzt, worauf die rechte Hand wieder an den Platz am Geländer geht. Bei der bevorstehenden Anwesenheit S. M. zur Rekruten-Vereidigung ist bereits nach diesen Bestimmungen zu verfahren."

Alle, die diesen vom Kaiser genehmigten, wo nicht angeregten Befehl im Militär-Wochenblatt lasen, fühlten sich dabei natürlicher und herzlicher in ihrer Heimat, als bei Lektüre der nörgelnden Reichstagsreden; im Takte seinem Landesherrn Hurra zu rufen, im Winkel von 45°, das war die natürliche Haltung des anständigen Untertanen, nicht diese unfruchtbare Kritik am guten Willen des ewig jungen Kaisers.

Der hielt an jenem 10. November, als alle über ihn redeten, zunächst einmal selber eine Rede. Zeppelins Luftfahrten waren bisher von ihm verachtet, die Prüfung seiner Pläne und Modelle vom Kriegsministerium abgelehnt, sämtlichen Offizieren war verboten worden, sich an den Phantastereien des Grafen zu beteiligen; noch vor drei Monaten nannte ihn der Kaiser „von all den Süddeutschen den Dümmsten"

(Z. 196). Heut sprach er ihn also an: „Unser Vaterland kann stolz sein, einen solchen Sohn zu besitzen, den größten Deutschen des 20. Jahrhunderts, der durch diese Erfindung uns an einen neuen Entwicklungspunkt des Menschengeschlechts geführt hat. Es dürfte wohl nicht zu viel gesagt sein, daß wir heute einen der größten Momente in der Entwickelung der menschlichen Kultur erlebt haben." In Friedrichshafen, versteht sich, nicht in Berlin, denn dort fand der große Moment ein kleines Geschlecht.

In Donaueschingen, von wo aus man am 10. den Ausflug zu Zeppelin arrangierte, wohnte der neue Freund des Kaisers, der Eulenburgs Intimität ohne seine Intelligenz erbte. „Die wirklichen Freunde, . . jetzt Fürst Fürstenberg und General von Kessel, waren es ihrer amüsanten Geschichten halber. Das sind Menschen, die nicht nur stunden-, sondern gradezu tagelang amüsante Geschichten erzählen können. Das geistige Niveau wird dadurch nicht gehoben, obgleich man es Eulenburg lassen muß, daß seine Unterhaltung geistig höher stand. Jetzt sind alle Erzähler so banal und roh, daß sie sich durch ihre Späße, noch mehr durch die mit ihnen gemachten zu Hanswürsten erniedrigen" (Z. 231).

In diesem Kreis verbringt der Kaiser die kritischsten Tage seiner Regierung. Zedlitz, der hier den persönlichen Dienst hat, berichtet von kaiserlichen Tränen, als er die Reichstagsrede las. „Diese Drepression äußerte sich sehr bald so, daß er nichts mehr über die Angelegenheit las, und sich von seinen trüben Gedanken zu zerstreuen suchte. Er ging früh etwas spazieren, frühstückte mit uns um 9 Uhr, blieb in Unterhaltung bis ½12, fuhr zur Jagd, kam zurück gegen 5 Uhr, blieb in gemeinsamer Unterhaltung beim Tee bis gegen 7 Uhr, legte sich etwas zu Bett, erschien gegen ½9 Uhr zum Essen und verbrachte dann den Abend mit uns bis ½1 Uhr."

An einem dieser Abende spielte ein Kabarett vor den Herr-

schaften und konnte bald dem deutschen Volk in Form eines Inserates verkünden: „Zweistündige Vorstellung vor dem deutschen Kaiser, dem Fürsten Fürstenberg und dem Grafen Zeppelin mit sensationellem Erfolge nachts ½1 Uhr geendet. Der Kaiser und die hohen Herrschaften applaudierten stürmisch und sprachen in persönlichen Unterredungen ihre dankbare Anerkennung für das brillante Programm und die tadellose Vorführung aus.“ Blätterte er um, so las der Bürger auf der zweiten Seite, wie stürmisch gleichzeitig der Reichstag seine Redner applaudierte, und wie ein Ministerrat über die Sache bis nachts ½1 Uhr beraten habe.

Einmal aber muß geschieden sein, die Pflicht ruft, in Kiel warten die Rekruten auf ihre Vereidigung mit dem neuen Hurra: Abschiedsabend im Schlosse Fürstenberg, glänzend, Damen in großer Toilette, Herren in grünen und schwarzen Fracks mit schwarzen Eskarpins und, da gerade eine Reitjagd in der Nähe gewesen, einige auch im roten Frack.

„Die wirklich ungewöhnlich glänzende und elegante Gesellschaft“, schreibt der Hofmarschall, „war nach Tisch in der schönen Halle des prachtvollen Schlosses versammelt, während auf der Treppe eine Kapelle musizierte. Plötzlich erschien Graf Hülsen-Häseler als Ballett-Tänzerin kostümiert, was er auch sonst gelegentlich getan, und begann zu tanzen. Alles war aufs höchste amüsiert, denn der Graf tanzte großartig, und es hatte ja auch etwas Eigenartiges, den Chef des Militär-Kabinetts, als Dame kostümiert, ein Ballett aufführen zu sehen. Als der Graf eben einen Tanz beendet hatte, begab er sich auf die anstoßende Galerie, um Luft zu schöpfen. Ich stand vier Schritt vom Eingang und hörte dort plötzlich einen schweren Fall. Ich eilte hin und sah den Grafen lang ausgestreckt, mit dem Kopf in der Fensternische, auf der Erde liegend.“

Herzschlag, Arzt, Meldung beim Kaiser, der sich eben, am Kamin stehend, unterhält, dieser zum Sterbenden, Versuche zur Wiederbelebung, die Musik spielt noch eine Weile weiter, ein zweiter Arzt, vergebens. Der Tote wird in den großen Speisesaal getragen, Absage nach Kiel, Depesche an die Kaiserin: „Ich habe meinen besten Freund verloren", neue Depeschen, Vorbereitung zur Trauerfeier für morgen, der alte Ortsgeistliche wird geholt, erscheint zitternd mitten in der Nacht vor seinem Kaiser, der ihm einprägt, was er morgen zu sagen hat, aber, durch Schreck und langes Stehen ermüdet, plötzlich vor ihm umsinkt.

Der Priester erholte sich, der General lag tot auf der Bahre, rasch hatte man ihn aus einer Tänzerin zum Soldaten zurückverwandelt, es war ein Totentanz. Aber der Kaiser merkte die Winke Gottes nicht. Er sah nicht, wie eine höhere Macht seinen Leichtsinn noch einmal warnte. Mitten im Groll und Zorn von 60 Millionen friedlicher, tüchtiger Menschen saß da ein Einzelner, untätig und provokant, zerstreute seinen Ärger in Couplets und Witzen, Jagden und Tänzen, ließ aufreizende Hofgerüchte ins Volk gehen, und als einer der höchsten von seinen Generalen vor großer Gesellschaft als Balletteuse erscheint und so den ehrenreichsten Stand im Lande verhöhnt, um an dem letzten dieser lustigen Abende den Höhepunkt der Scherze zu erreichen, da greift die Hand von oben ein, sie schlägt den Höfling nieder: mit riesigen Lettern steht ein Menetekel an der Wand des Schlosses von Donaueschingen geschrieben, damit er in sich gehe, der zechende König!

Der aber denkt nichts anderes als: wie verwandeln wir in der Nacht den Speisesaal zur feierlichen Grabkapelle? Wie reisen wir bei veränderten Dispositionen, und als er mitten in der Nacht zum drittenmal alles umwirft und die devote Warnung des Hofmarschalls hören muß, ein neues Verschieben zweier Sonderzüge sei doch schwierig, da versteckt

sich der Schauspieler hinter seine falsche Trauer, affektiert plötzliche Ernüchterung und sagt mit traurigen Augen: „Und in diesem Augenblicke wollen Sie mir Schwierigkeiten machen!“

V

Zu Hause wartete der Hauslehrer mit seiner Strafpredigt. Der Simplizissimus bildete vor einem Lakaien den Kanzler in Trauer ab, wie er ein großes Schloß vor sich herträgt und memoriert: „Wie sag ich's meinem Kaiser?“ Hier machte Bülow den zweiten Fehler: heut hätte er alles erreichen können, hätte er nur die Depression ganz ausgenutzt, denn „die Nerven des Kaisers sind keiner ernsten Stunde gewachsen“. Statt ihn zu schrecken, stellt er ihm nur in höfischer Art gewisse Folgen plötzlicher Eingriffe dar. Der Kaiser, in erzwungener Ruhe, gibt nur einsilbige Antworten, zeigt weder Erkenntnis noch den Wunsch nach Besserung, genehmigt schließlich widerwillig eine Erklärung im Reichsanzeiger (was er später bestreitet): er habe dem Kanzler, heißt es dort, Audienz gewährt, sich über die Stimmung und die Reden Vortrag halten lassen.

„S. M. nahmen die Darlegungen des Reichskanzlers mit großem Ernst entgegen und gaben seinen Willen dahin kund: unbeirrt durch von Ihm als ungerecht empfundene Übertreibungen der öffentlichen Kritik erblicke er seine vornehmste kaiserliche Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern. Demgemäß billigten S. M. die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstage und versicherten den Fürsten seines fortdauernden Vertrauens.“

Die Deutschen atmeten auf: nun war ja alles wieder gut und unterschrieben. Klein war die Zahl besorgter Patrioten, die einander ansahen und fragten: Ist dies alles? unbeirrt? ungerecht, übertrieben, verfassungsmäßig? Selbst jenes Mi-

nimum, was die Nation verlangte, das Gelöbnis sich zu bessern, verschwand im Flaggenschmuck des Autokraten, wie die verschlossenen Fenster der Franzosen-Fronde bei den Einzügen im Elsaß; nur, daß er des Kanzlers Rede gebilligt, war gesagt, und großer Ernst in einer Weise attestiert, deren Vorkehrung eher beleidigend wirkte.

Das war alles. Aber das war schon genug, den stets verwöhnten, immer von Sonne überglänzten Monarchen zum Zusammenbruche zu bringen. Jetzt kam es nach. Der Kaiser erfuhr von dem Plan aus dem Bundesrate, der über die Eingriffe des Reichstages hinaus bis zur Abdankung gegangen war, und fiel als Neurastheniker über der schon überwundenen Gefahr zusammen. Am 24. kam der alte Kammerdiener Schulz im Neuen Palais aufgeregt ins Zimmer des Flügeladjutanten und stotterte hervor: „Seine Majestät – haben mir befohlen, – sofort den Herrn Reichskanzler ans Telephon zu rufen: ich soll ihm direkt mitteilen, – S. M. ließe ihm sagen, Allerhöchstdieselben hätten durch die Vorkommnisse der letzten Zeit einen so starken Nervenschock erhalten, daß er genötigt sei, – sich von allen Geschäften zurückzuziehen und sie dem Kronprinzen zu übergeben“ (Z. 194).

Schrecklicher Augenblick für den Flügeladjutanten! Der Kammerdiener meldet den Rücktritt von Serenissimus, der Kanzler soll benachrichtigt, der Erbprinz geholt werden. Hat der Offizier Humor, um diese unsterbliche Szene zu goutieren? Er sagt nur, diesen Befehl könne Schulz unmöglich ausführen, läßt den Oberhofmarschall holen, Beratung zwischen Kanzler und den beiden Kabinetten. Als andern Tags der Kronprinz eintrifft, sagt ihm die weinende Mutter, was geschehen sei und solle. Er findet den Vater im Bette, beruhigt ihn, nach ein paar Tagen ist alles überstanden.

Doch warum lehnt der Kronprinz ab? Warum ergreift er nicht diese, nur einmal dargebotene Hand, da er doch über des Kaisers Befehle genug seufzt und bei dessen Konstitution

noch ein paar Jahrzehnte des Wartens vor sich sehen muß? Auch hier kein männlicher Entschluß, nirgends der Mut, das Seil zu fassen, das das Schicksal auch dem Tapferen nur einmal zuwirft, nirgends die Freude der Verantwortung, nirgends die Lust zur Tat. Dieser Augenblick, November 08, von einem beherzten Erben benutzt, hätte vielleicht dem Reiche, sicher dem Kaiser gedient, der damals als Märtyrer und Weiser freiwillig entsagen und damit nicht nur in der Geschichte besser wegkommen konnte.

So rasch wie der Zusammenbruch kam die Erholung: beides war nervös, nichts hatte Folgen. Ende November ließ er sich im Berliner Rathause eine Rede vom Kanzler reichen, um sie ostentativ zu „verlesen": mehr Verachtung als Wandlung lag in dieser Geste; auch blieb es bei dieser einen Demonstration. Keine vier Wochen – und alles war vergessen. Ins alte Gleis zurückzukehren, mahnten ihn die dienenden Augen seiner Umgebung. „Wenn man mich nicht schützt," schrieb er an den Rand eines Ausschnittes, „dann werde ich mich selbst schützen müssen!" Mit diesem weiblichen Argumente steuerte er sehr geschickt aus seinen Mißgriffen in die Autokratie zurück, die ihm natürlich war, und er drohte: „Kommt noch eine ähnliche Gelegenheit wieder, dann werde ich nicht mehr konstitutionell handeln!" (Z. 239). Daß seine Stimmung nicht verändert ist, schildert Zedlitz Weihnachten aus täglicher Beobachtung:

„Im innersten Grunde ist der Kaiser eben immer noch so wie früher . . An unseren stillen Abenden, wo er öfters diplomatische Berichte vor den Damen und Adjutanten vorliest, liebt er es besonders, humoristische Szenen, in denen etwas im Auslande schlecht oder lächerlich gemacht wird, mit Sehr gut oder auch Sehr richtig zu bezeichnen. Kommt aber etwas vor, das einen für uns ungünstigen Rückschluß gestattet, dann schreibt er daneben ‚Wie töricht' oder etwas Ähnliches." Besonders erfreuen ihn jetzt englische Angriffe,

alle anonymen Briefe läßt er sich vorlegen und fühlt sein Interview in seinem Flotteneifer nur bestätigt, wenn er den englischen Rat liest, er möge es aufgeben, „an der Spitze eines Volkes von 60 Millionen zu stehen, um statt dessen Präsident eines Fußball- oder Cricket-Klubs zu werden .. Das hat er tatsächlich lesen müssen" (Z. 199).

Gleich nach Weihnachten kommt Nachricht über Diamantenfelder in Südwestafrika: da erzählt er wiederholt, sie sind 40 Kilometer lang, zwei breit und fügt noch viele Zahlen hinzu, „mit jeder neuen Erzählung wurden sie um einige Ziffern größer und die phantasievolle Hoffnung höher." Zugleich vor zufälligen Gästen und vor der Dienerschaft: „Noch vor vierzehn Tagen haben diese Schafsköpfe (im Reichstag) bei Erwähnung der ersten Nachrichten alles für unmöglich gehalten, und nun sieht man, was für dummes Zeug diese Nachtwächter reden .. und den, dessen Ideen sie nicht verstehen, und ohne den sie gar nicht vorwärts kommen könnten, bewerfen sie mit Schmutz! .. Zeitungen lese ich überhaupt nicht mehr, was diese Schafsköpfe schreiben, ist mir ganz gleich!" Vor denselben Zeugen sagt er solche Dinge über die Deutschen in Amerika, die Zedlitz gar nicht aufzuzeichnen wagt: „Wenn nur der vierte Teil der Äußerungen bekannt würde, das Entsetzen müßte der Erregung über das Kaiser-Interview .. wohl gleichkommen."

Solches Vergessen konnte sein nervöser Charakter nur leisten, weil er einen Schuldigen gefunden hatte. Hülsen war tot, aber Dutzende von neuen behelmten Köpfen waren der Hydra nachgewachsen und hundert Zungen zischelten: Bülow hat seinen König verraten. Man gab in Potsdam als Parole aus: Bülow hat gelogen, er hat das Interview genau gekannt, gebilligt, dann aber seinen Herrn dem Hagel der Geschosse preisgegeben. Von jetzt ab hieß er nur der Hochverräter. Erst im März 09 gelang es ihm, den Kaiser zu einer Aussprache in der Bildergalerie des Schlosses zu bringen,

worin er mit Ernst um seinen Abschied bat (Hammann, Um den Kaiser, 30).

Kaiser: „Nein, ich habe Ihnen verziehen. Aber im November haben Sie mich nicht genug verteidigt. Sie hatten ja brieflich und privat mir zu meinem Interview zugestimmt."

Bülow: „Dann bitte ich E. M. um diese Briefe."

Kaiser: „Es ist – auch mündlich geschehen, nach meiner Rückkehr aus Rominten."

Als Bülow an frühere Übereilungen erinnert, weiß der Kaiser davon nichts; nachher behauptet er, Bülow habe sein Unrecht eingesehen und um Verzeihung gebeten, die Presse berichtet sogar Bülows Tränen. Vertraulich sagt aber der Kaiser: „Mit dem Bülow bin ich fertig. Er muß mir nur noch die Finanzreform durchbringen."

In fast unablässiger Beratung bleibt Bülow mit dem schwerkranken Holstein, der durch hochpolitische Schreiben – sogar durch Rohrpost – auf ihn und den neuen Staatssekretär bedeutenden Einfluß übt; seine Praxis in fingierten Entlassungsgesuchen blüht jetzt zum letzten Male, indem er für Bülow eins von acht Seiten Länge im Januar 08 aufsetzt. Noch Ende April, dicht vor seinem Tode, beschwört er den Kanzler, im Amte zu bleiben: „Wenn Sie fortgehen, wird der Krieg unvermeidlich." Dies war Holsteins einzige richtige Voraussage.

Als dann aber im Juni die Erbschaftssteuer und mit ihr der Block im Reichstage scheitert, nimmt Bülow seinen Abschied auf der Hohenzollern, am selben Fleck und am selben Jahrestage, wo er zwölf Jahre vorher die Geschäfte übernommen hatte. In Berlin bespricht der Kaiser die Nachfolgefrage mit ihm, auf und ab gehend im offenen Schloßgarten und entläßt ihn mit Kuß und Umarmung.

„Bülow soll mein Bismarck werden", hatte der Kaiser etwas knabenhaft ausgerufen; er war es geworden, d. h. er

überragte seinen Herrn nicht weniger, als jener den Großvater; nur die Größenklasse war verschieden. Bismarcks Leidenschaft hatte sich in Gruben und Falten, Bülows Eleganz in Grübchen und Fältchen den Zügen eingezeichnet.

Sein Abgang war die stärkste dieser vier Katastrophen: Holsteins und Eulenburgs Sturz, des Kaisers Krisis änderten wenig am Lauf der Dinge; Bülows Verschwinden aber machte „den Krieg unvermeidlich". Das beste Urteil hatte Zedlitz der Ältere in einem Brief gefällt: „So lange den Wagen vor dem Absturz bewahrt und am Rande vorbeigesteuert zu haben, ist auch eine dankenswerte Leistung."

Als die Angriffe der Kaiserpresse durch falsche Darstellungen des Kaisers gegen Bülow zunahmen, ersuchte er seinen Nachfolger um amtliche Verteidigung und schrieb im Rückblick: „Ich habe das Interview vorher so wenig gekannt, wie ich vorher etwas wußte . . von der Swinemünder Depesche nach Bayern, von dem Telegramm an den Fürsten von Lippe . . von der Hunnenrede des Sommers 1900 bis zur Schwarzseher-Rede im Manöver 06 . . Ich habe S. M. oft gebeten, den Engländern kein Wort zu sagen, das Russen und Franzosen, Japaner und Amerikaner nicht wiedererfahren könnten. Ich habe ihn immer und wiederholt gewarnt, das empfindliche und mißtrauische Volk der Japaner nicht zu argwöhnisch zu machen . . Ich entsinne mich, telegraphisch einen schon seit mehreren Tagen abgegangenen Brief S. M. an Roosevelt zurückgehalten zu haben, weil er mir unvorsichtige Wendungen über Japan zu enthalten schien . . Ich habe einen großen Teil meiner Zeit und Arbeitskräfte darauf verwenden müssen, die stattgehabten Entgleisungen und Indiskretionen wieder gutzumachen."

Das war zwölf Jahre so gegangen, und auch wer Bülows englische und vieles an seiner inneren Politik tadelt, muß Respekt vor seiner glänzenden Geschicklichkeit und unermüdlichen Arbeit bekennen; vor allem müßte es der Kaiser,

der ihn stärker als jeden anderen verbraucht hatte. Was tut er nach dem Abgang seines Freundes, von dessen Bleiben er noch vor vier Jahren sein eigenes Leben abhängig gemacht? „Die ganze Schuld am Eulenburg-Skandal trägt Bülow, da .. er auch noch persönliche Motive hatte, ihn zu wünschen. Hätte er damals Eulenburg bewogen, im Auslande zu bleiben, dann gab es gar keinen Skandal. Sogar seine berühmten Reden hat er sich von Hammann machen lassen, dann hat er sie wörtlich auswendig gelernt und so ein Phänomen in Europa abgegeben .. Seit Cäsar Borgia hat ein so heuchlerischer und verlogener Mensch nicht mehr gelebt!“ (Z. 237).

Und als er, wie Kiderlen schreibt, dem König von Württemberg ein Bild des Schloßgartens zeigte, wo er Bülow mit Kuß und Umarmung entließ, zeigte er auf die Stelle und sagte: „Hier habe ich das Luder weggejagt!“

DRITTES BUCH

VERGELTUNG

„Ich bitte Gott, daß ich das nicht zu erleben brauche, was ich kommen sehe.“

WALDERSEES LETZTE EINTRAGUNG IM TAGEBUCH

VII. KAPITEL

GEWITTER

I

Wilhelms des Zweiten glänzende Zeit war vorüber.

Zwei Jahrzehnte hatte er regiert, war Fünfzig geworden, und wie er leicht ergraute, bevor es noch die Untertanen merkten, wurde es auch grauer um ihn, das Flackerfeuer, das seine Gestalt so lange interessant gemacht, verglomm allmählich, nirgends aber kündigte sich der Aufgang eines stilleren, klaren Abendlichtes an. Die Freunde waren verbannt, mit ihnen die letzten Ratgeber gefallen, der glänzende Kanzler und der hingebende Vertraute, Zeugen der Jugendkämpfe und der Mannesfeste, der Hof selbst war mit seinem kalten Glanze einsamer geworden, mehr als ein Bundesfürst vermied Berlin, Jagden und Einzüge, sogar die Reisen brachten nur Wiederholungen: eine Stimmung des Vierten Aktes überkam den bisher immer glücklichen, immer exaltierten Mann, und indem von allen Seiten her die Einsamkeit um ihn aufstieg, indem das Gefühl der Enttäuschung an vertrauten Herzen ihn ernüchterte, hörte er zwar nicht auf, Optimist zu sein, aber die Gebärden wurden seltener, mit denen er zuvor sich und der Welt beweisen wollte, wie hoch ihn Gott begnadet.

Verloren hatte er die beiden großen Kämpfe seiner zwanzig Königsjahre. Wenn er herunterblickte von seinem überhöhten Sitze, sah er ein Drittel seiner Untertanen tief unter sich in murrender Feindschaft weben und wühlen, sein Jugendwunsch, aus Furcht und Übereilung geboren, war nicht erfüllt, denn unversöhnt lag drunten die Masse der Arbeiter,

nur scheinbar ein amorphes Gebilde, dessen Formgesetze der Landesherr nicht entziffern mochte, rot und ruhelos am Boden schwankend. In seinen 25 Regierungsjahren war die Sozialdemokratie von ¾ auf 4¼ Millionen Stimmen gewachsen, von 9 auf 35 % aller Stimmen gestiegen.

Auch auf den Adel, der das Königtum zu allen Zeiten schützte, auch auf die Fürsten ringsum war nicht mehr Verlaß: diese setzten seiner Autokratie, mit der er den primus inter pares verfälschte, zuweilen stummen Widerstand entgegen, jene hatten sich in wiederholten Kämpfen offen widersetzt und bildeten, geschart um den kriegerischen Kronprinzen, eine Front des Widerspruches, wenn immer sich der Herr nicht scharf und alldeutsch zeigte, denn ihnen war er zu furchtsam. Doch während die Roten an die Stelle eines Cäsaren nach Parlamentsherrschaft und selbst nach Republik, während die Blauen an Stelle eines Friedensfürsten nach scharfer Klinge riefen, während jene die Entspannung mit ihren französischen Brüdern und schließlich mit Europa forderten, diese das Größere Deutschland, das nur durch Krieg zu erringen war: stand unentwegt das Bürgertum zu seinem Kaiser, unter dem es reich geworden war und immer noch reicher wurde.

Und wirklich hatten Offizierkorps und Adel ein volles Recht, sich innerlich immer weiter von ihrem Kaiser zu entfernen. Je furchtbarer diese größte Armee der Welt und der Geschichte, je schwerer gewappnet der deutsche Ritter wurde, um so mehr wuchs die Vorsicht des Obersten Kriegsherrn; man sagte allgemein, die Furcht. Die schneidigen Gesten, die provozierenden Reden, das ganze Arsenal gepanzerter Phrasen war spärlicher und schwächer geworden, endlich begann Enttäuschung den ewigen Jüngling zur Behutsamkeit zu erziehen.

Nicht zur Einkehr: denn niemals hat er sich von einem einzigen Fehler überzeugt. Was er jetzt um sich sah, er-

schien ihm nur als Trotz der bösen Welt, als Neid verwandter Häuser, als Eifersucht verschworener Dynastien; doch daß es da war, leugnete er nicht länger. Mit Schrecken und gewiß mit größerem Schrecken, als er sich's meistens merken ließ, fühlte Wilhelm der Zweite sich eingekesselt und mußte nach seinem Charakter das Bewußtsein in sich steigern, daß er alles versucht, und nur am Widerstand der stumpfen Welt gescheitert war. Hatte er nicht dem Zaren im Krieg mit Japan geholfen? Nicht Frankreich lauter Courtoisie erwiesen? War er es nicht, der Großmutter und Onkel mit Feldzugsplänen versah, als es um England schlecht stand? Hatte er je die Strapazen weiter Reisen gescheut, um überall, bis nach Rom, Athen und Damaskus in eigener Person die Fäden politischer Freundschaft zu knüpfen? Mit scheelen, undankbaren Blicken hatten die falschen Freunde sich hinter seinem Rücken verständigt, um ihn persönlich, das Edelwild Europas, schlau zu umstellen und endlich doch zur Strecke zu bringen. Verkannt als Landesvater von den Sozialisten, als Friedensfürst vom russischen Vetter und englischen Oheim, so stand er da, Märtyrer des guten Willens, und sah, wie sich der Kreis um seine Lande schloß.

Vielleicht hatte er recht vor Gott, nicht vor den Menschen. Konnte er wohl über seinen Schatten springen? War die Natur, die ihn verstümmelt und dadurch zur verlegenen Schneidigkeit genötigt, nicht Schicksal, war sie Schuld? Hatte denn er seine Nerven geformt, deren Flackern ihn zu immer neuen Sprüngen trieb? Während er jeden Krieg vermeiden wollte, schuf er stets neue Motive zum Kriege, und jedesmal, wenn er eine Ursache aufhob, vertiefte er einen Grund. Der Stimmungswechsel, dem sein Wesen unterworfen war, hatte ihn von einer Gruppe zur andern und wieder zu jener geworfen, und indem er die Gegner gegeneinander ausspielte und verriet, führte er sie zusammen. Da er alles selbst machen wollte, und alle großen Fragen der

Nation schließlich entschieden hat, trug und trägt er die Verantwortung für Deutschlands Vereinsamung und Einkreisung im letzten Jahrzehnt vor dem Weltkrieg. Niemals hätte ohne Wilhelms Provokationen sich Eduard und sein Land zu Deutschlands Feinden gesellt. Die Sicherheit des Reiches war dem nervösen Charakter des Kaisers zum Opfer gefallen.

Zugleich mit Bismarck hatte er Rußland fallen lassen, dann jahrelang den abgerissenen Draht wieder zu knüpfen versucht, zugleich aber seinen Freund, den Zaren an seinen Feind, den Onkel, verraten, Japan hatte er mit pathetischen und politischen Mitteln als Feind Europas behandelt, den Islam erst umschmeichelt, dann durch Kreuzrittertum beleidigt, Frankreich durch Höflichkeiten heut gewonnen, morgen durch Reden und Jubiläen wieder verletzt, England aber im Wirbel der Gefühle gehaßt, geliebt und wieder gehaßt und alldies jeden Augenblick gezeigt und ausgesprochen. Denn Sprechen, das war die Sucht und das Verhängnis dieses nach Taten lüsternen, vor Taten zitternden Nervenmenschen; wäre er zur Stummheit verurteilt gewesen, wie zuletzt sein Vater, der lange Weg des Gedankens in die Hand, durch die Feder zum Auge der andern hätte ihn und sein Volk vor den Folgen seiner leichtsinnigen Zunge bewahrt.

Nach zwanzig Jahren endloser Feste sah sich der Kaiser fast plötzlich allein, das Jahr 1908 hatte ihn erschüttert: im Sommer trafen sich Nikolaus und Eduard zu einer neuen Entente, im Herbst stand sein eigenes Volk gegen ihn auf. Von draußen klirrte, von drunten dröhnte es. Da mußte der Kaiser erschrecken.

Kaiser und Eduard VII.

II

In allen Verwicklungen Europas zwischen 08 und 14 war der Kaiser friedlicher, sogar vorsichtiger als seine Ratgeber: jetzt endlich brachte ihn echte Furcht zu rechter Erkenntnis. Man könnte solche verspätete Einsicht tragisch nennen.

Der König von England, ein alter Herr, hatte den Verkehr mit dem Neffen beinah abgebrochen; einen Besuch, den er Herbst 07 auf das nächste Frühjahr verschoben, sagte er wieder ab und ging statt dessen nach Reval, damit das Unerhörte Ereignis würde, was Bismarck immer für möglich, Holstein daher für unmöglich erklärt hatte: England und Rußland wurden handelseinig. Der Kaiser war darüber stärker beunruhigt als seine Minister, und als man gleich darauf aus Petersburg meldet, man habe Neutralität im Kriegsfall zugesagt, schreibt er: „Das muß absolut klar und unanfechtbar festgelegt werden. Das muß unsere Heeresleitung unbedingt verlangen." Bülow beweist ihm, daß dies nur beim Rückversicherungs-Vertrage galt, heut aber nicht mehr zu erreichen sei. So standen sie wieder auf, die Gespenster, und hinter der Entente von Reval, geschlossen zehn Jahre nach Bismarcks Tode, erhob sich noch einmal sein Geist, den damals, vor achtzehn Jahren der Kaiser durch Ablehnung der Erneuerung zugleich mit ihm selber aus dem Amte getrieben hatte.

Ein Jahr verspäteter Rache schien dieses Jahr 08. Drei Monate nach Reval rächte sich ein zweites Hauptstück seiner Politik, diesmal war's nicht der Feind, es war der Verbündete, der ihn erschreckte.

Es waren zehn Jahre, daß der Kaiser auf seiner zweiten Orientreise, geblendet von Bildern, Freudenrufen und Geschenken, sich den Türken zugewandt und in Kleinasien ein deutsches Kolonialreich erspürt hatte. Die Bagdadbahn, die er gleich darauf beginnen ließ, Meine Bahn nannte, und die

von dem schmeichlerischen Botschafter „das Allerhöchsteigene Unternehmen Seiner Majestät" genannt wurde, führte zu hochpolitischen Folgen: die Grüne Fahne des Propheten sollte in einem künftigen Weltkrieg entrollt, der Heilige Krieg erklärt, England in Indien und Afrika durch Aufstände vernichtet werden. So geriet Deutschland aktiv in die Balkanfragen, von denen es Bismarck immer zu isolieren gewußt, und eine Bahn, die ohne den Kaiser nie gebaut worden wäre, verwickelte uns an der gefährlichsten Stelle in die Interessen der beiden Hauptgegner in Europa. Marschall erklärte bald, Bismarcks Wort von den Knochen des pommerschen Grenadiers habe die Geltung verloren, des Kaisers Rede in Damaskus klinge heut noch in der muselmanischen Welt wieder, man veranlaßte den Sultan, den Österreichern eine Bahn durch den Sandschak zu gestatten, mit der sie Serbien vom Meer und von seinen Stammesbrüdern abschnüren wollten. Das trieb die Russen, Österreichs alte Balkanfeinde, dazu, neue Freunde zu suchen – und wenn es England wäre!

Schon damals wurde der Kaiser über diese Folgen seiner Türken-Politik nervös; er war durchaus kein Schwärmer für Österreich, hielt an ihm nur als an dem letzten Bundesgenossen fest, und hat die Phrase von der Nibelungentreue weder erfunden noch oft im Munde geführt; sie stammt von Bülow. Dieser hatte das Axiom von der bedingungslosen Freundschaft zu Österreich von Holstein übernommen oder doch mit ihm geteilt, und in seiner ganzen Laufbahn keinen größeren Fehler begangen, als Deutschland dem morschesten von allen Reichen ohne Einschränkung hinzugeben. „Für unsere Haltung in allen Balkanfragen sind in erster Linie die Bedürfnisse, Interessen und Wünsche Österreich-Ungarns maßgebend", schrieb und verbreitete er unter allen Botschaftern als Grundsatz im Sommer 08. Wann hatte uns der kleinste Staat das Geschenk eines solchen Satzes, wann

hatte Österreich selbst uns solche Avancen gemacht? Wurde nicht durch solche These das natürliche Verhältnis des starken deutschen zum brüchigen Habsburger-Reiche ins Gegenteil verkehrt? Selbst hier war uns die Führung entglitten, zwanzig Jahre nach Bismarck waren wir selbst im Dreibund die Geführten und setzten uns für eben jene Balkan-Abenteuer Österreichs ein, die Bismarck mit dem zynischen Wort abgelehnt hatte: „Das Bündnis ist keine Erwerbs-Genossenschaft.“

Kein Wunder, daß man in Wien, wo die Diplomaten gewandter waren, solche Berliner Gefolgschaft nutzte! Als Aehrenthal, Franz Ferdinands Geschöpf, die türkische Revolution als Vorwand zur endlichen Einverleibung von Bosnien ergreifen und mit diesem Gewaltakt das ganze Bündel der Orientfragen öffnen wollte, sicherte er sich nicht etwa die deutsche, vielmehr die russische Zustimmung; vergessen schien der Berliner Kongreß, dessen Kontrahenten eine solche Verschiebung sämtlich vorher billigen mußten: erst als alles fertig war, teilte Aehrenthal dem Bundesgenossen das Geheimnis der nächsten Tage mit. Ja, man hatte die neudeutsche Sitte endloser Ferien offenbar berechnet, denn von der Meldung an den Staatssekretär von Schön nach Berchtesgaden und an Bülow nach Norderney vergingen so viel Tage bis zur Mitteilung an den Kaiser in Rominten, daß dieser die widerrechtliche Annexion zweier Provinzen durch seinen Verbündeten erst am Tag der Annexion selber, am 5. Oktober, erfuhr, zugleich mit dem ganzen erschreckten Europa und nach dem französischen Präsidenten.

Der Kaiser war außer sich, nicht bloß aus beleidigtem Vertrauen: „Ein Raubanfall gegen die Türkei!“ schrieb er in klarer Voraussicht an Bülows Bericht. Stoff für billige Verdächtigungen Englands gegen die Mittelmächte . . Österreich wird die bulgarische Unabhängigkeits-Erklärung (die am

gleichen Tage erfolgte) nicht von seinen Rockschößen abschütteln können .. Wien wird der Doppelzüngigkeit geziehen werden, nicht mit Unrecht. Es hat uns unerhört düpiert! .. Das wird wahrscheinlich das Signal zum Ausplündern der Türkei .. Ich bin persönlich auf das tiefste in meinen Gefühlen als Bundesgenosse verletzt .. Das ist ein netter Dank für die Hilfe in der Sandschak-Frage .. So bin ich der Letzte von allen in Europa, der überhaupt etwas erfährt .. Einfach eine Felonie! Der Dank vom Hause Habsburg!"

Diese explosive Wirkung ist aus drei Gründen interessant: sie zeigt ein politisch richtiges Urteil des Kaisers bei Überraschung, vielleicht ohne Berater, sie zeigt seine Furcht vor Verwicklungen und seine Nüchternheit gegen Habsburg, wenn es ihm Schaden tat. Praktische Folgen aus dieser Stimmung zu ziehen, hinderte ihn die selbstverschuldete Vereinsamung, er konnte nicht den letzten Genossen desavouieren, aber die Stimmung hielt an, und zwar gegen Bülow. Freilich, schrieb er auf dessen erneute Vorstellung, müsse man nachträglich alles anerkennen, aber „ich bedaure nur, durch die fürchterliche Dummheit Achrenthals in dies Dilemma gebracht zu sein, ich fürchte, unsere Freunde nicht beschützen zu können, da mein Verbündeter sie beleidigt hat .. Jetzt wird König Eduard den Schutz der Verträge auf seine Fahne schreiben .. Ein großer Triumph Eduards VII. über uns!" Dieser Ärger steckte im Hintergrunde. Inzwischen schrieb sein Kanzler den Österreichern für einen Krieg diesen eleganten Blankowechsel aus: „Ich werde die Entscheidung, zu der Sie schließlich gelangen werden, als die durch die Verhältnisse gebotenen ansehen", und er stützte in vertraulichen Briefen diese Ansicht ausdrücklich mit der Autorität Holsteins.

Als im gleichen Augenblicke die Affäre des „Daily

Telegraph“ losbrach, war es Iswolski leicht, den Zaren, dessen Verratensein vom Jahre 99 daraus hervorging, einen neuen Treubruch des Kaisers auch jetzt in der bosnischen Sache glauben zu machen. Serbiens Zurückweichen auf Iswolskis Wink verhinderte damals, März 09, den Krieg; damals wich Iswolski noch vor der entschiedenen Erklärung Deutschlands zurück, wir würden Österreich beistehen. Aber von jetzt ab rechnete selbst der Zar auf einen „unvermeidlichen Zusammenstoß“, in Paris sprach man lauter von Bündnis und Vergeltung, und obwohl Österreich durch die Annexion nichts als Mißtrauen und Feindschaft gewonnen hatte, stand Deutschland und stand vor allem der Kaiser vor Europa als Hetzer, als Hehler in einer Sache da, von der er sich mit Entsetzen überrascht gesehen.

Die türkische Revolution hatte er nach dem ersten Chok erstaunlich rasch akzeptiert: er legte es sich so zurecht, daß die Aufrührer alles „deutsch erzogene Offiziere“ und daß der Sultan doch schon lange bereit gewesen, eine Verfassung zu geben. Damals schrieb Marschall in einem Bericht: „Täglich werden die einst Maßgebenden aus des Sultans Umgebung als Verräter . . gebrandmarkt. Eine schwere Anklage gegen den Monarchen, der sich solche Berater gewählt! Und von diesen Leuten, die allein dem Sultan ihre Stellungen und ihren Reichtum verdankten, ist in entscheidender Stunde keiner für ihn eingetreten“ (A. 15, 622). Dazu notierte der Kaiser: „Das machen Hofkreaturen immer so! Auch außerhalb der Türkei, bei uns Christen.“

Geschrieben Herbst 08, zehn Jahre vor dem eigenen Schicksal.

III

Es war ein Judaskuß, ein doppelter, als sich Onkel und Neffe auf dem Anhalter Bahnhof umarmten. Nach jahrelangen Absagen war schließlich doch das englische Königspaar nach Berlin gekommen, aber Mißgunst und Kälte hatten selbst Wetter und Pferde angesteckt: es klappte weder Empfang noch Einzug, die Pferde scheuten, Schutzleute, ja selbst die Untertanen durften an einigen Stellen den Wagen schieben, bis die beiden gekrönten Damen vor dem Zeughaus ausstiegen; in rieseliger Kälte übertrübte der Regen die Stimmung der Verwandten, auf der englischen Botschaft wurde der König von einer Herzattacke erschreckt. Doch man versicherte sich der Gefühle der Liebe. Erst „in den letzten Minuten vor der Abreise" begann, wie der Kaiser an Bülow schreibt, eine politische Unterhaltung, in der der Kaiser sich wieder hinter die Gesetzesvorlage zurückzieht, die unabänderlich sei: „It will be adhered to and exactly carried out, without any restrictions." Das war alles, das heisst es war die offene Absage an jede Verständigung.

Bülow benutzte die leicht elegische Stimmung des Kaisers, als er ihn bald nach dem November-Skandal von Korfu heimkehrend in stillerer Laune fand, und wagte einen neuen Versuch für ein Flotten-Abkommen mit England, wodurch allein der Friede Europas trotz allem gesichert werden könnte. „Im Sommer 08", schreibt Brandenburg, „wäre es wahrscheinlich noch einmal möglich gewesen, durch ein Zugeständnis in bezug auf den Flottenbau .. England in seiner Gesamtpolitik an Deutschland heranzuziehen." Das war um die Zeit von Reval, wo Eduard mit dem Zaren, drei Jahre nach Björkö, keine Verträge getauscht, keine hochseligen Väter angerufen, nur durch die verantwortlichen Minister den Grund zur Verständigung gelegt hatte. Hier geschah endlich, was

Bismarck gefürchtet und vermieden, Wilhelm aber durch 20 Jahre provoziert hatte: England schloß sich der feindlichen Gruppe an. In Reval vollendet sich schon das deutsche Schicksal.

Jetzt, April 09, als Bülow den Kaiser in Venedig traf, von Tirpitz' Seemannsblicken nicht bewacht, erlangte er die Erlaubnis, endlich doch in London über die Flotte zu verhandeln, zugleich ein Handels-Abkommen, sogar ein Bündnis anzuregen. Jenes galt noch vorigen Sommer für einen Anschlag gegen die nationale Ehre, dieses hatte Bülow zwischen 98 und 01 zweimal abgelehnt.

Und jetzt war es zu spät. Der alte Fluch der preußischen Politik, ein Jahrhundert lang fast immer zu spät zu kommen, erfüllte sich aufs neue. Was der Kaiser in Friedrichshof ausgeschlagen, konnten seine Unterhändler neun Monate später in London nicht mehr zurückbringen: Reval, Bosnien, Daily Telegraph hatten Englands Stimmung verändert. „Jetzt ist Europa nun einmal in zwei Lager geteilt," sagte Grey zu Metternich, „wir können uns nur von Fall zu Fall offen aussprechen." Um so schärfer wurde nun Tirpitz. Während ihm Bülow „die Verantwortung vor S. M., dem Land und der Geschichte" zuschob, weil sein gefälschtes Programm unsere Glaubwürdigkeit in London erschüttert hätte, während in großer Konferenz Juni 09 nicht bloß Metternich, sogar Moltke für Verständigung sprach, steigerte Tirpitz seine Forderungen und erklärte, nun bis 1920 weiterzubauen.

Auch Bethmann Hollweg versuchte den Flottenbau zu verlangsamen. Um den Abstand von seinen eigenen Gaben sichtbar zu machen, hatte Bülow diesen Beamten zum Nachfolger vorgeschlagen, und Ballin durfte sagen: „Bethmann ist Bülows Rache." Bethmann brachte in dies Amt nicht mehr mit als Caprivi: Pflichttreue und Disziplin, zugleich fehlte ihm, was jenem gefehlt: Kenntnis der Ge-

schäfte und des Auslandes, der Menschen im allgemeinen, der handelnden Personen im einzelnen, überdies aber auch noch der gesunde Menschenverstand, den Caprivi wiederholt bewiesen. Vor ihm hatte er eine ziemlich hohe Bildung voraus, die er wenig zu nutzen wußte, stand aber schon als Zivilist dem General entschieden nach an Autorität beim Kaiser und auch bei den Deutschen. Bülow konnte sich als Husar verkleiden, wenn er mit den Generalen kämpfte, Bethmann erinnerte immer an Don Quichotte, seine demokratisierenden Ideen gingen über den Eindruck des Lehrerhaften nicht hinaus. Innerlichkeit und Problematik, die ihm die Gebildeten zuschrieben, wurden in ihm nicht produktiv, wären seinem Herrn auch nur in der künstlerischen Form erträglich gewesen, die ihm fehlte.

In Wahrheit war Bethmann schlauer und ehrgeiziger, als er merken ließ. Als ihn sein Protektor Bülow September 09 um amtliche Abwehr gegen Verleumdungen ersuchte, widerriet er diese einfache Ritterpflicht dem Kaiser und schrieb dann Bülow, leider habe der Kaiser „ganz spontan" abgelehnt (A. 24, 210). Als der Kaiser im Kriege auf Bernstorff schimpfte, weil Amerika in den Krieg gegangen war, ließ Bethmann seinen Botschafter, dem er die Politik vorgeschrieben, vor dem Kaiser fallen. Am entscheidenden Tage seines Lebens, in der Mitte des Krieges, hat er versagt, um gegen seine Überzeugung als Schein-Kanzler weiter zu amtieren.

Das erste, was er tat, war, sich einen Fachmann zu sichern; schon bevor Kiderlen-Wächter zum Leiter der auswärtigen Politik berufen wurde, ließ er sich von diesem in den Grundzügen und im einzelnen durch lange Briefe entscheidend beraten. Später nahm er von Kiderlen, wie dieser berichtet, Diktate in die Feder entgegen, damit sie durch seine Handschrift bei den Akten als sein geistiges

Bethmann Hollweg

Eigentum legitimiert würden: so schlau war Bethmann Hollweg. Daß schließlich der Kaiser Kiderlen berief, nachdem er ihn ein Jahrzehnt lang verbannt gehalten, war ein neues Zeichen für die gewisse Ermüdung und heimliche Verzweiflung, die ihn seit Bülows und Eulenburgs Sturz ergriffen hatte. „Also nehmen Sie ihn," sagte er zu Bethmann, „aber Sie wissen gar nicht, welche Laus Sie sich mit dem Kiderlen in den Pelz setzen." Kiderlen war im Grunde der einzige Mann, den vor dem Kriege der Kaiser wider Willen in seiner Nähe ertrug.

Vernünftiger als seine Vorgänger, doch oft gestört durch angeborene Brutalität, war Kiderlen in den zwei Jahren seiner Amtsführung durch drei Momente besonders gehemmt: sie verging ohne Vertrauen seines Herrn, kam sachlich und kam persönlich zu spät, denn inzwischen hatte er sich durch endloses Warten und ein recht wüstes Leben vor der Zeit verbraucht. Diese schweren Hände konnten im Kampfe fassen und schleudern, jetzt aber, nach Verlust der Hauptschlacht, nicht mehr biegen und formen. Vor allem fehlte ihm, wie Bethmann, Bülows Kunst, den Kaiser zu leiten, dessen Eitelkeit er durch die Bosheit jener damals abgefangenen Briefe schwer verletzt hatte. Daß er, im Banne Holsteins, einst Bismarcks Gegner geworden, nützte ihm beim Kaiser nicht mehr viel, der über den Alten im stillen umlernen mochte; daß er sich von Eulenburg getrennt, konnte ihm jetzt nur schaden, denn diesem Freunde trauerte der Kaiser heimlich nach; er sagte es einem Vertrauten, als sie einmal an Liebenberg vorbei fahren. Kiderlens Grobheit, das Fehlen jeder Schmeichelei machte ihn seinem Herrn verdrießlich.

So geschah es, daß beide Politiker sich gegen die Krieger zu Land und zu Wasser weder beim Kaiser noch beim Bürgertum durchsetzen konnten. Zwar, Kiderlen war härter als Moltke, aber Bethmann war weicher als

Tirpitz, und wenn der Kaiser auch diesen nicht liebte, so fürchtete er ihn doch; auch hatte Tirpitz ein klingendes, metallenes Programm der lavierenden Politik der Wilhelmstraße entgegenzusetzen, zu der die beiden Epigonen einer exaltierten Zeit verurteilt waren.

Der Kaiser war friedlich: „Die elende Marokko-Affäre muß zum Abschluß gebracht werden, schnell und endgültig. Es ist nichts zu machen, französisch wird es doch. Also mit Anstand aus der Affäre heraus!" Doch Kiderlen war schärfer gestimmt, er dachte an neue Eingriffe in Marokko, da die Franzosen sich eben gegen Fez rüsteten, an Faustpfänder in Gestalt der besten Häfen, an eine schneidige Geste, um die kläglichen Folgen der letzten auszugleichen und in Verhandlungen neues Kolonialland herauszuschlagen. Zum zweiten Male behielt der Kaiser in Marokko, d. h. gegen Frankreich, recht und sein Berater unrecht. Wie er damals durchaus nicht in Tanger landen wollte, nur von Bülow gedrängt nachgab, so wehrte er sich auch jetzt, im Sommer 11, gegen Kiderlens Plan einer Entsendung von Schiffen: heute wie damals hielt ihn der Blick in den Abgrund zurück. Damals hatte der eiserne Wurf eines deutschen Arbeiters, jetzt der eiserne Ring eines europäischen Bündnisses seine Stimmung in Bann geschlagen. Ein Verhängnis, das man fast logisch nennen möchte, verführte seine Berater immer grade da zu Theatercoups, wo selbst er sie nicht mochte.

Auch Kiderlen wollte keinen Krieg, gestand sich die Unmöglichkeit ein, tatsächliche Übergriffe Frankreichs in Marokko zu beweisen, aber er kopierte Bismarcks Stil, als er seinem fast ahnungslosen Kanzler Juli 11 sagte: „Unser Ansehen ist heruntergewirtschaftet, im äußersten Falle müssen wir fechten" (Hammann, Bilder, 88). Er wollte nur „die Franzosen erinnern, daß Deutschland noch vorhanden ist .. Vielleicht läßt sich auch ein

Deutscher aus Patriotismus in Marokko erschlagen, damit wir zu seinem Schutze einschreiten können" (Deutsche Revue 46, 201). Er wiederholte einfach die Drohung von Tanger und berechnete nicht, daß Frankreich kein zweites Mal einen Delcassé opfern, daß es diesmal auf neue mächtige Freunde rechnen durfte. Mit dem Revolver in der Hand wollte Kiderlen Kompensationen erzwingen und brachte den widerstrebenden Kaiser in Kiel schließlich doch zum Befehl, den kleinen Kreuzer „Panther", der 150 Mann trug, demonstrativ nach Marokko zu senden, wo Franzosen und Spanier über 100000 Mann hielten.

Als darauf lakonische Verhandlungen zwischen Kiderlen und Cambon zu nichts führen, schreibt der Kaiser: „Was zum Teufel soll denn nun gemacht werden? Das ist ja die reine Farce! . . Wenn wir so viel kostbare Zeit verlieren, dann stärken die Briten und Russen den erschreckten Galliern den Rücken und diktieren ihnen, was sie uns nur höchstens gnädig gewähren sollen. Diese Art von Diplomatie ist für mein Hirn zu fein und zu hoch!" Er hatte recht, auch als er bald darauf Kiderlen verbot zu drohen. Für alle Folgen, für das Mißtrauen und Gelächter, das Europa der leichtfertigen Politik seiner beiden Staatsmänner spendete, blieb der Kaiser ohne persönliche Verantwortung.

Nur wenn das Problem England in seiner ganzen schillernden Weite auftauchte, blieb auch in dieser stilleren Epoche der Kaiser der alte. In diesen Jahren sind die Akten von kaiserlichen Ausbrüchen gegen England überfüllt: „Lüge! Das lügt der Hund! England! Onkel! Ein ganz charmanter Herr, der König E. VII! Unerhörte Frechheit! Pharisäer! Quatsch! Blau! Blech! Hurra, da haben wir die Halunken von Briten!"

Die Flottenfrage, in den Jahren 11 und 12 aufs neue akut, spitzte sich zu in ein Duell zwischen Metternich und Tirpitz, in dem jener stoppen, dieser nur immer mehr

bauen wollte. „Es besteht", so schreibt mit größter Bestimmtheit Metternich, „in unserer Marine die Ansicht, daß, wenn wir erst einige Schritte vorwärts getan haben in der weiteren Ausführung unserer Flotte, England sich in das Unvermeidliche fügen wird und wir dann die besten Freunde von der Welt sein werden . . Ein verhängnisvoller Irrtum . . Die Furcht wird ganz andere Früchte zeitigen. Sie wird England gewappnet uns entgegenstellen . . Die Alternative ist: einschränken oder losschlagen. Für das letztere fehlen die nationalen Ziele." Dagegen bestellte sich Tirpitz beim Londoner Marine-Attaché Berichte über bevorstehenden Überfall und konnte den Kaiser leicht gewinnen.

Der schrieb im August 11: „Ein besserer Ton gegen Deutschland läßt sich nur durch eine größere Flotte erreichen, vor der die Briten positive Angst zur Verständigung bringt." Der bessere Ton, die positive Angst: seine alten Motive! Respekt von dieser einzigen, ewig unbesiegbaren Familie zu gewinnen, das war's, denn wenn der Kaiser sagte und schrieb: die Briten, so dachte er immer an Großmutter, Onkel und nun an den Vetter Georg. Während er in Rominten von den Marineleuten bearbeitet wird, schreibt Kiderlen an einen Verbindungsmann dorthin voll Wut: „Der Kaiser soll nicht die einseitigen Ressort-Interessen, sondern alle seine berufenen Vertreter hören, denn jetzt stehen wir am Scheidewege, der zu ernst ist, um darüber, fern von der Residenz, ohne Anhörung der von S. M. selbst gewählten Ratgeber zu entscheiden." Aber diese männlichen Sätze, als er sie durchlas, erschreckten den neuen Bismarck: er strich sie aus dem Konzepte.

Unbeirrt in seinen Berichten blieb nur Metternich, gegen den die Berliner Flottenpartei Sturm lief; bald sollte er es büßen. „Hätte ich ihm damals gefolgt," schrieb der Kaiser auf einen seiner Berichte, „so hätten wir jetzt

überhaupt keine Flotte! Seine Deduktion gestattet auf unsere Marine-Politik die Ingerenz eines fremden Volkes, wie ich sie mir als Oberster Kriegsherr und Kaiser nun und nimmer gefallen lassen kann noch werde! und die für unser Volk eine Demütigung bedeutet! Es bleibt bei der Novelle!" Metternich liest den Vermerk, aber er wiederholt, Dezember 11 seine Warnungen. Nun lacht ihn der Kaiser einfach aus: „Dem armen Mann ist nicht zu helfen. Er bleibt dabei, zu Hause nicht rüsten, dann bleibt Englands Laune gut!" Doch mit vorbildlicher Festigkeit fährt Metternich bald fort: „Ich bin mir wohl bewußt, daß meine Haltung . . den Beifall S. M. nicht findet . . Ich würde aber die Geschichte fälschen, wenn ich anders berichtete, als ich tue, und ich kann meine Überzeugung selbst nicht für die Gunst meines Souveräns verkaufen. Auch ist es mir zweifelhaft, ob S. M. mit einer glatten und wohlgefälligen Berichterstattung gedient wäre, bis wir uns plötzlich vor einem Kriege mit England sähen."

Hätten nur sechs Exzellenzen so männlich dem Kaiser widersprochen, er wäre es noch.

Weder Bethmann noch Kiderlen denken daran, ihr Bleiben im Amt vom Aufschub einer Novelle abhängig zu machen, die sie für verderblich halten; sie schicken nur Ballin nach London, der spricht mit Churchill und Cassel. Churchill: „Dieses fortwährende Wettrüsten muß in den nächsten zwei Jahren zum Kriege führen." Als aber Metternich seine Argumente mündlich wiederholt, erwidert Ballin: „Es geht nicht, die Nerven des Kaisers halten diese Spannung nicht länger aus!"

Metternich: „Ich glaubte, es handelte sich nicht um den Kaiser, sondern um das Reich." Hier sieht man aufs neue, wie auch Ballin, aus Überzeugung und Interesse pazifistisch, sich dennoch in den Dienst der kaiserlichen Gefühle stellte, die er mißbilligte.

Im Februar 12 kommt Lord Haldane, der Kriegsminister, nach Berlin, um es zum letztenmal zu versuchen. Haldane spricht im Namen des Kabinetts und mit Zustimmung seines Königs zum Kaiser und zu Tirpitz, stellt ein afrikanisches Kolonialreich in Aussicht, schlägt Streichungen je eines Schiffes vor, erreicht nichts als eine Verschiebung der deutschen Novelle um ein Jahr; folgen schriftliche Verhandlungen über Mannschaftsstärke. Als aber Grey zu Metternich sagt, solange Bethmann Kanzler sei, fürchte er nichts, müsse aber mit anderen Personen in Zukunft rechnen, da bricht der Kaiser, tödlich getroffen, unter Vorwänden die Verhandlung ab, wütend schreibt er auf den Bericht: „Ich habe noch nie gehört, daß man ein Abkommen nur mit einem und auf einen bestimmten Staatsmann hin, unabhängig vom jeweiligen Souverän, abschließt. Aus obigem geht hervor, daß Grey keine Ahnung hat, wer eigentlich der Herr ist, und daß Ich herrsche!“ Dies und eine affektierte Rede Churchills, in der er von der deutschen Luxusflotte schwatzte, entschied die Stimmung des Abbruchs. Sogar die Kaiserin wurde von Tirpitz hineingezogen: „Majestät, es handelt sich um die Krone Ihrer Kinder!“, bis sie zu Bethmann fuhr und zur Entscheidung drängte.

Metternich fällt, weil er „seine Pflicht verletzt hat“. Tirpitz triumphans.

„Und daß Ich herrsche!“ Mit diesen Worten hatte Wilhelm der Zweite noch einmal das eingeborene Gefühl seiner Autokratie stabiliert: nicht eine sonnenkönigliche Phrase Serenissimi, hinter dessen Rücken seine Minister lächeln, vielmehr der Ausdruck wirklicher Entscheidung. Der Kaiser, von drei politischen Beratern zur Verständigung gedrängt, war völlig frei, mit Haldane oder durch Ballin den „Flotten-Feiertag“ abzuschließen, den man in England suchte; Lloyd George, Grey, Haldane, selbst Churchill probierten noch

einmal, die ungeheuren Ausgaben zu streichen, die sie der Wettbau kostete. Keine Mehrheit im Reichstag, kein Mehrheitsdruck der öffentlichen Meinung forderte von der Regierung beschleunigten Flottenbau, niemand drängte den Kaiser als ein Dutzend Marineleute, hinter denen ein paar Hunderttausend Bürger Schlachtgesänge feierten. Tirpitz entlassen, irgendeinen Gemäßigten ernennen konnte der Kaiser von heut auf morgen, – und durch sein Volk wäre ein Aufatmen gegangen, hörbarer als selbst der klirrende Ruf der Alldeutschen. Die englische Entscheidung im Juli 14 wäre nicht gegen uns gefallen, der Krieg vermieden oder gewonnen worden.

Aber der Kaiser konnte so nicht handeln, sein Wesen zwang ihn in die andere Bahn. Zu tief war sie gefühlt, die grausam immer neue Eifersucht, die alte, nie ganz schweigende Verletztheit seiner empfindlichen Seele: nur in nichts nachgeben gegen dies eine Land, nur nicht vor England die Segel – oder gar die Kanonen streichen, die aus den gestaffelten Listen, aus den blau-weißen Skizzen der Panzertürme hervorragten! Mögen sie niemals losgehen, das war sein Wunsch; aber drohend sollten sie diesem hochmütigen Hause Respekt abzwingen, das war sein Wille.

Seine ganze heimliche Liebe zu England, immer gebrochen von Haß, Groll und Eifersucht, wird beim Tode des Onkels kund. Aufs höchste erleichtert ihn das Ende seines Todfeindes, wenige Stunden nach Eintreffen der Nachricht schreibt er neben die Kondolation des Kanzlers: „Die . . Intrigenwirtschaft wird sich legen, die Europa in stetem Atem hielt . . Ich glaube, im ganzen wird mehr Ruhe in die europäische Politik kommen; wenn nichts weiter, wäre das schon ein Gewinn. Am meisten betrauert wird Eduard VII. nächst seinem Volke von Galliern und Juden werden." Gleich darauf aber, bei der Leichenfeier, springen alle alten Erinnerungen wieder auf, hier fühlt sich ein Menschenherz an Ju-

gend und sorglose Tage erinnert, und zwischen Hofklatsch, naiver Freude am Beifall der Menge und erraffter Politica heißt es in der seitenlangen drahtlichen Beschreibung an den Kanzler (A. 28, 327):

„Ich hatte im Schloß Windsor die Zimmer meiner Eltern zugewiesen bekommen, in denen ich als kleiner Junge oft gespielt . . Es waren mannigfache Erinnerungen, die mein Herz durchzogen . . Sie riefen mein altes Heimatgefühl von neuem wach, welches mich an diesen Ort so fest bindet, und das mir persönlich im Hinblick auf die politische Seite die letzten Jahre besonders schwer zu tragen gemacht hat. Ich bin stolz, diesen Ort meine zweite Heimat zu nennen und ein Mitglied dieser königlichen Familie zu sein . . Auch fand ich noch einen Platz in der Erinnerung, wo ich als Kind infolge des vielen Puddingessens mich kolossal übergeben habe. Besten Gruß."

Wie er seine lange Trauernachricht mit dieser lachenden Erinnerung schließt, die bis in dämmerige Kindertage zurückführt, kann man nicht ohne Ergriffenheit vor dem wunderlichen Schicksal eines Mannes stehn, den immerfort sein Dämon zwang, zu hassen, was er lieben wollte.

IV

Der ganze Sommer 12 bedrohte Europa mit einem Weltkrieg. Zum erstenmal geeinigt stand der Balkan vor Österreich, die große Antithese, die den Erdteil seit dreißig Jahren weit heftiger beunruhigte als Elsaß und Lothringen: der Kampf zwischen Rußland und Österreich schien aufs neue akut, aber niemand wagte, das Schwert zu ziehen.

Am wenigsten der Kaiser. Schon im bosnischen Jahre, als ihm sein Botschafter eine neue Hetze der Panslawisten zur Wiederherstellung des militärischen Prestiges meldete, schrieb er daneben: „Haben sie noch nicht Jammer genug

gehabt? Unerhörte Frivolität, Hunderttausende zu opfern, um das ‚Face‘ wiederherzustellen!“ Dies Wort, wäre es ihm Religion gewesen, es würde ihn in der Geschichte retten; so aber, genau so tief oder flach gefühlt, wie jede seiner hundert drohenden Reden, blieb es die Stimmung eines Augenblicks, verging mit ihm und war in entscheidender Stunde in unbekannte Schluchten des Herzens getaucht.

Der Balkankrieg, Oktober 12, warf alle Mächte durcheinander. Alle logen, nur in der Nuance verschieden: in Petersburg log man frech, in London vorsichtig, in Wien frivol, in Berlin dumm. Als dann die rasch geschlagenen Türken Deutschland um Vermittlung baten, verbot der Kaiser eine Aktion mitzumachen, die irgendwie seitens des Vierbundes als Absicht ausgelegt werden könnte, ihm in den Arm zu fallen, „selbst auf die Gefahr, mehrere Mächte des Konzertes zu verschnupfen“ (4. 11. 12). Erst als sich alles anschickte zu vermitteln, ging er mit.

Auf der Konferenz war er vernünftiger als die Seinigen, bestritt dem Wiener Grafen Berchthold, der aufs neue den serbischen Krieg suchte, das Recht, die Serben vom Meere abzuschneiden: „Um dieser Frage willen würde ich noch weniger als um den Sandschak einen Krieg . . auf mich nehmen. Der Dreibund deckt nur den wirklichen Besitzstand der Verbündeten, nicht andere Ansprüche. Das würde ich weder vor meinem Volke noch vor meinem Gewissen verantworten können.“ Und als Bethmann ihn vor Erschütterung des Bündnisses warnt, verdoppelt er unverdrossen seine friedliche Warnung gegen ein kriegerisches Österreich, lehnt jede Möglichkeit eines Krieges ab, „bei dem alles aufs Spiel gesetzt werden muß, eventuell Deutschland untergehen kann, . . und das alles wegen Albanien und Durazzo! Im Bundesvertrage steht nirgends, daß das deutsche Heer und Volk den Launen der auswärtigen Politik

eines anderen Staates direkt dienstbar gemacht und quasi dafür zur Verfügung gehalten werden muß."

Goldene Worte! Zwei Jahre später wiederholt, konnten sie den Weltkrieg verhindern.

Doch schon zwei Wochen später wirft ein „Jagdbesuch" des Thronfolgers Franz Ferdinand die Stimmung um: plötzlich erklärt der Kaiser den Augenblick für „höchst ernst, die Verantwortung, Österreich noch weiter am Losschlagen zu hindern, können wir nicht übernehmen." Solch ein Stimmungsumschlag, vom befreundeten Fürsten auf der Jagd oder in einer Abendstunde durch Suggestion erzeugt, zeigt aufs neue die weibliche Labilität dieses Charakters; zugleich zeigen sich die hochpolitischen Folgen: Konferenz der verbündeten Generalstäbe in Berlin, Sicherung des gleichzeitigen Aufmarsches, Kanzlerrede über Bundestreue, große Kriegsgefahr. Erst spät bemerkte man in Berlin, daß Wien alle düpiert hat, gar keinen Krieg, nur einen persönlichen diplomatischen Erfolg sucht: Graf Berchthold hatte mit dem Weltkrieg nur geschäkert.

Aber der Kaiser war scharf gemacht worden, forderte nun Aufklärung seines Volkes durch die Presse „über die Lebensnotwendigkeiten Österreichs, denn sonst wird, wenn der Krieg kommt, niemand wissen, für welche Interessen Deutschland in diesem Krieg zu kämpfen hat". Rußland aber stoppte noch einmal ab, Poincaré war darüber „in größter Bestürzung" und suchte nach den „verborgenen Gründen" der Umkehr.

Auf dem englischen Ohr ist der Kaiser wieder taub: große Anerbietungen Greys in Orientfragen werden durch Überforderung und Mißtrauen zerschlagen, genau wie anno Holstein gegen Chamberlain, und wieder wird gleich nach dieser deutschen Ablehnung ein Abkommen mit Frankreich, diesmal das briefliche mit Cambon, von England geschlossen. „Jetzt wissen wir," schreibt der Kaiser, „was wir zu erwarten

haben .. Jede Macht, die zu haben ist, ist gut genug, uns zu helfen. Es geht um Sein oder Nichtsein Deutschlands" (8. 12.). So tief ist jetzt der Anspruch gesunken, vereinsamt steht das Reich, und da es sein Kaiser endlich erkannte, will er mit jedem gehen, der sich bietet. Größte Vorsicht überall! Der Kaiser, März 13: „Die Politik Wiens Serbien gegenüber war verfehlt! Man gewähre .. ihm Rückhalt. Österreich muß die slawische Welle teilen, da man sonst alle Slawen den Russen in die Arme treibt."

Mit solchen pazifistischen Gedanken suchte der Kaiser Berchthold zu stürzen, es glückte ihm nicht; doch auch schon damals hat er die Gefahr erkannt, die im Leichtsinn und Ehrgeiz von ein paar Grafen in Wien und Petersburg lag. Auch als aus dem Bukarester Frieden Serbien mächtiger hervorging, als nun die Wiener Politik noch zielloser wurde und sich im fehlerhaften Kreis ihrer inneren Probleme drehte: da war es allen, auch dem Kaiser klar, wie er, mit einem zerfallenden Reich verbündet, mit furchtbarer Notwendigkeit dennoch daran geschmiedet blieb. Den „Kampf zwischen Germanen und Slawen", wie er es immer nannte, fühlte er näherrücken und mußte sich doch sagen, daß die „Germanen" dabei an einen halbslawischen Staatenbund gefesselt waren.

Holsteins These von der Unlösbarkeit dieses Bündnisses, durch die Geschichte so ganz und so rasch widerlegt, wie seine zweite von der ewigen Feindschaft Englands gegen Rußland, zugleich die unstäte Politik des Kaisers, die in seinem Kreuz- und Querreisen ein Symbol fand, hatte das Reich am Schlusse so vereinsamt, daß jede Erkenntnis zu spät kam. Selbst Tschirschky, lange Jahre Botschafter in Wien, schrieb noch im Mai 14, „ob es wirklich lohnte, uns so fest an dieses in allen Fugen krachende Gebilde anzuschließen und die mühsame Arbeit weiterzuleisten, es mit fortzuschleppen". Bei alldem fühlte man sich in Berlin nicht

einmal Österreichs sicher und war bei den letzten Kriegsgefahren wegen Serbiens schon froh, daß man in Wien wenigstens zuerst den Degen ziehen müßte!

Diese aus seinen eigenen Entscheidungen im wesentlichen hervorgegangene Lage des Reiches erkannte der Kaiser wohl und war durch keine Gefühlsmomente zur Überschätzung des Bündnisses genötigt; er verehrte auch den alten Kaiser nicht übermäßig, er war nur in seine Verehrung verliebt, weil sie ihm gut stand, und was den Thronfolger betraf, so war er ihm so völlig wesensfremd, wie die Verschiedenheit ihrer Köpfe es darstellt. Hart, wild, nie liebenswürdig, wenig liebenswert, Pessimist und Menschen-Verächter, dunkel und furchtlos, brutal und geizig, weder Redner noch Sprachkenner, aber passionierter Schütze und Gärtner, nur weich als Gatte und Vater, und somit allem Scheine fremd: so stellte Franz Ferdinand in allem den Gegenpol zu Kaiser Wilhelms Wesen dar, und war ihm durch nichts als durch den Zug zur Autokratie verwandt und durch einen Pakt verbunden, dem beide nur im Sinn einer alten verdrossenen Ehe noch anhingen.

Je mehr der Kaiser Österreich mißtraute, um so stärker suchte er, besonders zuletzt, des Balkans sich zu versichern. Serbien hatte er auf der Konferenz gegen Wien unterstützt, die Bulgaren erklärte er für „das Volk der Zukunft und in ihrer Entwickelung ebensowenig aufzuhalten, wie einst die Preußen". Den Griechen, deren Königin jetzt seine Schwester war, verschaffte er im Frieden gegen große Widerstände Kawalla und schloß von einem ihm vorgestellten Wohlstand in Korfu auf den Reichtum Griechenlands. Bei den Türken, deren Leben oder Sterben unentschieden blieb, versah er sich für beide Fälle, er schrieb: „Vorbereitungen für die Aufteilung der Türkei, die anscheinend näher bevorsteht, als man glaubt! . . Aufgepaßt! daß die Aufteilung nicht ohne uns gemacht wird!" und belegte im Kopfe Mesopotamien

für Deutschland. Zugleich aber schickte er im November 13 den General Liman von Sanders mit großen Vollmachten und Strafgewalten als Kommandeur hinunter, regte dadurch die Russen auf und machte die Engländer unruhig, die dort auch herumkommandierten, wenn auch nur auf den Schiffen. Schließlich gab er auch in dieser übereilten Sache im entscheidenden Punkte nach.

Nur wegen der Flotte war und blieb er intransigent, wie dies in der Geschichte seiner Jugend tiefbegründet lag. Sonst aber hatte er nun fünf Jahre lang erkannt, daß, eingekreist, wie er war, ihn und sein Reich nur noch die höchste Vorsicht zu erhalten vermochte.

V

Die Kieler Woche war auf ihrer Höhe. Der Kaiser als Admiral, unter dem Sonnensegel der „Hohenzollern", leitete die Regatta: man schrieb den 28. Juni 1914, und es war 3 Uhr. Wandte er den Blick östlich, so sah er ein paar schwarze Schiffe ihren Schattenriß vor die Sonne werfen, die trugen den Union Jack. Churchill selber wollte dabei sein, aber man konnte sich über die Form der Einladung nicht einigen und versäumte noch diese äußerste Gelegenheit zu vernünftiger Aussprache durch die bedeutsame Erwägung, der Engländer müßte seinen Wunsch zur Einladung, den er vertraulich geäußert, auch noch offiziös ausdrücken. Aber auch Briand war ausgeblieben, und war doch durch den Fürsten von Monaco eingeladen. Warum?

Jetzt, da der Kaiser mit der Regatta beschäftigt ist, nähert sich ein Motorboot, man winkt herauf, nun will es anlegen, der Kaiser winkt ab, man soll ihn ungeschoren lassen; aber der Offizier im Boot gibt nicht nach, hält eine Depesche hoch, legt sie in sein Zigarettenetui, wirft es an Bord hinauf, daß es der nächste Matrose aufheben und seinem

Herrn präsentieren muß. Ein unerhörter Vorgang. Wehe, wenn die Nachricht solche Störung nicht lohnt!

Vor drei Stunden, so liest der Kaiser, hat man den Erzherzog und seine Frau in Serajewo ermordet. „Jetzt muß ich wieder von vorn anfangen!" Das sind seine ersten Worte. Flagge Halbstock, Regatta und Kieler Woche abgebrochen, Rückkehr nach Berlin.

Der serbische Schütze, der die Weltkatastrophe unter dem Namen Gabriel Princip doppelt symbolisch zum Ausbruch brachte, traf den Kaiser mitten ins Herz. Nicht um des Ermordeten willen, der nie sein Freund gewesen und dessen Gedächtnis ihm zunächst kein Wort der Trauer entriß. Viel mehr als Freundschaft war in ihm getroffen: aus seinem Weltbild und Glauben hatte der Serbe das Kernstück herausgeschossen. Von Gottes Gnaden: das ist das tiefste Gefühl in der Seele Wilhelms des Zweiten, echt und naiv lebt es in ihm, Antrieb und zugleich Rechtfertigung seines Selbstbewußtseins; durch dies Gefühl allein wird er zur eigenen Überordnung über die anderen Menschen, zu den Begriffen König und Untertan im Sinne der Alten geradezu religiös verpflichtet.

Fürsten sind heilig, da Gott mit ihnen unmittelbar verkehrt, das ist sein ganz antiker Glaubenssatz, und noch der feindlichste, noch König Eduard, ist ihm bei persönlicher Begegnung irgendwie vertrauter als Roosevelt, dem er um seines mächtigen Landes willen schmeichelte. Obwohl er den Zaren als Schwächling und Träumer verachtete, bedeutete ihm sein Leben viel mehr als das des „Holzfällers Fallières". Als Carnot ermordet wurde, rührte sich in seinem Herzen nichts, als König Umberto fiel, erhoben sich grimmig alle Lebensgeister des Kaisers. Nicht nur seine ganze äußere Politik erstrebte deshalb Verbindung mit Dynastien, klagte noch 120 Jahre nach der Enthauptung der Burbonen die blutenden Trümmer an,

auf denen Jaurès seinen Sitz aufgerichtet habe, und vermißte sogar in dem halbrepublikanischen England mit seinen wechselnden Mehrheiten die Stetigkeit der Bündnisse; auch nach innen bestimmte sein Königsglaube den dreißigjährigen Kampf gegen die Sozialisten, die er mit Anarchisten zusammenwarf und einfach als Königsmörder empfand.

So mußte die Nachricht aus Serajewo mit diesem Grundgefühle seines Standes in ihm das Bewußtsein der Würde, der Berufung, zugleich aber seine immer wache Furcht vor gleichem Schicksal treffen, und die durchaus friedwillige Haltung bei den letzten Krisen mit einem Schlag in den brennenden Wunsch nach Sühne und Abschreckung verwandeln. Drei serbische Brände waren in den letzten fünf Jahren wesentlich durch das Veto des Kaisers gebannt worden; jetzt endlich hatten die Wiener Kriegsgrafen und die Berliner Alldeutschen, Pariser Revanchisten und Petersburger Kriegsfürsten samt ihren Militärs den lang erhofften, glücklichen Tag. Der Weltkrieg, der sich seit dreißig Jahren, schon unter Bismarck am russisch-österreichischem Gegensatze, d. h. im Grunde am Widersinn der Habsburgischen Monarchie ein dutzendmal entzünden wollte, konnte nicht logischer ausbrechen als um dieser serbischen Frage willen.

Weder Poincarés Eitelkeit noch Wilhelms Provokationen, weder das Geschrei von ein paar tausend Lothringern auf den Boulevards noch der Übermut von ebensoviel Alldeutschen können eine Kriegsschuld ihrer Völker vor der Geschichte jemals stabilieren. Seit Jahrzehnten war die Situation gegeben, seit Jahren die Gefahr gesteigert, mit ihr die Vorsicht von fast allen Seiten; kein Staatshaupt aber fürchtete im Herzen und mied deshalb den Krieg mehr als der Kaiser. Blieb er auch diesmal ruhig, wie in den drei Krisen der letzten Jahre, so war Europa durch

Staatskunst auch diesmal zu retten, obwohl er in dem entscheidenden England sich einen Feind herangezogen hatte. Nur die tiefste Gemütsbewegung konnte seinen nervösen Charakter aus seiner Bahn werfen, und auch diese nur für kurze Frist.

Im Anfang des Juli 14, dessen Geschichte hier so wenig wie die des Krieges zu schreiben ist, hätte ein Kenner der menschlichen Seele die Haltung des Kaisers vorzeichnen können, und zwar in zwei Phasen: Strafe für Fürstenmord, rasch, hitzig, dann aber, im Gefühle der Einkesselung, wenn sich's zusammenzöge, Abstoppen jeden Lärms. Seine ganze schneidige, übermännliche Prätention war durch den Schuß des Fanatikers wieder frei geworden, doch nur für einen Augenblick; und wie sich seine Großmannssucht an jenem Januarmorgen 96 von der Entfesselung eines englischen Krieges wegen Transvaal bis zum Glückwunsch an Krüger eindämmen und ableiten ließ, so hätte achtzehn Jahre später das blutige Haupt jenes Serben genügt, um seinen Zorn zu stillen.

Drei Psychologen von Verantwortungsgefühl an der Spitze des Petersburger, des Wiener und des Berliner Kabinetts konnten am 1. Juli 14, trotz aller kriegslustigen Militärs in Europa, den Sturm aufs neue beschwören, genau wie seit dreißig und wieder seit fünf Jahren; Witte, Tisza und Bülow wäre es gelungen. Iswolski und Berchthold aber spielten verbrecherisch mit dem Kriege, jener, um sich für seine Niederlage in Buchlau zu rächen, wo er den Österreichern Bosnien überließ, dieser, um seinen serbischen Echec vom vorigen Jahre auszugleichen, den er grollend dem Friedenswunsche Kaiser Wilhelms zuschrieb.

Drei ausgesprochen antikriegerische Kaiser wurden von Ehrgeiz, Rachsucht, Ungeschick ihrer Minister in einen Krieg getrieben, dessen Gefahren für ihre Throne sie alle

drei vorausfühlten und schon deshalb zu meiden suchten. Ihre drei Völker waren dabei so gut wie alle andern, die später kämpften, friedlich gesinnt, sie wurden erst durch Lügen von allen Seiten aufgehetzt; denn weder Handelsneid noch Rassenfeindschaft, weder materielle noch moralische Gründe haben an irgendeiner Stelle Europas diesen Kabinettskrieg notwendig gemacht. Das Blutopfer von zehn Millionen seiner Söhne hat Europa keiner „tragischen Notwendigkeit“, keiner „Verkettung der Schicksale“, sondern nur dem Treiben seiner Führer zu verdanken.

Das erste von den vielen Worten, die der Kaiser an den Rand der 879 deutschen Akten vor Kriegsbeginn schrieb, zwei Tage nach dem Attentat, hieß: „Jetzt oder nie!“ (D. 7.) Als von der Abrechnung mit Serbien die Rede ist, und als der Botschafter in Wien verständig berichtet: „Ich benutze jeden solchen Anlaß, um ruhig, aber sehr nachdrücklich und ernst vor übereilten Schritten zu warnen“, fährt ihm der Kaiser wütend dazwischen: „Wer hat ihn dazu ermächtigt? Das ist sehr dumm! geht ihn gar nichts an . . Nachher heißt es dann, wenn's schief geht, Deutschland hat nicht gewollt!! Tschirschky soll den Unsinn gefälligst lassen! Mit den Serben muß aufgeräumt werden, und zwar bald!“ In den nächsten Tagen drängt er auf allen Berichten zur Beschleunigung der Wiener Forderung an Serbien.

Am 5. Juli empfing er ein Handschreiben seines Verbündeten, bei dessen Erklärung Graf Hoyos die Aufteilung Serbiens ankündigte, und gab, ohne Befragung des Kanzlers, dem österreichischen Botschafter nach dem Frühstück in Potsdam eine Blanko-Vollmacht, die er ihm noch vor Tische verweigert hatte. Ohne diese Zusage konnte Österreich nichts wagen, mit ihr wurden die Wiener Pläne ausführbar. Am 5. und 6. besprach der

Kaiser, da alle Chefs auf Urlaub, mit deren Vertretern die Kriegsbereitschaft zu Lande und zu Wasser, was in einer Krisis natürlich, hielt aber keinerlei Kronrat ab. Dann ging er – verhängnisvoll – auf die Nordlandreise, halb gedrängt von denen, die auf Krieg hofften und seine Timidität fürchteten.

Drei Jahre vorher, Juli 11, hatte ihn die bloße Mitteilung, Kiderlen wolle gegen die Franzosen kräftig auftreten, auf der Nordlandreise in solche Erregung versetzt, daß er ganz folgerichtig schrieb: „Dann muß ich sofort nach Hause. Denn ich kann meine Regierung nicht so auftreten lassen, ohne an Ort und Stelle zu sein, um die Konsequenzen genau zu übersehen und in der Hand zu haben! Das wäre sonst unverzeihlich .. Le Roi s'amuse! Und derweilen steuern wir auf die Mobilmachung los! Ohne mich darf das nicht geschehen!"

Jetzt übersäte er drei Wochen lang die ihm gedrahteten Berichte mit Glossen, die seine Stimmungen deutlich machen wie in einem Tagebuch; alles, was darin mehr als Gefühlsausbruch, was Wille und Anschauung war, wurde als des Kaisers Befehl und Entscheidung den Botschaftern „zur Regelung ihrer Sprache" sofort weitergedrahtet. Aus diesen Befehlen, herausgeschleudert von einem aufgeregten Mann an Bord, den niemand und den keine Volksstimmung direkt beraten oder warnen konnte, wurden in den entscheidenden drei Juliwochen die Beschlüsse der Verbündeten geformt, legitimiert oder zumindest nicht aufgehalten.

Im Wiener Bericht vom 10. las der Kaiser die Maßlosigkeiten der gegen Serbien geplanten Forderungen im allgemeinen mit dem Zusatz: „Sollten die Serben alle gestellten Forderungen annehmen, so wäre das eine Lösung, die dem Grafen Berchthold sehr unsympathisch wäre, und er sinnt noch darüber nach, welche Forderungen man stellen könne, die Serbien eine Annahme völlig unmöglich

machen würde.“ Neben diesen diabolischen Gedanken schreibt der Kaiser: „Den Sandschak räumen! Dann ist der Krakeel sofort da! Den muß Österreich sofort wiederhaben, um die Einigung Serbiens und Montenegros und das Erreichen des Meeres seitens der Serben zu hindern!“

Vor anderthalb Jahren hieß es: „Um dieser Frage willen würde ich noch weniger als um den Sandschak einen Krieg auf mich nehmen. Der Dreibund deckt nur den wirklichen Besitzstand der Verbündeten, nicht andere Ansprüche. Das würde ich weder vor meinem Volke noch vor meinem Gewissen verantworten können . . Ein Krieg, bei dem alles aufs Spiel gesetzt werden muß, eventuell Deutschland untergehen kann, und das alles wegen Albanien und Durazzo!“

So blind hat ihn die Wut gemacht. Zugleich schreibt er neben die Bemerkung, Graf Tisza sei für Vorsicht und Anstand: „Mördern gegenüber nach dem, was vorgefallen ist! Blödsinn!“ Darunter: „Ungefähr wie zur Zeit der Schlesischen Kriege: „Ich bin gegen die Kriegsräte und Beratungen, sintemalen die timidere Partey allemal die Oberhand hat.“ Friedrich der Große (D. 29).

Verletzt vom Gefühle der Tempelschändung, getrieben von dem Wunsch, in dieser rasch ansteigenden Krisis vor den Seinigen als Hort des Königsgedankens dazustehn, umgeben nur vom Meere und von seinen schneidigen Fahrtgenossen, zu Haus vertreten von zwei schwachen Staatsmännern: so vergißt er alle verständigen Einwürfe, die ihn bisher gegen die Abenteuer der Wiener Kriegsgrafen skeptisch gemacht, und drängt zur Bestrafung der Mörder. Ja, es scheint, er kann es gar nicht erwarten, denn auf zwei Wiener Berichte vom 14., nach denen man mit dem Ultimatum auf Poincarés Abfahrt warten wolle, schreibt er zweimal: „Wie schade!“

Entscheidend für diese Heftigkeit war sein fester

Glaube, niemals könne sich der Zar für „Fürstenmörder" einsetzen. Sein jahrzehntealter Irrtum, die Völker würden noch heut, wie einst, von ihren Monarchen regiert, diese tiefe Überschätzung dynastischer Entscheidungen in Europa, die er aus dem Schwergewicht seiner eigenen Entscheidungen in Deutschland herleitete, setzte auch in seinen Kalkulationen dieser Wochen die Person des Zaren von Gottes Gnaden an die Stelle der russischen Regierung, und obwohl er Nikolaus' Schwäche aus Erfahrung kannte, schrieb er doch wiederholt, niemals könnte sich dieser für Serbien einsetzen, „dem Täter und Vertreter des Fürstenmordes". So war es wieder sein Königsglaube, der ihn an Rußlands Schweigen bei Serbiens Demütigung glauben ließ, anstatt mit Rußlands Eintreten und dadurch mit dem Weltkrieg.

Dies Motiv kehrt immer wieder, auch gegen England, vor dessen feindlichem Eingreifen Fürst Lichnowsky vom ersten Tag an beschwörend warnte; er, Bernstorff und Wangenheim waren die einzigen, die vor dem Eintritt der Feinde in den Krieg richtig gesehn und berichtet haben. Jetzt tritt das beleidigte Gottesgnaden-Motiv in doppelter Form beim Kaiser auf: gegen Fürstenmörder, denen sich kein König anschließen könne, und für die freie Entschließung des Habsburgers, dem man nicht dreinreden dürfe:

„Wie komme ich dazu," schreibt der Kaiser neben Greys Aufforderung, „die Wiener zu kalmieren! Die Kerls haben Agitation mit Mord getrieben und müssen geduckt werden .. Das ist eine ungeheure britische Unverschämtheit. Ich bin nicht berufen, à la Grey S. M. dem Kaiser Vorschriften über die Wahrung seiner Ehre zu machen! .. Das soll Grey aber recht ernst und deutlich gesagt werden, damit er sieht, daß ich keinen Spaß verstehe .. Serbien ist eine Räuberbande, die für Verbrechen gefaßt werden muß! Ich werde mich in nichts einmischen, was der Kaiser zu beurteilen

allein befugt ist! . . Echt britische Denkweise und herablassend befehlende Art, die ich abgewiesen haben will! Wilhelm I. R."

Bis in die feierliche Unterschrift gleicht dieser Ausbruch den wildesten Dokumenten seiner Mittelzeit, mit denen er Europa zu beherrschen glaubte; doch während er ablehnt, seinen Verbündeten zu besänftigen, läßt er in Paris fordern, daß Frankreich das nämliche mit den seinigen tue. Dies ist geschrieben auf der Höhe von Balholm am 24. Juli, vor Kenntnis des Wiener Ultimatums an Serbien, dessen Wortlaut der Kaiser gar nicht, seine Minister erst 24 Stunden vor Übergabe mit Schrecken kennen lernten. Die Erregung, die ihn zeitlebens vor England erfaßt hat, weckte auch in diesen Tagen die alten Triebe und Schwächen, Stolz und Verlegenheit in ihm, und während er den Ritter spielt, der dem „ehrwürdigen Herrn" in Wien Schutz und Schirm zugesagt hat und keineswegs fragen darf, für welche Abenteuer, faßt er zugleich den Engländer wie einen Schulbuben an.

Noch immer steigt seine kriegerische Aufregung, nichts, was in Wien geschieht, erscheint ihm genug. Noch am 26. schreibt er (D. 145) neben einen Bericht aus Paris: „Ultimata erfüllt man oder nicht. Aber man diskutiert nicht mehr! Daher der Name!" und neben einen aus Wien (D. 155), wonach Berchthold vor dem russischen Botschafter auf jede Eroberung verzichtet und auch sonst versöhnend gesprochen habe: „Gänzlich überflüssig, wird Eindruck der Schwäche erwecken . ., was Rußland gegenüber unbedingt falsch ist und vermieden werden muß. Österreich hat seine guten Gründe . . Nun kann der Schritt nicht hinterher quasi zur Diskussion gestellt werden! . . Esel! Den Sandschak muß es wiedernehmen, sonst kommen die Serben an die Adria!" So geht es weiter: „Serbien ist kein Staat im europäischen Sinne", heißt es am selben Tage (D. 157), sondern eine Räuberbande!" Als Grey im selben Berichte sagen läßt, die

Gefahr eines europäischen Krieges sei „in nächste Nähe gerückt", schreibt der Kaiser nur: „Das wird sicher kommen", und als der Engländer eine vermittelnde Konferenz zur Vermeidung des Krieges zu viert vorschlägt: „Ist überflüssig . . Ich tue nicht mit, nur wenn Österreich mich ausdrücklich darum bittet, was nicht wahrscheinlich. In Ehren- und vitalen Fragen konsultiert man andere nicht."

Mit diesen Worten, die am 26. nachts nach Berlin, am andern Morgen nach London weitergedrahtet wurden, brach Greys Vorschlag zusammen, der den ganzen Streit genau wie voriges Jahr durch eine Konferenz der Botschafter schlichten wollte, – freilich, vorher schuldhaft versäumt hat, in Petersburg die Neutralität oder in Berlin die Kriegsbereitschaft Englands als entscheidende Warnung amtlich mitzuteilen.

An diesem 26., als ganz Europa um die Annahme des Ultimatums bangte, erreichte das Tempo des Kaisers seinen Höhepunkt: jetzt glaubt er sogar nicht mehr an Rußlands Fürstenstellung, denn er schreibt: „Seit seiner Verbrüderung mit der französischen Sozial-Republik (hat es diese) nicht mehr!" An anderer Stelle: „Das kommt vom Bunde der absoluten Monarchie und der absoluten sozialistischen Sansculotten-Republik." Schließlich schreibt er auf Sasonows Drohungen, wenn Österreich Serbien verschlinge, werde Rußland fechten, im berlinischen Tone: „Na, denn zu!" Am selben Tag unter einen warnenden Bericht aus Rom: „Das ist lauter Quatsch und wird sich schon von selbst geben im Lauf der Ereignisse," und auf eine Mahnung des Kanzlers, die Heimsendung der Flotte zu unterbrechen, wütend: „Unglaubliche Zumutung! Unerhört! . . Die (allgemeine Lage) hat der Zivilkanzler noch nicht begriffen!" (D. 182).

In diesen Julitagen hatten den Kaiser mitten auf dem Meere alle seine guten Geister verlassen.

Noch am nächsten Tage, als Bethmann vor übereilter Mobilmachung warnt, auf Englands Vermittlung erneut hinweist und eine ruhige Haltung fordert (D. 197), heißt es mit Hohngelächter: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Nur Ruhe, immer nur Ruhe!! Eine ruhige Mobilmachung ist eben auch was Neues," und weil Bethmann in dieser Depesche anfragt, wo der Kaiser „an Land steige", verspottet der Admiral des Atlantischen Ozeans die Landratte mit zwei Ausrufungszeichen, weil der Kanzler im Drang der Geschäfte nicht seemännisch drahtet, „an Land gehen".

Fast zugleich mit dem Kaiser traf in Berlin die serbische Antwort ein; es war beinahe jene unbedingte Annahme, die Berchthold so sehr gefürchtet hatte. Der Kaiser liest sie, – und mit einem Schlag ist seine ganze Stimmung umgeworfen. War es der sorgenvolle Ausdruck seiner Untertanen, den er auf der Fahrt von der Küste zur Hauptstadt diesmal befragt hat? War es der Wechsel der Umgebung? Der endlich, viel zu spät erneuerte Kontakt mit seinen amtlichen Beratern? Oder ist es vielleicht nur die Erkenntnis gewesen, mehr könne niemand fordern? Gewiß ist, daß er am 28. unter die Antwort der Serben schreibt (D. 271): „Eine brillante Leistung für eine Frist von bloß 48 Stunden! Das ist mehr, als man erwarten konnte! Ein großer moralischer Erfolg für Wien; aber damit fällt jeder Kriegsgrund fort, und (der Gesandte) Giesl hätte ruhig in Belgrad bleiben sollen. Daraufhin hätte ich niemals Mobilmachung befohlen!"

Ja, nun entschließt er sich sogar zu einem längeren Handschreiben an seinen Staatssekretär, wie solche von ihm sonst fast immer durch Marginalien oder mündlichen Befehl ersetzt wurden. Es heißt darin:

„Die Kapitulation demütigster Art liegt urbi et orbi verkündet, und durch sie entfällt jeder Grund zum Kriege." Indessen, man brauche Belgrad als Faustpfand zur Durch-

setzung der Forderungen, besonders, damit der Armee, die dreimal umsonst mobilgemacht, eine satisfaction d'honneur gegeben werde und das Bewußtsein, wenigstens auf fremdem Boden gestanden zu haben .. Ohnedem dürfte bei Unterbleiben eines Feldzuges eine sehr üble Stimmung gegen die Dynastie aufkommen, die höchst bedenklich wäre. Falls E. E. diese Auffassung teilen, würde ich vorschlagen, Österreich zu sagen: .. man gratuliere. Natürlich sei damit ein Kriegsgrund nicht mehr vorhanden. Wohl aber eine Garantie nötig, daß die Versprechungen durchgeführt werden .. Auf dieser Basis bin ich bereit, den Frieden in Österreich zu vermitteln .. Das werde ich tun auf Meine Manier, und so schonend für das österreichische Nationalgefühl und für die Waffenehre seiner Armee, als möglich .. Sie muß unbedingt eine sichtbare satisfaction d'honneur haben; das ist Vorbedingung für meine Vermittlung .. Ich habe im obigen Sinne dem Chef des Generalstabs durch Plessen schreiben lassen."

Ein maskierter Rückzug in die Vernunft. Hört man ihn aufatmen, den zur ewigen Uniform verurteilten Zivilisten? Das Gewitter ist vorüber, von Krieg nicht mehr die Rede, die Räuberbande braucht nicht ecrasiert, der Sandschak nicht besetzt, Serbien von der Adria nicht mehr verdrängt zu werden, aus Eroberung und Weltbrand ist eine militärische Promenade geworden, es geht nur noch um Waffenehre, Satisfaktion, Prestige der Dynastie, und die Fürstenmörder werden für ihre brillante Leistung gelobt. Die volle Ernüchterung rechnete auf Frieden.

Zu spät! Die Büchse der Pandora war geöffnet.

VI

Alles, was in den entscheidenden vier Tagen nun folgt, ist Friedenswille, und wo der Kaiser seine früheren Impulse fälscht, geschieht es im guten Glauben eines nervösen Charakters, der in jeder entschiedenen Stimmung die vorige vergißt. Alle Fahrlässigkeit, mit der man in Berlin den Verbündeten handeln ließ und vorher alles unterschrieb, was er nachher aufschreiben würde, war durch die Marginalien des Kaisers legitimiert; wären die Dämpfer, Mahnungen und Warnungen, die sich vom 28. Juli ab nach Wien hin jagten, in den beiden vorigen Wochen dort hingelangt, genau so, wie es Grey vom Kaiser wünschte, wäre er schon an Bord in kalmierender Stimmung gewesen, so hätte Wien das Ultimatum niemals ablehnen, London die Konferenz durchsetzen, Petersburg den Degen kaum noch ziehen können.

Jetzt, da in ganz Europa die Wiener Ablehnung des Ultimatums auf deutsche Schultern gelegt und ungerecht gelegt wurde, fühlte sich der Kaiser auch nach rückwärts völlig gutwillig. Nachdem er noch am 26. jeden Verlaß auf den Zaren seit seiner Alliance mit der Republik geleugnet, heißt es nun (D. 288): „Das war mir nicht bekannt (daß Rußland Serbien unterstützen würde). Ich konnte nicht voraussetzen, daß der Zar sich auf seiten von Banditen und Königsmördern stellen würde, selbst auf die Gefahr hin, einen Krieg in Europa zu entfesseln. Einer solchen Mentalität ist ein Germane unfähig, die ist slawisch oder lateinisch."

Jetzt sucht er mit allen Mitteln zu bremsen. Seine eindringliche Depesche vom 28. an den Zaren kreuzt sich mit einer ganz ähnlichen von diesem an ihn: zwei Hilferufe, die symbolisch aneinander vorüberrauschen, aber der Ton, in dem er nun die russischen Depeschen behandelt, ist ruhig. Dagegen schrillt Haß und furchtsame Energie gegen die eigenen Untertanen: „Die Sozen machen antimilitärische

Umtriebe in den Straßen, das darf nicht geduldet werden, jetzt auf keinen Fall; im Wiederholungsfalle werde ich Belagerungszustand proklamieren und die Führer samt und sonders einsperren lassen."

Draußen steigt ein Millionenheer an den Grenzen empor, von einem Tag zum andern melden dem Kaiser seine Organe, nicht nur aus Petersburg, daß Rußland mobil macht. Es schreckt ihn nicht. Daß aber das Volk von Berlin oder ein Teil davon sich erhebt, um mit letzter Kraft das Unheil zu verhüten, bringt ihn in Harnisch. Wilhelm der Zweite hat zeitlebens die Koalition draußen weniger gefürchtet, als den Aufstand drinnen.

Nur gegen England ist er voll Haß, wie vorher, und während sonst die Marginalien vom 28. ab plötzlich sachlichen und ruhigen Stil annehmen (nur noch zuweilen durch „Schwein" und andere Zoologica belebt), hagelt es gegen England auch weiterhin von Beschimpfungen und Moralismen. Freilich hat er recht, daß Grey „durch ein einziges, ernstes, scharf abmahnendes Wort in Petersburg .. beide sofort stillmachen kann"; dann aber steigert er sich in ein Paradoxon hinein, das er aufs erstaunlichste von Deutschland hinüberwirft: „Gemeiner Hundsfott! England allein trägt die Verantwortung für Krieg und Frieden, nicht wir mehr! Das muß auch öffentlich dargestellt werden!"

Da plötzlich kommt die entscheidende Nachricht, seit Jahren gefürchtet, seit Tagen geahnt, nun wird es Wahrheit: Rußland macht an der ganzen Grenze mit seinem Millionenheer mobil. Da ist es, als stände der immer Redende vor diesem nun verkörperten Gespenste sekundenlang sprachlos; mit seiner letzten Hoffnung brechen die Nerven zusammen. Da hängt es plötzlich mit unheimlichen Maschen vor der Sonne, das längst gefühlte, unsichtbare Netz! Dann läßt der Eingeschlossene die Wasser seines Zornes in Kaskaden niederstürzen, ein beleidigter, betrogener, unschuldiger Fürst, der

nur seine Absicht bekennt, nicht seine Fehler, und darum sich subjektiv schuldlos fühlt. In einem wahrhaft großartigen Schriftstück (D. 401) entlädt sich endlich sein aufgestautes Vorgefühl:

„Mein Amt ist aus . . Leichtsinn und Schwäche sollen die Welt in den furchtbarsten Krieg stürzen, der auf den Untergang Deutschlands schließlich abzielt. Denn das läßt jetzt für mich keinen Zweifel zu: England, Frankreich und Rußland haben sich verabredet . . gegen uns den Vernichtungskrieg zu führen . . Das ist in nuce die wahre, nackte Situation, die langsam und sicher durch Eduard VII. eingefädelt, . . schließlich ins Werk gesetzt wird. Dabei wird uns die Dummheit und Ungeschicklichkeit unseres Verbündeten zum Fallstrick gemacht. Also die berühmte Einkreisung Deutschlands ist nun doch endlich zur vollsten Tatsache geworden . . Hohnlachend hat England den glänzendsten Erfolg seiner beharrlich durchgeführten, pure antideutschen Weltpolitik . . eine großartige Leistung, die Bewunderung erweckt, selbst bei dem, der durch sie zugrunde geht! Eduard ist nach seinem Tode noch stärker als ich, der ich lebe! . . Wir sind ins Garn gelaufen . . in rührender Hoffnung England damit zu beruhigen!!! Alle Warnungen, alle Bitten meinerseits sind nutzlos verhallt. Jetzt kommt der englische Dank dafür! Aus dem Dilemma der Bundestreue gegen den ehrwürdigen alten Kaiser wird uns eine Situation geschaffen, die England den gewünschten Vorwand gibt, uns zu vernichten . . Unsere Konsuln in Türkei und Indien, Agenten usw. müssen die ganze mohammedanische Welt gegen dieses verhaßte, verlogene, gewissenlose Krämervolk zum wilden Aufstand entflammen; denn wenn wir uns verbluten sollen, dann soll England wenigstens Indien verlieren! W."

Nirgends im Umkreise seiner Millionen Worte hat Wilhelm der Zweite einen so elementaren Aufschrei getan, nie in seinem Leben mit solcher Glut das Böse auf einen Feind

herabgewünscht. So bricht nur blinde Wut einer echten Leidenschaft, so bricht sie nur einmal im Leben hervor. Dieser Fluch ist unter einen drohenden Bericht aus Petersburg geschrieben, der England mit keinem Wort erwähnt. Bei der russischen Mobilmachung hat der Kaiser den Krieg als unvermeidbar erkannt, den er fünf Jahre lang zu verhindern wußte, Englands Stellung ist drohend, doch noch unentschieden, der Konflikt ist russisch, Mobilmachung, Betrug sind russisch: und doch wirft sich des Kaisers Bitterkeit und Zorn, Enttäuschung und Entsetzen weder auf die Streiche des Verbündeten noch auf die Tücke des russischen Hofes, nicht einmal auf den englischen Premier; vor der Passion dieser dunkelsten Lebensstunde steigt nichts auf als die Gestalt des vielgehaßten Feindes, den er im Tode überwunden glaubte, und neben ihm schwanken ins Ungewisse Mutter und Großmutter. Es ist der Zusammenbruch einer Familie, der im Herzen Wilhelms des Zweiten zum Weltkrieg führt. Als ein Verzweifelter beginnt der Kaiser den Krieg.

Und doch behält er in allem die Haltung eines absoluten Königs, er achtet mitten im Gewühle, daß alles so ritterlich arrangiert werde, wie es sein historisches Formgefühl fordert, und während allenthalben die Parlamente des 20. Jahrhunderts Krieg oder Frieden entscheiden, werfen sich die drei letzten Kaiser den Handschuh hin, wie zum Turnier der Troubadoure, ohne indessen selber auf Tod und Leben in die Arena zu reiten. Uralte Akten schlägt man auf, um die eleganteste Wendung über den Handschuh und die Herausforderung zu finden, man schreibt in der Wilhelmstraße (D. 542): „S. M. l'Empereur, mon Auguste Souverain, au nom de l'Empire relève le défi et Se considère en état de guerre avec la Russie."

So knarrt die alte rostige Maschine zum letztenmal durch das erste Geknatter der Gewehre, und während sich Kaiser

und Zar noch gegenseitige Angstschreie zudrahten, die auf beiden Seiten gleich aufrichtig sind, da beide um ihren Thron zittern, werden beide schon wider Willen von der ungeheuren Turbine erfaßt, deren gefährliche Schwungkraft vorher kein König richtig beargwöhnt hatte. Selbst mit England wird der Familienhaß für einen Augenblick in Vetternschaft gehüllt, wie alte Puppen versichern sich Prinz Heinrich und König Georg Frieden und Freundschaft, und George und Willy tauschen noch am 1. August Depeschen, die freilich kälter sind als selbst die kriegerischen Abschiedsgrüße zwischen Nicky und Willy.

Viel schlimmer als dem Zaren, dessen Truppen schon schießen, geht es im Herzen des Kaisers dem verbündeten König von Italien, der eben erst anfängt sich zu drücken: „Schurke! Halunke!!" (D. 700) heißt es in den Marginalien, und der König von Griechenland, der sein Bündnis mit Serbien als Grund zur Neutralität anführt, wird im friderícianischen Stile mit den Worten kommandiert: „Ihr sollt nach Rußland marschieren!"

Überhaupt steigert sich mit dem Beginn des Konfliktes im Kaiser das Gefühl des germanischen Stolzes, und obwohl diese Souveräne alle Vettern sind und fast alle eine gemeinsame Groß- oder Urgroßmutter haben, steckt er die Grenze ab, spricht von „slawischem Verrat, lateinischem Hochmut, echt britischer Verlogenheit"; neben Äußerungen von Tyrrell und Bunsen heißt es sogar: „Ein Sohn einer Deutschen, der so lügt" und „ein Deutscher, der solche Lügen schreibt" (D. 764). Trotzdem erkennt er im einzelnen die deutschen Fehler früher als ein anderer, und obwohl er alle Schuld am Konflikt auf Rußland und England schiebt, nie auf Paris, doch auch nie auf Wien, schreibt er am 4. August neben einen Bericht, der den Ausfall auch des rumänischen Bundesgenossen bekräftigt: „Die Verbündeten fallen schon vor dem Kriege von uns ab, wie die faulen Äpfel! Ein totaler

Zusammenbruch der auswärtigen deutschen bzw. auch österreichischen Diplomatie. Das hätte vermieden werden müssen und können" (D. 811).

Diese klassisch geformten Sätze, mit denen seine Randbemerkungen im wesentlichen enden, eröffnen einen Blick in seine Seele am Nachmittage nach der Rede im Weißen Saal; ein kurzer, lichter Augenblick, in dem er mit Bitterkeit zwar nicht die eigenen, doch wenigstens die Fehler der Seinigen erkennt. Die ungeheure Vereinsamung, in die seine persönliche Politik, in die sein nervöser Charakter ihn und das Reich durch 25 Jahre getrieben, läßt ihn beim Abfall der Verbündeten doppelt erschauern. Jetzt fühlt er wohl endlich auch, was es heißt, sich mit einem Leichnam beladen, den alle meiden, und, schlimmer wie Hamlet den toten Polonius, ihn gar noch selber auf die Bühne schleifen. „Ich habe nie ein so tragisches und zerstörtes Gesicht gesehen – äußerte ein Vertrauter (T. 238), – wie das des Kaisers in diesen Tagen."

Wilhelm der Zweite stand vor der ersten, vor der letzten Probe seines Lebens. Im Angesichte der Nation und der Geschichte sollte er nun sein System von Autokratie und Gottesgnadentum, vor seiner inneren Stimme aber das große Wagnis seines Lebens rechtfertigen: Mut und Willensstärke sollte er sich beweisen, Entschlußkraft und Gelassenheit, die er durch dreißig Jahre sich nicht hatte abzwingen können. Denn heute ging die ganze Machtfülle, die er so oft sich angemaßt, verfassungsmäßig auf ihn über.

Jetzt oder nie galt es, den Meister zu zeigen.

VIII. KAPITEL

KRIEG

I

„Der Monarch ging im Kriege den Dingen aus dem Wege, statt auf den Grund und verschanzte sich in Optimismus .. Der Abstand zwischen dem äußeren Schein einer starken Persönlichkeit, den er zu erwecken suchte und auch suchen mußte, und dem Fehlen der inneren Kraft wurde immer größer bis zum bitteren Ende. Es war sein und Deutschlands Unglück, daß sich nicht von ihm wie von seinem Großvater sagen ließ, daß er kein bloßer Kriegsherr, sondern ein wirklicher Kriegsmann gewesen" (Freytag-Lorringhoven, Menschen und Dinge, 276). Dies Urteil eines adligen Generals faßt die Stellung des Kaisers im Kriege zusammen.

Verantwortlich für die Auswahl seiner Heerführer war er. Dem ehrlichen Moltke hatte er damals die Leitung eines Millionenheeres aufgedrungen, die eiserne Nerven forderte und weder Platzangst noch Menschenliebe zuließ; beides war Moltkes Fall. Mit dem Amt hatte er ihm seinen eigenen Aufmarschplan oktroyiert, den schon Schlieffen ohne Widerspruch angenommen; er führte, wie oben nach Waldersees Aufzeichnungen dargestellt, im Unterschiede zu den Plänen des großen Moltke zu einer starken Schwächung des Ostheeres zugunsten des Westheeres. Einen Augenblick lang schien der Zufall das Ganze umzustoßen: ein Mißverständnis in London, wonach Frankreich unter englischer Garantie neutral bleiben könnte, hat die immanente Kraft solcher Pläne auch dem Laien enthüllt:

„Also", sagte der Kaiser am 1. August zu Moltke nach

dieser irrigen Nachricht, „wir marschieren einfach mit der ganzen Armee im Osten auf!“

Moltke: „Das ist unmöglich, Majestät. Ein Millionenheer läßt sich nicht improvisieren . . Das würde nur ein wüster Haufen ungeordneter bewaffneter Menschen ohne Verpflegung sein.“

Kaiser, scharf: „Ihr Onkel hätte mir eine andere Antwort gegeben!“

Moltke: „Es ist völlig unmöglich anders als planmäßig aufzumarschieren: stark gegen Westen, schwach gegen Osten.“

Daraufhin drahtet der Kaiser dem König von England: „Aus technischen Gründen muß meine heut nachmittag schon angeordnete Mobilmachung nach zwei Fronten, nach Osten und Westen vorbereitungsgemäß vor sich gehen. Gegenbefehl kann nicht gegeben werden. Ich hoffe, Frankreich wird nicht nervös werden.“ Um diese unvermeidbare Drohung durch Aufmarsch an der Grenze zu mildern, befiehlt darauf der Kaiser auf Bethmanns Wunsch, ohne den dabeistehenden Moltke zu fragen, seinem Flügeladjutanten: „Die 16. Division in Trier soll nicht nach Luxemburg!“

Moltke, der diese Szene beschreibt, gesteht: „Mir war zumut, als ob mir das Herz brechen sollte. Abermals lag die Gefahr vor, daß unser Aufmarsch in Verwirrung gebracht werde. Zu Hause angekommen, war ich wie gebrochen und vergoß Tränen der Verzweiflung . . So saß ich in dumpfer Stimmung untätig in meinem Zimmer, bis ich um 11 Uhr abends wieder zu S. M. befohlen wurde.“ Aufklärung, Irrtum, Krieg gegen Frankreich, Aufmarsch wie vorgesehen. „Ich habe die Eindrücke dieses Erlebnisses nicht überwinden können. Es war etwas in mir zerstört, das nicht wieder aufzubauen war, Zuversicht und Vertrauen waren erschüttert.“

An dieser Schilderung eines Irrtums ohne alle äußeren Folgen ist mehr zu lernen als an einem Schlachtbericht.

Die Logik der Maschine erdrückt den Konstrukteur und macht ihn zu ihrem Sklaven: unweigerlich wäre der Krieg mit Frankreich, auch wenn er wirklich durch Englands Garantie gehemmt wurde, trotz des Friedenswillens beider Gegner ausgebrochen (wofern ein solcher in Paris bestand), nur weil das kunstvolle Uhrwerk des Aufmarsches nicht abzustellen war und eine Million Soldaten einer anderen Million an der Grenze ohne Flintenschuß und Zwischenfall unmöglich lange gegenüberstehen konnte. Zugleich wird das Wesen eines Feldherrn deutlich, der am entscheidenden Tage seines Lebens, beim Ausbruch des Krieges, auf den er sich und die Armee ein Jahrzehnt lang vorbereitet, stundenlang dumpf und untätig in seinem Zimmer sitzt, weil ihm aus weltpolitischer Notwendigkeit sein Aufmarsch zerstört wird, – und der doch nicht den Mut hat, bei offener Übergehung seiner Person sofort zu demissionieren.

Daneben steht ein Kaiser, der es zwar wagte, als junger Mann von sich aus den Grundgedanken dieses Aufmarsches umzuwerfen, also wohl Autorität in der Kriegswissenschaft sein muß, jetzt aber, da es losgeht, die Gesetze seiner Maschine völlig verkennt und ihr die plötzliche Drehung zumutet, die sie nicht leisten kann. Als aber alles sich als Irrtum auflöst, steht der Feldherr gebrochen, nicht weil der Krieg nun doch nach zwei Fronten beginnt, sondern weil er einen Augenblick lang nur nach einer Front zu beginnen drohte. Die Tränen seiner Verzweiflung gelten dem überrannten System, und wenn wir auch vor einem weinenden preußischen General mit einigem Befremden stehen, so begreifen wir doch seine Vorgefühle gegen eine Autokratie, die der Oberste Kriegsherr gleich dem Obersten Friedensherrn zu üben entschlossen scheint.

Es kam anders. Wer den Kaiser nur von außen kannte, war überrascht, wie es kam: also die ganze Nation.

Durch 26 Jahre hatte er sein Volk an Regis Voluntas ge-

wöhnt, in alle Gebiete des Staatslebens übergegriffen, seinen Ehrgeiz in einer persönlichen Regierung gesucht, die die Verfassung sprengte. Jetzt, frei von den verhaßten Kammern, in allen Entschließungen dem Krieg allein gehorchend, begabt mit einer Macht wie niemand in Europa, denn Zar und Habsburger waren zu schwach oder zu alt, jetzt, im Augenblicke, wo Autokratie Gebot der Stunde war: jetzt eben versagte der Kaiser. Mit dieser Erkenntnis schließt sich die Kette der Schlüsse, die wir von seiner Kindheit an über alle seine Taten hin, von der Prinzenzeit bis über die November- und die Julitage aus den Grundlagen seines gebrechlichen Wesens zu knüpfen suchten. Im ernsten Augenblicke geforderter Tatkraft, so hatten es die Intimen vorausgesagt, sprang der Motor seines nervösen Charakters aus dem Stromkreis und blieb stehn.

„Der Kaiser", schreibt Ludendorff (Kriegserinnerungen, 203), „war Oberster Kriegsherr. In ihm ruhte die höchste Kommandogewalt über Heer und Marine. Die Oberbefehlshaber der Armee und der Flotte unterstanden ihm. Der Chef des Generalstabes des Feldheeres leitete nach dem Willen S. M. die Operationen selbständig. Entscheidende Entschließungen bedurften der kaiserlichen Zustimmung, Kommandogewalt besaß der Chef des Generalstabes nicht." Dasselbe konstatiert Falkenhayn, und Schwerdtfeger (S. 12), dessen meisterhaftem Gutachten wir die nächsten Dokumente entnehmen, statuiert wiederholt und ausdrücklich, daß „die Verantwortlichkeit des Monarchen, wie denn auch die ganze Tragweite etwaiger Mißerfolge oder sogar eines ganzen verlorenen Krieges in erster Linie auf ihm lasten mußte". Desgleichen Hindenburg (Aus meinem Leben, 170): „Bei wichtigeren Entschlüssen übernahm ich selbst den Vortrag und erbat, sofern solches notwendig war, die kaiserliche Genehmigung unserer Pläne."

Aus dieser Machtfülle konnte der Kaiser sein Meisterstück

formen, Tag und Nacht gleich seinen besten Beratern das Wohl des Heeres bedenken, das zugleich des Volkes Wohl und sein eigenes Interesse war: mit einem Male konnte er die ewige Zerstreutheit seines Lebens gegen ein Ziel zusammenfassen, den Krieg vom Kriege lernen, Vater der Truppen werden. Doch es verging kein halbes Jahr, so war er der Gefangene seines Hauptquartiers, nach zwei Jahren war jede Entschlußkraft erloschen.

Anfangs, als er statt eines Soldatenwillens den leidenden Denker Moltke neben sich fühlte, suchte er noch zu befehlen. Zu Falkenhayns Zeit nahm seine Aktivität rasch ab. Schließlich stand er nicht über, sondern unter Hindenburg und Ludendorff, von denen einer durch seinen Namen im Volke, der andere durch seinen eisernen Willen ihn bannte.

Die Marneschlacht hat er mit entschieden: jene Schwächung des Ostheeres, die vom Kaiser, nicht von Schlieffen erfunden und schon fünfzehn Jahre vorher von Waldersee als gefährlich bezeichnet war, rächte sich jetzt durch den Einbruch der Russen, hilferufend kam der Oberpräsident von Ostpreußen ins Hauptquartier und erlangte vom Kaiser persönlich die Absendung von zwei Korps, die nun plötzlich im westlichen Vormarsch fehlten und die verhängnisvolle Lücke in der Flanke der Zweiten Armee schufen. Auch die zweite und tiefere Ursache dieser Niederlage, die ungenügende Befehlsübermittlung am entscheidenden 8. und 9. September, geht auf die Lage des Hauptquartiers zurück, das „auf Befehl des Kaisers" in Luxemburg und damit über 100 Kilometer zu weit zurückgehalten wurde, ausschließlich aus Gründen persönlicher Sicherheit vor Fliegerbomben, denn entschlossene Männer im Hauptquartier drängten nach vorn.

Unter seinen höchsten Offizieren setzte sich die Kritik des Kaisers gleich mit dem Kriegsausbruch verdoppelt fort. Schon im August nennt es Moltke „herzzerreißend, wie

ahnungslos der hohe Herr über den Ernst der Lage ist; schon kommt eine gewisse Hurra-Stimmung auf, die mir bis in den Tod verhaßt ist“. Und in den Marnetagen: „Der Kaiser muß nach Frankreich hinein, näher an die Armee heran, er muß wie seine Truppen in Feindesland sein“ (M. 388). Tirpitz, im ersten Winter: „Vom Kaiser ging ich ganz niedergedrückt nach Hause .. stelle Dir seinen Großvater vor in seiner Lage! .. Es ist eben seine Eigenart, er will keinen Entschluß fassen und keine Verantwortung tragen .. Gestern abend war es wieder sehr öde, die Unterhaltung schleppte sich langsam entlang. Der Kaiser sieht überall riesige Siege, ich glaube aber um sich über seine Unruhe zu beschwichtigen .. Der Oberstabsarzt sagt, der Kaiser betete förmlich nach einer Erlösung durch Abscheibung der Verantwortlichkeit, aber dann stößt er auf die Mauer, mit der er sich selbst umgeben hat, und stößt auf sein Selbstgefühl.“

März 15 ist es schon so weit, daß Tirpitz einem General aus der Umgebung andeutet, zu einheitlicher Führung müsse der Kaiser „einmal seine Macht auf einige Zeit detachieren, z. B. auf Hindenburg“. Seine Sorgen steigen, bald schreibt der Admiral entschlossen: „Ich sehe nur ein Mittel, der Kaiser muß auf acht Wochen oder mehr sich krank melden: .. Er muß zunächst nach Berlin. Kessel .. war auch entsetzt über den Kaiser und meinte, der König von Bayern müßte bestimmt werden, ihn einzuladen, sich auf einige Zeit krank zu melden. Wenn irgend möglich, müßte es von ihm selbst kommen mit Hilfe der Kaiserin .. Es scheint, daß nur mit Hilfe eines größeren Zusammenbruches Änderung kommen kann, dann aber ist es zu spät.“ Hätte sich nur Tirpitz England gegenüber als ein so großer Prophet bewährt wie hier!

So, zwischen Furcht und Übermut, passiv und doch nicht einsichtig genug, die Macht zu detachieren, in Furcht vor

Verantwortung und vor jenen Frageblicken, die brennender als je im Frieden von allen auf ihn gerichtet werden: ein ganz ziviler Mensch an der Spitze der stärksten Armee, ohne die Tugenden, ja ohne die meisten Laster des Soldaten, von einer Tradition bedrückt, die seine Väter zwar nicht als Feldherren, doch aber als Männer im Felde sah: so lebt er ein Etappenleben, unkriegerisch, abgesperrt, fast untätig und hat am Ende nichts, was ihn stärkt, als ein beinahe religiöses Gefühl des Martyriums, daß ihn die Welt verkennt.

Denn wie sich nun ein Chor von hundert Millionen aus allen Teilen der Erde erhebt und diesen leichtsinnig friedlichen Menschen zum Attila erhöht, wie ganze Erdteile mit Zerrbildern und Schmähgedichten sich überdecken, von denen er in seinem wohlgeschützten Winkel doch wenigstens einen Hauch verspürt, wie er den Fluch der Welt an seine Mauern branden fühlt: da freilich muß ein so ungeheures Mißverständnis seiner Absichten ihn die Fehler vergessen machen, durch die er dies Mißverständnis großgezogen, und wenn er fühlt, er ist nicht Attila, so vergißt er doch, daß er einst seinen Truppen befahl, es den Hunnen gleichzutun.

Jetzt erst, im Angesichte dieser furchtbaren Wirkung seiner ewig knabenhaften Geste, beginnt der Kaiser in ein tragisches Licht zu tauchen, denn was ihm die Natur in erster Stunde angetan und was er zu verhüllen vom uniformierten Königsbegriffe seines Hauses ein Leben lang gedrängt wurde, ist Schicksal und nicht Schuld.

II

Schuld ist die selbstgefällige Erziehung seiner Umgebung zur Schmeichelei und Lüge: sie endet nicht mit der Gefahr, sie wächst. „Ein unverdächtiger Zeuge," schreibt Tirpitz, „der Oberstabsarzt sagte neulich, alle drei Kabinettschefs täten blindlings, was der Kaiser sagte . . Ich habe diese Ziel-

losigkeit seit zwei Jahren miterlebt und gesehen, wie . . alles sich an „Ihn" drängt, dem man den Glauben beibringt, alles selbst zu machen und von dem so große Vorteile ausgehen. Byzanz! Und nun haben wir den furchtbaren Krieg und . . fast alles immer noch bestrebt, nach dem Kaiser zu schielen, der umgeben ist von weichen Leuten . . Der Kaiser saß voller Siegesnachrichten, andere dürfen an ihn nicht herangebracht werden, unter anderem „ist in Indien Riesenaufstand" . . und alles ruft Hosianna . . Es wäre möglich, daß er sich absichtlich betrügt."

„Um diese Stimmung zu erhalten", schreibt Graf Stürgkh, Conrads Vertreter im deutschen Hauptquartier und häufig Gast des Kaisers, „wurden ihm zahlreiche Graben-Anekdoten erzählt, in denen der deutsche Soldat seinem Feinde gegenüber stets im besten Licht erschien . . Wenn er zur Truppe fuhr, wurde dafür gesorgt, daß er nur möglichst gute Eindrücke empfinge." Als Erzberger, März 15, aus Rom kommend, dem Kaiser berichten soll, ob Italien marschieren wird, sagt der Flügeladjutant vorher mit Nachdruck: „Sie werden doch S. M. nur gute Nachrichten bringen!" Das Buch seines eigenen Bibliothekars „Der Kaiser im Felde", das nichts als Autofahrten, Frühstücke, Ansprachen, Orden und Augenleuchten verzeichnet, voll widerlicher Anbetung, schenkt der Kaiser dem Grafen Czernin und anderen Personen mit Widmung.

Absperrung und Optimismus folgten aus einander. Nach dem Fall von Antwerpen schreibt Tirpitz: „Der Kaiser natürlich in rosigster Laune . . der Kernpunkt, daß nämlich die Besatzung sich nördlich hat drücken können schien ihn weniger zu kümmern . . Er ist gänzlich unverändert, und es läßt sich gar nicht ernstlich mit ihm reden, obwohl ich das versuchte." In dieser Stimmung werden die Bundesgenossen nicht anders als die Höflinge behandelt. Schon nach drei Kriegswochen tritt er dem Grafen Stürgkh (Im Deutschen

Hauptquartier, 31) mit diesen Worten auf die Füße: „Nun macht aber endlich mal vorwärts, Kinder! Fritze (Erzherzog Friedrich) soll marschieren!“ Später wiederholte er demselben amtlichen Vertreter der österreichischen Armee das Urteil, das sein jüngster Sohn von einem Besuch der österreichischen Front mitgebracht hat und das Kommandeure und Offiziere nach kurzer Rundfahrt aufs schärfste kritisierte. Obwohl der Österreicher leider nur erwidert, dem Prinzen sei die Eigenart dieser Offiziere wohl fremd, nimmt der Kaiser schon diese Antwort übel.

Alle diese Fehlurteile wurden im Krieg wie im Frieden durch fälschende Auswahl und Stilisierung der Nachrichten gezüchtet. „Die Hydra“: Plessen, Müller, Treutler, deren Porträts ihr Weltbild enthüllen, bewachten des Kaisers Schlaf. „Der Feldjäger aus der Türkei wollte sich bei S. M. melden, Plessen aber lehnte ab, es wäre nicht genehm, jetzt für S. M. noch mehr von der Türkei zu hören.“ Dieser kleine Vorgang, den Tirpitz im März 15 notiert, spricht für hundert größere, denn eben in diesen Wochen hing das Schicksal der Türkei, die Absperrung des russischen Korns und Pulvers, es hing eine frühe Entscheidung des Weltkriegs an der Schlacht in den Dardanellen, und ein pflichtbewußter Kriegsherr mußte diesen Feldjäger, der ja Offizier war und manches gesehen hatte, in ein Kreuzverhör nehmen, um zu erfahren, wie es in der entscheidenden Ecke bis vorgestern stand.

Was tut er statt dessen? „Der Kaiser zeichnet an den Karten den Kriegsverlauf ein. . . Die ganze Gesellschaft um ihn herum“, schreibt Tirpitz Juli 15, „ist so langsam eingeschlafen.“ Seine Tätigkeit dauert täglich eine Stunde. Das deutsche Heer, das deutsche Volk, 60 Millionen steigern ihre Arbeitsleistung, Tausende brechen hinter der Front an Überarbeitung, Zehntausende nach und nach an steigender Erschöpfung zusammen; was an der Front geleistet und ge-

litten wird, hier anzudeuten, wäre frevelhaft. Nur der Kaiser verbringt – wie alle Memoiren gleichmäßig berichten – den Vormittag „meist mit Vorträgen und Unterhaltungen" im Garten, „auf den er sich wegen der nicht zu leugnenden Gefahr beschränken mußte." Dann Vortrag des Chefs von 12–1, ja, Hindenburg bemerkt ausdrücklich (170): „Die Zeit des mittaglichen Vortrages vor dem Kaiser wurde vielfach auch zu Besprechungen mit Vertretern der Reichsleitung ausgenutzt," den Feldherrn also auch von dieser Information ein Stück fürs Politische weggenommen, damit die Arbeit rascher erledigt sei. Über eine entscheidende Konferenz beim Kaiser in Pleß, August 15, wo es um die Frage ging: Amerika oder nicht, berichtet Tirpitz (T. 357): „Bei der Besprechung wurde keine Einigung erzielt, und so folgte alsbald beim Kaiser der Vortrag, der durch die im geöffneten Nebenzimmer wartende Frühstückstafel abgekürzt wurde."

Bei Tisch, in einem Speisesaal für nur 16–20 Personen, ging es höchst einfach zu, in den Hungerjahren gab es „nur drei Gänge mit Weißwein oder Rotwein, nachher Zigarren und Bier." Da Gäste, die die Not im Lande an sich erfahren, nicht zugelassen wurden, fiel dies den Tafelnden stets als besondere Einfachheit des kaiserlichen Kriegstisches auf; da er selber immer mäßig lebte, war auch hier nur Repräsentation das Motiv. Nach Tische schlafen, dann Spazierfahrt, „sei es, berichtet Stürgkh (74), um in hübscher Gegend einen Spaziergang zu machen, oder eine alte Burg zu besichtigen, wie es deren mehrere in der Nähe (von Charleville) gab, oder auf dem nahen Schlachtfeld von Sedan die großen Ereignisse von 1870 in der Vergangenheit zu verfolgen. Sache der Umgebung war es, für diese Ausflüge stets irgendein anregendes und seine Stimmung günstig beeinflussendes Ziel ausfindig zu machen." Dann Souper, „so ziemlich jeden Abend Gäste", Gesellschaft bis 11 Uhr.

Da in dieser Stunde der Tafelfreuden die wichtigsten Mel-

dungen kamen, hatte sich Hindenburg für die Abendtafel ein für allemal entschuldigen lassen; der Kaiser aber las dann gern die neuesten Depeschen vor, er machte sie selber auf. „Die geringe Gebrauchsfähigkeit seiner linken Hand, welche bis zu einem gewissen Grade gelähmt und, wie der ganze linke Arm, verkümmert war, erschwerte ihm dies einigermaßen; so half er sich, indem er die Depesche erst mit der rechten entgegennahm, dann zwischen die Finger der linken Hand einklemmte, den Umschlag sodann mit der rechten Hand aufriß, die Depesche hervorzog und sie entfaltete."

In diesen kleinen Szenen steckt das ganze Symbol dieses tragisch auf den Schein gestellten Soldatenlebens. Vorn überstürzen sich Taten und Untaten, Menschen und Dinge, fünf Millionen Deutsche kämpfen, um fünfundfünfzig zu retten. Hinten sitzt ihr Oberster Kriegsherr bei Tafel. Nachdem er sich auf alten Schlachtfeldern die Zeit vertrieben, in der sein Volk auf neuen verblutete, nun, nach des Tages Mühen, sitzt er heiter im zechenden Kreise, aufgeräumte Gemüter oder solche, die es affektieren, erzählen ihm Heldenmären von der Front, und wenn der Funke neue Meldung spendet, muß der arme, verkrüppelte Mann die Technik eines ganzen Lebens anwenden, um auch nur den Umschlag jener Meldungen zu öffnen, die ihn erfrischen sollen.

Während in Brüssel die deutschen Abbaukommandos jeden Türgriff und Hahn von Messing absägten und das kleinste Stück Kupfer konfiszierten, während Millionen deutscher Hausfrauen ihre Geräte plünderten, um alles abzuliefern, was als Urväter Hausrat in der Küche glänzte, ließ sich der Kaiser von belgischen Zivilarbeitern einen Badewagen aus reinem Kupfer zur Ergänzung seines Hofzuges in den Werkstätten der General-Eisenbahn-Direktion Brüssel bauen. Dergleichen war ohne seinen persönlichen Auftrag unmöglich, es war ja das privateste Utensil. Ja, sie war längst versunken, die Zeit des eisernen Feldbettes, in dem

der alte Kaiser durch die Jahrzehnte nach meist sehr arbeitsreichen Tagen Ruhe gesucht und schließlich auch die letzte gefunden hatte. Der Enkel konnte nach 30 Kaisermanövern, in denen ihm und jedem Fürsten von Pionieren ihre Bäder „nachgeschoben" wurden, im Kriege nirgends mehr wohnen als in Villen und Schlössern; so geschieht es freilich, daß das Hauptquartier 200 Kilometer hinter der Spitze bleibt, und so verliert man Schlachten.

Zuweilen nähert er sich seinem kämpfenden Volke. „Der Kaiser selbst", schreibt Stürgkh (114) nicht ohne Bewunderung, „war in der Lage gewesen, durch das Fernrohr das Gefecht bei Soissons verfolgen zu können. Er vermochte die Wirkungen seiner Artillerie wahrzunehmen, er sah den Gegner fliehen und sah seine braven Soldaten siegreich vordringen; er konnte ihnen und ihren Führern Lob spenden und ihre Brust mit dem Eisernen Kreuze schmücken." Auch dabei kommt Serenissimus nicht zu kurz, und selbst dieser Graf, der ihn stets mit Sternen geschmückt schildert, nennt das Vergnügen, „das jede ihm verliehene Ordensauszeichnung bereitete, fast kindisch."

Sein Haß war England. Die rein dynastische Art, in der er den Krieg und seine Ursachen begriff, drückte sich gleich anfangs, auf der Fahrt nach Westen, in der Wut aus, daß er so vergebens seinen beiden Vettern Frieden angedrahtet hätte, wobei er „mehrmals dröhnend auf den Speisetisch schlug." (Stürgkh, 20). Für ihn, schreibt Ballin (Huldermann, 297), liegt die Sache so, „daß er von seinen englischen Verwandten verraten worden sei, und darum den Krieg mit England bis zum bitteren Ende durchfechten müsse." Selbst die recht friedliche Kaiserin sah Ballin später „mit aufgehobenen, geballten Händen ausrufen: Ein Friede mit England? Niemals!" Diese dynastische Auffassung ging bis zur Schonung des Gegners: dem Kaiser galt als ungeschriebenes Gesetz, daß Könige von Gottes Gnaden einander nicht beschießen; als

trotzdem in Charleville die ersten Fliegerbomben fielen, war der Kaiser, nach Tirpitz, wütend: „Jetzt wird auch Buckingham Palace freigegeben. Er glaubt wirklich an eine stillschweigende Einigkeit der Häupter, sich selbst zu schonen, eine merkwürdige Denkungsweise."

Aus diesem Gefühl gegen England entwickelt er entscheidende Beschlüsse. Wer es im Ablauf seiner Regierung nicht erkannt hat, der müßte das stets eifersüchtige, beleidigte, dies tiefe Gefühl verletzter Neigung mit seinen europäischen Folgen jetzt aus der Führung der Flotte durch ihren Kriegsherrn erkennen. Ein feuriger Haß, genährt von dem Gefühl, überfallen zu sein und betrogen, würde sich in raschem Angriff Genüge tun; des Kaisers Eifersucht fürchtet das Risiko, seine heimliche Bewunderung hält einen Sieg über die größte Seemacht für unmöglich, aus unbewußten Tiefen steigt ein Wunsch zu jener Verständigung nach dem Kriege hervor, die er vorher sich immer wieder verbaut hatte, er setzt im Krieg den Preis nicht ein, um den er im Frieden sich England zum Feinde machte: die Flotte bleibt im Hafen.

Da steht Tirpitz, ihr Schöpfer, und muß erleben, daß wirklich eintritt, was er als Zweck seiner Flotte immer vorgegeben: sie soll nicht kämpfen, sondern Machtmittel der Verhandlung, der Weltkrieg soll für sie nur ein Intermezzo bedeuten. So rächt sich Tirpitz' Lüge, denn daß er nun mit seinen Truppen und Torpedos, seinen Kanonen und Panzerplatten endlich losgehen und zeigen will, was seine Waffe kann, das wird dem Soldaten niemand verübeln. Da steht er, versucht den Kaiser zu bewegen, gibt es am Ende auf und geht.

„Zufolge Nachrichten .. halte ich vorläufig defensives Verhalten der Hochseeflotte für geboten," befahl der Kaiser dem Admiral von Pohl am 5. Mobilmachungstage. Entsetzt wenden sich Pohl, Tirpitz, Ingenohl gegen diesen Befehl; aber neben dem Kaiser sitzt als Kabinettschef der Admiral von Müller, ein windiger Hofmann, Abstinenzler, Gesund-

beter, artistisch, weich, hierin ein anderer Eulenburg, und redet zur Vorsicht, ja zur Schonung. „Engländern gegenüber müssen die Kommandanten ruhiges Abwarten an den Tag legen. Kein Vorstoß, ehe ich es nicht befehle. W." Dies teilt Pohl am 30. August als Befehl des Kaisers mit, während es Moltke „für unmöglich" hält. Am 4. September: „Admiral von Tirpitz teilt mit, daß er S. M. nicht dazu zu bestimmen vermochte, von seinem Befehl Abstand zu nehmen, und daß der Flottenchef nur auf seinen Befehl zu entscheidendem Angriffe vorgehen dürfe." Zugleich schreibt Tirpitz: „Es ist der Kaiser, der Ingenohl bremst. Er will nichts mit der Flotte riskieren. Er will zurückhalten bis Winter, wenn nicht überhaupt . . Es ginge alles gut, wenn wir einen eisernen Kanzler und einen ‚alten Kaiser' hätten." So sprechen die Paladine.

Gegen seine Passivität im Kommando des Landkrieges, dessen Führer, Pläne und Lage er täglich sieht, setzt er den eigenen Trotz, Führer im Seekriege zu sein, dessen Basis er ferne bleibt, dessen täglich wechselnde Umstände durch keinen Vortrag, nur unvollkommen durch Depeschen ihm bekannt werden. So lähmt er die Aktion zur See aus der Ferne, während er aus der Nähe die Aktion zu Lande nicht zu beflügeln weiß. Für beides liegen die Gründe in den Stimmungen seiner Seele; die Folgen werden deutsches Schicksal.

„Ich werde nicht zwischen mich und meine Marine einen anderen setzen," sagte der Kaiser, und zu Müller: „Ich brauche keinen Oberkommandierenden, das kann ich selber machen." Mit diesen wiederholten Ablehnungen beweist er bis in den Wortlaut hinein, wie er die Flotte als seine Schöpfung, sein Reservat ansieht. Daß ihn die schmeichelnde Clique darin bestärkt, darf Tirpitz freilich beseufzen: „Für die Illusion, daß der Oberste Kriegsherr selber mit der Flotte operierte, waren Naturen am Platze, welche den Kaiser auch gern bei kleineren Unternehmungen bis in die Einzel-

heiten hinein um Weisung befragten." Mit dieser ängstlich gehüteten Kommandogewalt entscheidet er bald auch Lebensfragen des Kriegs und der Nation: Tirpitz' Antrag vom November 14, England durch U-Boote zu blockieren, lehnt der Kaiser ab hat aber vielleicht nach dem Kriege Admiral Scotts englische Berichte gelesen, damals hätte die Blockade „den Zusammenbruch Englands in kürzester Zeit herbeigeführt. Wir waren in Scapa-Flow keinen Tag sicher, ob wir am anderen Morgen noch erwachten."

Wie mußte die Stimmung in der Marine sinken, wenn Ingenohl im Dezember 14 vor einem feindlichen Geschwader, trotz günstiger Gefechtsbedingungen, abzudrehen und nach Wilhelmshaven zurückzukehren gezwungen wurde: „Der Eindruck", schreibt Admiral Scheer, „eine selten günstige Gelegenheit versäumt zu haben, blieb haften, die Wiederkehr einer solchen war schwerlich zu erwarten." Und Tirpitz sagt direkt: „Am 16. Dezember hatte Ingenohl das Schicksal Deutschlands in der Hand."

Als später am Skagerrak Admiral Scheer am zweiten Schlachttage wieder herauswollte und günstig stand, verbot der Kaiser jeden neuen Vorstoß. Wären die Stimmungen von Kaiser und Admiral umgekehrt gewesen, so hätte man diesen vor ein Kriegsgericht gestellt. Ja selbst als Falkenhayn, um diese Zeit bei Verdun durch englische Artillerie bedrängt, den U-Bootkrieg als Abwehr forderte, lehnte der Kaiser ihn ab. Damals nahm Tirpitz seinen Abschied. Ein paar Monate später wurde der U-Bootkrieg dennoch beschlossen: Bethmann blieb im Amte, statt zu gehen, Tirpitz aber, statt grade jetzt wiederzukommen, blieb draußen.

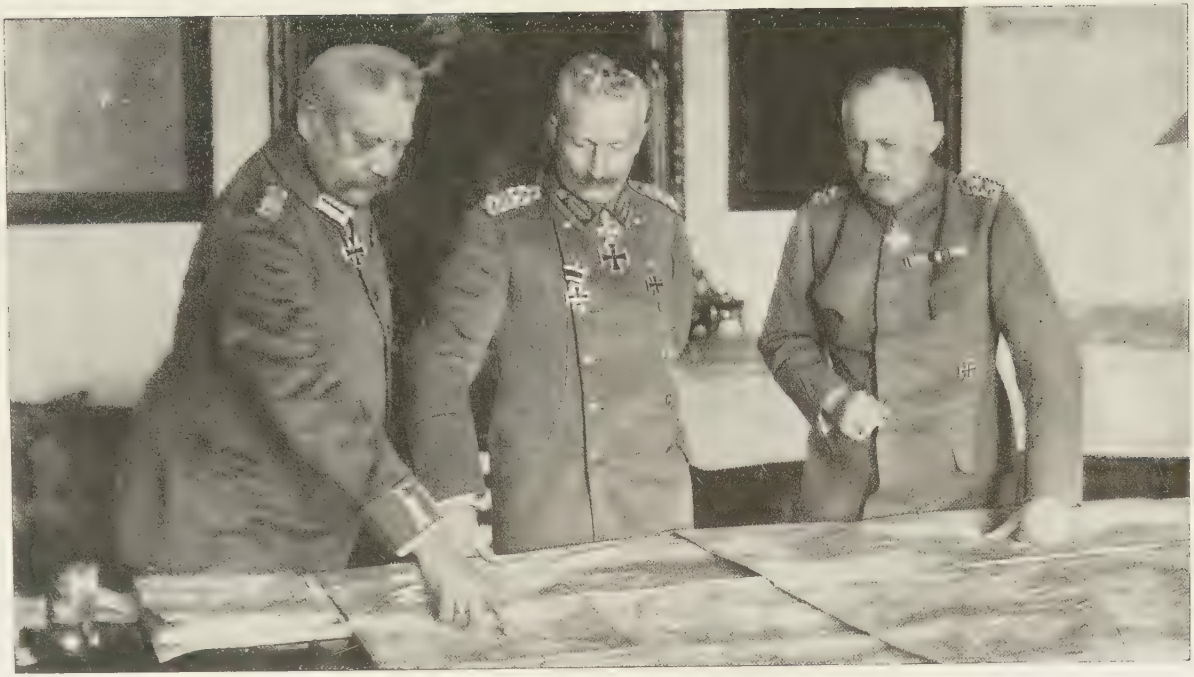
Mit diesen Chassez-Croisez seiner Berater schloß des Kaisers erste Kriegsepoche. In der zweiten hat er sich vollends entmachtet.

III

Die Heraufkunft Hindenburgs und Ludendorffs in der Mitte des Krieges setzte die politische Leitung des Reiches matt. Hätte der Kaiser im Sinne der Verfassung beide Gewalten in Personal-Union vereinigt, so war das Gleichgewicht der Kräfte stabiliert; da er, zum Reden, nicht zum Handeln fähig, dort ausfiel, wo es galt, bekämpften sich diese beiden, in jedem Krieg verfeindeten Kräfte, ohne von einem übergeordneten Willen versöhnt zu werden. Vom Thron, vor den jetzt Kanzler und Generale wie vor eine Gottheit traten, die letzte Entscheidungen treffen sollte, dröhnte das Schweigen nieder.

Wieder werden die Gründe auf dem Grunde dieser merkwürdigen Seele sichtbar. Furcht vor dem übermächtigen Gegner, die ihn seit der Einschließung, seit etwa 09 beherrschte, zugleich das Ausweichen vor Entscheidungen, ein dämmeriges Vorgefühl vor inneren Revolten nach äußeren Niederlagen erzeugten in ihm die Stimmung der Defensive. Da er aber ein Leben lang Aktivität mit offensivem Wesen gleichgesetzt und dadurch die Welt beunruhigt hat, vermag er in der Defensive nur passiv zu bleiben und tritt vom Handeln ganz zurück, wenn es Schonen und Warten bedeutet. So wird aus einer politisch richtigen Grundstimmung ein völliges Verlöschen, und die starken Männer haben leichtes Spiel.

Kanzler und Vizekanzler, Bethmann und Helfferich, die an der Hand von Bernstorffs schlagenden Berichten aus dem unbeschränkten U-Bootkrieg den Eintritt Amerikas und damit die Niederlage kommen sahen, traten dennoch dem Entschlusse bei, den die verzweifelten Generale erzwangen. Sie taten es mit der kläglichen Begründung aller gesinnungslos Ehrgeizigen, das Vaterland brauche ihre Dienste; weil sie niemand bat zu bleiben, auch nicht der Monarch, attestierten sie sich ihre Unentbehrlichkeit selber. In Pleß, am



Hindenburg, Kaiser, Ludendorff

10. Januar 17, lieferte der Kanzler die ganze politische Macht des Reiches zwei nicht verantwortlichen Generalen aus.

Von der Suprematie des Soldaten im Kriege war der Kaiser durchdrungen. Bismarck (2. Bd., 23. Kap.) hatte geschrieben: „Die Feststellung und Abgrenzung der Ziele, die durch den Krieg erreicht werden sollen, die Beratung des Monarchen in betreff derselben ist und bleibt während des Krieges, wie vor demselben, eine politische Aufgabe, und die Art ihrer Lösung kann nicht ohne Einfluß auf die Art der Kriegführung sein." Der Kaiser schrieb auf eine ähnliche Darlegung der „Frankfurter Zeitung" wütend: „Machwerk ist sofort von der Wilhelmstraße coram publico zu vernichten . . Politik hält im Kriege den Mund, bis Strategie ihr das Reden wieder gestattet!"

Jetzt aber, seit Ludendorff Heer und Reich regierte, begann der Kaiser unter der selbstgewählten Fessel zu leiden: der Mann, über dessen „Feldwebelgesicht" er sich vertraulich beschwerte, erschien ihm mehr und mehr als sein Dompteur, er war es auch; der Kaiser flüchtete sich unter die milderen Augen des Feldmarschalls, ohne dessen Abhängigkeit vom General zu verkennen. Rasch mußte unter solchem Druck der Rest seiner Autorität schwinden. „S. M. begnügten sich," schreibt vorsichtig Hindenburg, „bei Vorschlägen allermeist mit der Entgegennahme meiner Begründung. Ich erinnere mich keines Gegensatzes, der nicht schon während des Vortrages durch meinen Kriegsherrn ausgeglichen wurde", und der Kronprinz (Erinnerungen, 94) sagt noch deutlicher: „Im Kriege führte ihn die Selbstbescheidenheit fast bis zur völligen Ausschaltung seiner Person gegenüber den . . Maßnahmen des Chefs des Generalstabs."

Zugleich stieg immer mehr die Angst, Peinliches zu hören; so setzte er dem Grafen Czernin (Im Weltkriege, 75), der ihm im Hofzuge wichtige Dinge vortragen sollte, passive Resistenz

entgegen: „Er lud mich in den Speisewagen zum ersten Frühstück ein, und dort saßen wir in Gesellschaft von ungefähr zehn Herren, so daß keine Möglichkeit war, die sachliche Konversation zu beginnen. Das Frühstück war längst beendet, und der Kaiser erhob sich nicht. Ich mußte ihn mehrmals und das letztemal sehr ausdrücklich ersuchen, mir einen privaten Vortrag zu ermöglichen, bis er endlich aufstand, – dann aber noch einen Herrn des Auswärtigen Amtes beizog, wie um bei diesem Schutz gegen erwartete Vorstöße zu finden.“ In dieser Szene des Jahres 17 tritt der Zusammenbruch seines Nervensystems zutage, der dem Zusammenbruch seines politischen Systems vorausging.

Als sich's denn nicht mehr vermeiden ließ, daß der Monarch die Vertreter seines kämpfenden Volkes mit Augen sähe, lud man im Juli 17 die Parteiführer mit ihm zusammen. An diesem Abend sah Wilhelm der Zweite zum erstenmal im Leben einen sozialdemokratischen Abgeordneten; niemand, am wenigsten Ebert, hätte bei dieser Vorstellung geglaubt, er werde so bald sein Nachfolger sein. Bethmann war endlich beseitigt. Die Heeresleitung hatte durch Oberst Bauer, der es selbst beschreibt, im Augenblick der drohenden Demokratisierung den Kanzler gestürzt, Erzberger hatte zugleich die Mehrheit zu einem Frieden der Verständigung gefunden, aber einen „Frieden des Ausgleichs“, wie Ludendorff ihn formuliert wünschte, entschieden abgelehnt. Unter diesem Eindruck sollten sich Volk und Krone begegnen. Doch was geschah?

„Es ist sehr gut, sagte der Kaiser zu den versammelten Herren, daß der Reichstag einen Frieden des Ausgleichs wünscht! Das Wort Ausgleich ist ausgezeichnet . . Der Ausgleich besteht eben darin, daß wir den Feinden Geld, Rohstoffe, Baumwolle, Öl wegnehmen und aus ihrer Tasche in unsere fließen lassen. Das ist ein ganz famoses Wort.“ „Die

Zuhörer", schreibt Erzberger (Erinnerungen, 52), „sahen mit Schrecken, daß der Kaiser nicht nur nicht informiert war über das, was sie wollten, sondern sie fühlten sich durch diese Ausführungen sogar verhöhnt."

Hierauf entwickelte der Kaiser weiter seine Kriegsziele: „In zwei bis drei Monaten ist England erledigt .. Meine Offiziere melden mir, daß sie überhaupt kein feindliches Schiff auf hoher See mehr antreffen .. Die untere Donau muß später nach dem Schwarzen Meer abgeleitet werden, dann sitzt die Donau-Kommission auf dem Trockenen. Das ist die verdiente Strafe für Rumäniens Treubruch .. Am Schluß des Krieges wird eine große Verständigung mit Frankreich kommen, dann wird ganz Europa unter meiner Führung den eigentlichen Krieg gegen England beginnen, den Zweiten Punischen." Noch ein Witz über die Balkanvölker, und auf einen Sieg der Garde das Aperçu: „Wo die Garde auftritt, da gibt's keine Demokratie."

Damit schloß er lachend die Unterhaltung, deren Kosten er allein bezahlt hatte. „Das Entsetzen unter uns Abgeordneten", schreibt Erzberger, „steigerte sich . . Ergraute Abgeordnete, die vom parlamentarischen System bisher nichts wissen wollten, sprachen es an diesem Abend offen aus."

Während ihm jedes Organ und jeder Wille für die Volksvertreter fehlte, fühlte er sich doch auch den mächtigen Gegnern des Reichstages, den beiden Generalen in keinem Sinn verwandt, und stand, in heimlicher Trauer über den ihm abgezwungenen Sturz Bethmanns, nun völlig einsam zwischen den Gewalten. Den Grafen Bernstorff zu berufen, widerrieten ihm, da er geeignet war, seine Vertrauten, Bülow aber, den die Generale wollten, war auch jetzt noch, acht Jahre nach seinem Abgang, „der Hochverräter"; so machte der Kaiser, nach ausdrücklicher Genehmigung durch die Heeresleitung, irgendeinen Beamten

zum Kanzler und zwang nach dessen raschem Abgang dem alten Grafen Hertling die Nachfolge auf. „Die einzige Lösung", schreibt Schwerdfeger (S. 88), „hätte es bedeutet, wenn der Kaiser jetzt in den Vordergrund trat und die oberste Leitung in scharfer Zügelführung selbst übernahm; die Entwicklung der Dinge schrie gradezu nach einer derartig tatkräftigen Zusammenfassung der obersten Gewalt. Aber dazu fühlte sich der Monarch nicht imstande . . Er blieb im Hintergrunde, gewährte den Männern der Heeresleitung breitesten Spielraum und begab sich in steigendem Maße seines persönlichen Einflusses. . Nicht Schuld, sondern Schicksal ist es gewesen, daß das deutsche Volk bei seinem schwersten Waffengange nicht einen Mann an seiner Spitze fand, der die Eigenschaften Friedrichs des Großen besaß."

Anfang 18 beriet man, wie Oberst Bauer mitteilt, in der Operations-Abteilung bereits über die Verhaftung des Kaisers. Selbst Hindenburg, formell immer loyal, stellte in einer Eingabe vom 7. Januar schon dieses drohende Ultimatum: „E. M. hohes Recht ist es zu entscheiden, aber E. M. werden nicht befehlen, daß aufrichtige Männer, die E. M. und dem Vaterlande treu gedient haben, sich mit ihrer Autorität und ihrem Namen an Handlungen beteiligen, die sie aus innerster Überzeugung als schädlich für Krone und Reich erkannt haben . . E. M. bitte ich . . sich grundlegend zu entscheiden." Da es sich hier um den Frieden von Brest-Litowsk handelte, war seine Autorität in keinem Sinn gefährdet: ein Feldmarschall stellte die Kabinettsfrage um eines politischen Problems willen, das nur den Kanzler anging. In seiner Antwort nahm der Kaiser bei Konflikten zwischen Militär und Politik ausdrücklich die Entscheidung und damit nicht bloß staatsrechtlich, auch persönlich die ganze Verantwortung für die Ereignisse des letzten Kriegsjahres auf sich.

Trotzdem zwangen ihn zu gleicher Zeit die beiden Generale, seinen langjährigen Freund und Kabinettschef von heut auf

morgen zu entlassen, da er „ein freudiges und sicheres Arbeiten der Heeresleitung verhindert“ und durch Verständigungswillen das Ansehen der Krone in schwerste Gefahr gebracht habe. Seine ganze Willenlosigkeit zeigt der Kaiser in einem Marginale, das er in diesen Tagen neben einen Berliner Artikel schrieb: „Durch den bei uns herrschenden Zustand“, hieß es in diesem, „ist es aber gekommen, daß das Gleichgewicht der politischen und militärischen Kräfte sich verschiebt, und daß von dem an sich natürlichen Übergewicht des Auswärtigen Amtes in politischen Fragen kaum noch die Rede sein kann.“ Daneben schrieb der Kaiser: „Weil von beiden Seiten der Kaiser ignoriert wird!“

Mit abertausend Befehlen und Drohungen, mit Worten des Spottes, des Grimms und cäsarischem Willen hatte er dreißig Jahre lang Akten und Ausschnitte bedeckt, immer fordernd, treibend, stechend, und nun, welch ein Zusammenbruch in acht Worten! War das nicht schon die Abdankung? Er, der im Mittelpunkte seines Volkes, Europas stand, gescholten viel, doch mehr gepriesen, er, der den Erdkreis zu beunruhigen nicht müde geworden, der „Regis Voluntas“ geschrieben, „Hier gibt es nur Einen Herrn, und der bin Ich!“ gerufen, ohne den keine große Entscheidung in der Welt mehr fallen, vor dem der russische Minister strammstehen sollte, er, Wilhelm der Zweite, ignoriert? Ausgeschaltet von seinen Ministern und seinen Generalen, zur Entlassung seiner nächsten Vertrauten gezwungen, zur Dekoration erniedrigt, der nur noch Dekorationen verteilt?

So war's. Als die große Märzschlacht im Westen noch unentschieden war, in der Übereilung seiner Langenweile verlieh der Monarch an Hindenburg das Eiserne Kreuz mit Goldenen Strahlen, das nur einmal, und zwar für Blücher gestiftet, zum Dank für den Sieg bei Belle-Alliance ihm überreicht worden war, als er Napoleon nach zwanzigjähriger Herrschaft stürzen half. Drei Tage später war der deutsche

Sturm abgeschlagen. Doch erst, nachdem man neue Tausende geopfert, erst nach dem letzten Rückschlag am 8. August erkannte der Kaiser die Lage. „Ich sehe ein," sagte er nach Ludendorffs Vortrag (Niemann, Kaiser und Revolution, 43), „wir müssen die Bilanz ziehen . . Der Krieg muß beendet werden . . Ich erwarte die Herren also in den nächsten Tagen in Spa."

In der Sitzung vom 14. August in Spa, an der auch Kronprinz, Kanzler und der neue Staatssekretär Hintze teilnahmen und in der man dieselben Schritte für nötig erklärte, um deren Forderung willen Kühlmann ein paar Wochen zuvor von der Heeresleitung gestürzt war, sagte der Kaiser (Weißbuch, Vorgeschichte des Waffenstillstandes): „Im Innern herrscht nicht genug Ordnung. . . Ferner fehlt besserer Ersatz aus der Heimat . . Eine Propaganda-Kommission zur Schwächung der Siegeszuversicht des Feindes ist zu bilden, zur Hebung der Zuversicht des deutschen Volkes. Von angesehenen Privatpersonen, wie Ballin, aber auch von Staatsmännern sollten flammende Reden gehalten werden. In diese Kommission sind Männer von entsprechenden Fähigkeiten zu berufen, nicht Beamte."

Jetzt, da es galt, da der König eines mit Todesmut kämpfenden Volkes seine Rednergabe durch alle seine Städte von Markt zu Markt hätte tragen sollen, um mit denselben Worten zu entflammen, mit denen er bisher die Friedenszeiten beunruhigt hatte, jetzt und überdies vier Jahre zu spät ist plötzlich von Kommissionen die Rede, die wie Kräne die gesunkene Zuversicht wieder heben sollen. Die „begeisterte Sprache", die er Anno 90 von Bismarck für seine Erlasse gefordert hatte, statt sie zu sprechen, wird jetzt als flammende Rede einigen Unbekannten befohlen, die man bis heut verachtet hatte.

Immerhin beginnt mit dieser Rede die „neue Ära". Zwar, mit den üblichen Forderungen nach Staatsgewalt

gegen die Untertanen, nach Heranführung besserer Blutopfer begann der Kaiser auch diesmal; dann aber fordert er Privatpersonen auf, anstatt Beamte, statt von Titeln oder Ahnen ist hier das erstemal von Fähigkeiten die Rede. Ist es verächtlich oder ergreifend, einen haltlos irrenden Geist an der Schwelle einer neuen Epoche, jetzt, als er schon die großen Tore knarren hört, sich auf geschmeidige Art den Eintritt erzwingen zu sehn? Am Ende gleicht dieser Antidemokrat einem Geizigen, der vor dem Sterben noch mit kleinen Gaben den Himmel zu erobern trachtet.

Was tut ein Kriegsherr, wenn er das Ende kommen sieht? Rasch verläßt er das Hauptquartier, geht, während Tag und Nacht die schwersten Entscheidungen zu treffen sind, nach Wilhelmshöhe; dort empfängt er Ballin. Als niemand sich mehr zu helfen weiß, schicken sie den klugen Juden vor; vielleicht sagt er's dem Kaiser. Dieser hing an ihm seit langem und hatte früher seinen entschiedenen Antisemitismus damit besänftigt, daß er einem Herrn seines Hofes (der es selber erzählt) auf den Einwand: „Aber Ballin –!" mit den Worten abschlug: „Ballin Jude? Keine Rede! Ballin ist Christ!"

Heut aber, anstatt sich wie früher vertraulich auszusprechen, sieht dieser mit Befremden sein Kommen als „Vortrag" bezeichnet, damit der neue Kabinettschef dabei sein und aufpassen kann. Denn noch immer maskieren diese Schranzen das Blickfeld ihres Herrn mit papiernen Rosenketten. „Es war unendlich schwer," schreibt Niemann im Eulenburgschen Stile, „dem Kaiser ein wahres Bild der Lage zu geben, ohne sein seelisches Gleichgewicht aus dem Gleis zu bringen", und als Ballin zur Vermittlung durch Wilson rät, greift „Herr von Berg geschickt ein und erklärte mir, als der Kaiser gegangen war, man dürfe ihn nicht zu pessimistisch machen .. Der Kaiser sprach vom Zweiten Punischen Krieg .. Ich fand ihn sehr mißorientiert und in ge-

hobener Stimmung, die er gern in Gegenwart eines Dritten zeigt . . Alles wird dem armen Monarchen so serviert, daß er das Katastrophale gar nicht merkt."

Eine ganze Nation ist aus dem Gleichgewicht gebracht und hat Gründe, pessimistisch zu fühlen; aber ihr Kaiser braucht Sonne, auch jetzt noch, nachdem sie längst untergegangen, vor dem Grollen der Kanonen muß er behütet, er darf nicht um sein Gleichgewicht gebracht, mit Wahrheiten beunruhigt werden, und als der unabhängige Privatmann kommt, der Fähigkeit und auch Vertrauen besitzt und zum schleunigen Abschluß drängen will, da greift geschickt der Hofmann ein und läßt seinen König wieder vom Zweiten Punischen Kriege reden, auf den er seit vier Jahren setzt. Vielleicht hat er recht, denn als am 2. September englische Tankangriffe gefährliche Folgen naherücken, erschüttert den Kaiser die Nachricht so sehr, daß er „nicht unbedenklich" erkrankt, und die Seinen fürchten, es könne „der Erregungs- und Erschöpfungszustand zum seelischen und körperlichen Zusammenbruch führen". Alles wie anno Eulenburg, nur weniger wichtig, weil inzwischen der Erregungs- und Erschöpfungszustand von 60 Millionen diese Unschuldigen längst zum Zusammenbruch geführt hat.

Während an der Front ein Volk mit sagenhafter Hingabe den letzten Kampf kämpft, sitzt sein Kaiser im schönen Hinterlande, wo nach Bericht seines Adjutanten (Niemann, 65), „alle Beteiligten ihr Bestes taten, um die Gedanken des Monarchen von den schweren Sorgen des Tages abzulenken und einen Meinungsaustausch über bedeutungsvolle Fragen der Kunst, der Wissenschaft oder Technik in Gang zu bringen. Griff der Kaiser ein solches Thema auf und gelang es, wie das nicht selten geschah, ihm Impulse zu geben, aus dem schier unerschöpflichen Born eigenen Erlebens zu schöpfen, dann verrannen die langen Stunden wie im Fluge und wurden zu einer wirklichen Erholung."

So geht es am Ende, wie seit dreißig Jahren, er redet wieder „unter einer traulichen Stehlampe". Damals in Wilhelmshöhe schien ihm der Augenblick gekommen, einen deutschen Prinzen, seinen Schwager, als König von Finnland kandidieren zu lassen. Erst nach dreiwochenlangen Ferien, auf dringenden Ruf kehrt der Kaiser ins Hauptquartier zurück.

Auf der Reise dorthin, am 9. September, hält er in Essen eine Rede, wie er sie nie gehalten: er spricht zu den Kruppschen Arbeitern. Da stehen sie im Kreis um ihn, 1500 Mann in einer Halle, die Feinde seiner langen Königsbahn, sie, die er heftiger haßte als sie ihn, weil er sie fürchten mußte, sie nicht ihn. Da steht der feldgraue Kaiser vor ihnen, leicht verwundbar, doch noch unverwundet, nun spricht er vom deutschen Volke. Stickige Luft ringsum, kein Thron, ein Rednerpult, wie für einen Demagogen. Er spricht eine halbe Stunde. Wird er, ein neuer Koriolan, ihre Stimmen fangen?

„Meine lieben Freunde von den Kruppschen Werken!" (Freunde? denken die Arbeiter, seit wann denn Freunde?) „Meine Freunde: wer haßt? Der Germane kennt keinen Haß. Der Haß zeigt sich nur bei den Völkern, die sich unterlegen fühlen. Wer den Charakter der Angelsachsen kennt, weiß, wie zäh sie sind." (Germanen? Was für Sachen? denken die Arbeiter.) „Voriges Jahr habe ich gesagt: Kinder, seid euch darüber klar, das ist kein Krieg wie früher, das ist ein langwieriger Kampf ums Leben!" (Weihnachten sind wir zu Hause: hat er das nicht vor vier Jahren versprochen? denken die Arbeiter. Jetzt will er alles vorher gewußt haben.) „Ihr habt gelesen, was kürzlich in Moskau passiert ist: die parlamentarischen Engländer haben die ultra-demokratische Regierung, die sich das russische Volk jetzt zu formulieren begonnen hat, zu stürzen gesucht, weil diese Regierung, in Wahrung der Interessen ihres Vaterlandes, dem Volk den Frieden erhalten möchte, nach dem es schreit, der Angelsachse aber noch keinen Frieden will." (Seit wann ist denn

Wilhelm für die Kommunisten begeistert? denken die Arbeiter und schmunzeln.)

„Weil es jetzt ums Ganze geht und unsere Feinde den größten Respekt vor dem deutschen Heere haben, deshalb versuchen sie's mit Zersetzung im Innern, um uns mürbe zu machen durch Gerücht und Flaumacherei." (Zersetzung im Innern? grollen die Arbeiter. Das geht ja gegen uns!) „Jeder, der auf solche Gerüchte hört, der ist ein Verräter und herber Strafe verfallen, ganz gleich, ob er Graf ist oder Arbeiter.. Jeder von uns bekommt von außen seine Aufgabe zugeteilt, du mit deinem Hammer, du an deiner Drehbank und ich auf meinem Thron!" (Na na, denken die Arbeiter und lächeln.) „Jetzt haben wir Frieden mit Rußland und Rumänien, Serbien und Montenegro sind erledigt; nur im Westen kämpfen wir noch, und da sollte der liebe Gott uns im letzten Augenblicke verlassen?.. Gott helfe uns, und nun lebt wohl, Leute!"

Dumpfe Stille. Eine halbe Stunde dauerte die Rede, aber sie erzeugt nur Groll, Kritik und heimliches Gelächter. Des Redners Adjutant und Anbeter, Niemann, schreibt als Zeuge (S. 80): „Der innere Kontakt, den der Beginn der Ansprache hergestellt hatte, ging mehr und mehr verloren. Die Mienen erstarrten, und je mehr der Kaiser sich steigerte, um so offenkundiger wurde die Ablehnung . . Wir hatten alle das Gefühl, daß der Wurf mißlungen war." Ein einziges Mal hing etwas an seiner Rede, und dieses eine Mal versagte der Mann. Warum? Wilhelm der Zweite lebt ferne seinem Volke. Die Arbeiter spüren die Kälte seines Herzens, er spürt den Groll der ihrigen kaum.

Unruhe treibt ihn schon nach ein paar Tagen wieder aus dem Hauptquartier, Besichtigungen, Orden, Colmar, Kiel, Ostsee. Plötzlich kommt die Meldung von Bulgariens Abfall. Rückkehr ins Hauptquartier.

Spa, 29. September. Seit der letzten politischen Sitzung in diesem Zimmer sind sechs volle Wochen vergangen, sie sind, trotz des Kaisers Erkenntnis, daß man am Ende sei, verschleudert worden, ihr Wert ist nicht mehr einzubringen. Nachdem man vier Jahre lang auf allen Seiten die Zeit verschwendet, mußte man sie am Schlusse sparsam hüten, wo jeder Tag zählt, wie am Beginn. Denn wie mit jedem Tage dieser sechs Wochen Zahl und Wucht der jungen Truppen Amerikas wuchs, die an die Festung klopften, so schwand mit jedem Tage die Hoffnung, den Gegner durch ein noch stehendes Heer zu täuschen, und wie der Ansturm zunahm, mußte zugleich der Geist in der Festung schwinden. Der gänzlich ausgehöhlte Körper dieser Nation bedurfte keiner Stöße von innen, er fiel von selber zusammen.

Zu spät wie immer, doch mit verborgenem Zittern blickt der Kaiser auf die höfisch klausulierten ersten Berichte von Unruhen an der Front. Was sonst seit einem Jahre draußen an langsam steigendem Widerstande nutzlos geopferter Menschen sich zugtragen, wußte er nicht; von der Revolte im Januar 18 hatte er nur wenig gehört. Jetzt erfuhr er von seinen Generalen nur, daß irgendwo verbrauchte Truppen die nachrückenden mit dem Rufe Streikbrecher! empfangen hatten: ein paar Meldungen genügten, um seine Seele mit einem Schrecken zu verdunkeln, den ihm eine drohend gepanzerte Welt bisher nicht eingejagt hatte.

Von jetzt ab, die letzten sechs Wochen lang, ist sein Blick nur noch auf Land und Untertanen gerichtet, nicht mehr auf Front und Feind. Der Sturz des Zaren hatte seinem Weltbild, seinem Glauben selbst einen Stoß versetzt, er wußte ihn im Innern nur gegen diese französische Republik zu parieren, mit der sich trotz seiner jahrelangen Warnungen der Vetter eingelassen. Das alles war in Deutschland unmöglich! Hatte er sich nicht eben noch bei Krupp den Arbeitern verbrüdert? Ein paar hundert mißleiteter Individuen konnten

über Millionen königstreuer Untertanen nun und nimmer die Oberhand gewinnen! So mußte der Kaiser fühlen, der in diesen vier Jahren weder den Geist der Truppe noch den der Heimat, der überall nur den offiziellen Ersatz kennenlernen durfte und dessen egozentrisches Wesen sich in das Fühlen Anderer nie versenken konnte.

Und doch, sehr ferne hört er's dröhnen. Nun galt es vorzubeugen. Die Sitzung am Vormittage dieses 29. beginnt mit der Forderung beider Generale, Waffenstillstand und Frieden gleichzeitig und zwar sofort vom Feinde zu erbitten, „jede Stunde Verzug bedeutet Gefahr". Dieser Entschluß, nur durch die Lage an der Front, weder durch Bulgarien noch durch innere Unruhen bedingt, dieser Schlag der morgen oder übermorgen auf die Nation niederstürzen soll, kommt heute den Ministern, er kommt dem Kaiser selbst „völlig überraschend", wie der Kronprinz bezeugt. Aber er schreckt ihn nicht. Nur ins Innere seines Reiches bohrt sich sein Auge, darum fordert er den Staatssekretär des Äußern auf, die innere Lage zu schildern (Hintzes Bericht vor dem Untersuchungsausschuß, S. 409f.).

Hintze, erst seit zwei Monaten in Deutschland, verweist auf den Vortrag des heut erwarteten Kanzlers. Der Kaiser beharrt auf seinem Befehl, denn dies allein, die Frage nach der Revolte bewegt ihn. Jetzt trägt Hintze vor, was er weiß, rät „die drohende Revolution zu kanalisieren", der eine Weg dahin sei Diktatur. „Diktatur ist Unsinn!" ruft der Kaiser dazwischen. Darauf verweist Hintze auf den zweiten Weg rascher Demokratisierung, um dem Volke die Verantwortung für einen bösen Frieden mit aufzuerlegen, den es nicht verschuldet hatte. „S. M. hörten den Vortrag in beherrschter Bewegung, in königlicher Würde an und erklärten sich mit dem entwickelten Programm einverstanden."

Logische Haltung: am Ende seiner Bahn zerbricht der

geschlagene König den Grundbegriff seines Ranges und Wirkens, verzichtet auf die Diktatur, die er immer zu haschen suchte, im Augenblick der ersten, echten Möglichkeit und läßt an die Regierung Männer, deren Anspruch er immer verachtet hatte, leibhaftige Sozialisten: alles aus Furcht vor den Massen, die es nun doch zu wagen scheinen, sich zu rühren. Ein halbes Jahrhundert zurück: da stand in ähnlicher Lage sein Großvater, doch was folgerte er? „Ich nehme meinen Abschied und abdiziere", sagte er zu Herrn von Bismarck-Schönhausen, es war September, wie jetzt, und im Babelsberger Parke wurden die Blätter gelb, wie hier in Spa. Auch dieser wollte nicht kämpfen, aber er wollte gehn, und hatte doch keinen Krieg hinter sich und hatte die Macht kaum zwei Jahre genossen, auf die er dreißig Jahre warten mußte. Der Enkel, der dreißig Jahre lang mit hundert Prozent seines Wesens regiert und schließlich den Weltkrieg verloren hatte, dachte in seiner Schwäche nur an einen Rückzug Schritt für Schritt; von Schwertern und Kanonen umgeben, ließ er sich zum todesmutigen Ritte doch nicht locken, wie ihn Bismarck damals dem Großvater abgewann; es war auch niemand da, der ihm aus umbuschten Augen Blitze zuwarf.

Schritt für Schritt nach rückwärts, das war sein Programm. Als nachmittags Hertling, Berg und Rödern kommen, doch an der Beratung über das Schicksal des Reiches der Staatssekretär des Äußern nicht teilnimmt, da ihn „niemand aufforderte, gleichfalls hineinzugehen" (Hintze, S. 410), beruhigen sie ihn wieder, legen ihm aber einen auf morgen datierten Erlaß vor, in dem es heißt: „Ich wünsche, daß das deutsche Volk wirksamer als bisher an der Bestimmung der Geschicke des Vaterlandes mitarbeite. Es ist daher Mein Wille, daß Männer, die von dem Vertrauen des Volkes getragen sind, in weiterem Umfange teilnehmen an den Rechten und Pflichten der Regierung." Zwei Jahre

vorher herausgegeben, hätte dies Dokument den Krieg leidlich liquidieren, die Dynastie retten können. Doch auch heut scheint es dem Kaiser noch verfrüht, denn nach anderthalb Stunden läßt er den wartenden Staatssekretär rufen, sichtlich erleichtert:

„Die Sache mit der Revolution ist gar nicht so schlimm, sagt mir der Kanzler. Mit der neuen Regierung und mit dem Frieden können wir also warten! Wir werden uns erst mal ruhig vierzehn Tage in Spa hinsetzen und die Sache überlegen.“

Hintze, erschrocken, erinnert an die Forderung der beiden Heerführer nach sofortigem Waffenstillstand, an ihre Sorge vor plötzlichem Niederbruch. „S. M. hörten mich ruhig an, schienen aber eine Entscheidung nicht recht treffen zu wollen und wandten sich zur Tür. Auf dem Tisch lag der von der Reichskanzlei entworfene Allerhöchste Erlaß vom 30. Ich folgte S. M. zur Tür und wiederholte, daß die Bildung einer neuen Regierung Vorbedingung für das Waffenstillstands- und Friedensangebot wäre. Der Kaiser wandte sich um, trat an den Tisch und unterzeichnete den Erlaß.“

So wurde zwischen Tür und Angel die deutsche Demokratie vom Kaiser gegründet. In keiner Szene seines Lebens wird sein Wesen derart transparent. Vier Jahre hat ein Krieg gewütet, heut haben ihn die zähen Führer zum erstenmal verloren genannt und von der Reichsleitung Waffenruhe gefordert, die keinen Tag Verzögerung ertrage. Vier Jahre haben die Untertanen, in Preußen und in Deutschland, nach Rechten zur Mitbestimmung gerufen. Vier Jahre lang hat man's verweigert. Heut soll das Volk zur Mitregierung zugelassen werden, nicht weil es reif, nur weil die herrschende Klasse bankrott ist und allen Grund hat zu glauben, durch ein demokratisches Deutschland mehr zu erreichen als durch die Generale, die bis heut auch die Politik kommandierten. Ein neues Kabinett mit Sozialisten ist also Bedingung einer

erfolgreichen Friedensbitte. Ein Volk in Waffen mußte kämpfen, stehen oder fallen, um am furchtbaren Ende einen Zipfel des Purpurmantels zu erhaschen, der die Macht in diesem Staate bedeutet. Der Mann im Purpurmantel mußte bewilligen, was er durch dreißig Jahre verweigert hatte. Wie tut er dies?

„Die Sache mit der Revolution ist nicht so schlimm, mit der neuen Regierung können wir warten, das Ganze zunächst vierzehn Tage überlegen." Ist er entschlüpft? Dort ist ja die Tür, wer will ihn zwingen, den Akt zu unterzeichnen, auch ist es nach den endlosen Sitzungen schon bald sieben, und man ist noch nicht umgekleidet. Der Staatssekretär vertritt ihm den Weg, höfisch zwar, doch er läßt ihn nicht aus dem Zimmer. Er mahnt noch einmal, ja, er beschwört die angstvollen Worte der Heerführer von heut mittag herauf, die dem Monarchen wohl entfallen scheinen. Was tun? Eine Zwangslage – und vielleicht bannt man die Gefahr von innen, wenn man die Kerls an die Krippe läßt, denn das allein ist ihr Bestreben.

So dreht er sich um und unterschreibt das neue Deutschland noch rasch vor dem Souper.

IX. KAPITEL

EXIT

Fünf Erdteile forderten den Abgang eines einzigen Mannes. Ein Krieg, der fälschlich als sein Wille galt, konnte auch dem ruhigsten unter den Siegern nur nach dem Opfer dieses Staatshauptes beendbar erscheinen, das große Volk im Mittelpunkte des Kampfes von seinem loyalsten Feinde Gerechtigkeit nur erwarten, wenn es sich von dem Manne trennte, der dreißig Jahre lang Europa durch Worte beunruhigt hatte. Ein System, als dessen Erfinder und Herr er galt, ohne ihm auch nur als Erbe gewachsen zu sein, sollte enden: das forderten die besten Köpfe draußen und drinnen, Volksgenossen, Verbündete, Neutrale, Feinde, alles vereinigte die Stimmen zum Chore: Der Mann muß fort! Auch jene Staatsmänner, die die Vielfalt der Kriegsursachen, ihren eigenen Anteil und auch die Schuldigsten mit Namen kannten, konnten vor der Welt Iswolski so wenig wie den Grafen Berchthold oder Herrn Nicholson nominieren: Der Mann auf der Straße hätte das nirgends verstanden. Den Kaiser wollte man entmachtet sehn, weil er es war, der mit klirrenden Worten einst durch Europa zog.

Niemand begehrte sein Haupt, man wollte nicht einmal seine Krone. Niemand forderte vom besiegten Deutschland die Republik, da mehrere Könige seine Feinde waren; nicht einmal die eigenen Sozialisten. Man wollte nur, daß er die Krone einem andern, vielleicht einem Verwandten gäbe, und grade die königstreuesten deutschen Männer waren es, die dies, in Sorge um ihre Dynastie, am innigsten wünschten.

Max von Baden

Im Innern des Landes war wenig Haß gegen den Kaiser, er wäre, neben Ludendorff auf irgend welcher Straße schutzlos wandernd, auch jetzt noch in kleinerer Gefahr gewesen als sein General. Wie hätte auch ein Volk, das seinen Herrn durch dreißig Jahre verkannt und darum ertragen hatte, ihm Schuld an einem Kriege gegeben, den er nicht als Raubzug vom Zaune gebrochen, nie gewünscht, mehrmals verhindert und nur durch das jahrzehntelange Wirken seiner Natur den kriegerischen Führern in allen Ländern Europas erleichtert hatte! Im Herbst 18 kannten die Deutschen als Nation von ihrem Kaiser noch immer nur die Schale.

Vernunft, nicht Leidenschaft war es daher, die einen Teil der Nation zum Ruf nach Abdankung trieb, und der Gedanke eines Opfers, eines Martyriums für das Volk schmeichelte dabei dem ins Tragische verliebten Geiste der Deutschen. Auch war es nicht mehr schwer zu erlangen, zwei seiner Freunde, Ballin und Max von Baden, bestätigen es: er wäre im Grunde froh gewesen, die üblen Zeiten, die nun folgen mußten, nicht mehr zu verantworten.

Nach jener Glosse auf dem Zeitungsblatt vom Januar, nach seiner völligen Ausschaltung in den letzten zwei Jahren war es, trotz seiner früheren Autokratie, jetzt, da er Sechzig war und dreißig Jahre regiert hatte, psychologisch sogar das Wahrscheinliche, daß gerade er eine verlorene Sache mit großer Königsgeste vor der Welt verließ.

Mit dunklen Gedanken übernahm Prinz Max von Baden, einer der letzten Ritter, plötzlich herbeigezwungen, das furchtbare Amt. Als Freund und Vetter des Kaisers mußte er damit rechnen, ihn zu einem Rücktritt zu bewegen, für dessen Inszenierung gerade ihm alles verfügbar war. Der Prinz riskierte alles, denn er war Fürstensohn, Thronfolger und General, und sprang er in die Bresche, um einen leidlichen Frieden zu erbetteln, so konnte er nur auf die Wirkung einiger Reden hoffen, in denen er sich moderner als

seine Kollegen geäußert. Zum erstenmal nach hundertfältiger Phrase machte dieser Prinz das Wort vom Opfer für das Vaterland, gerade weil er es nicht sprach, beim Antritte des vielbegehrten Amtes wahr. Dicht vor dem Untergang der deutschen regierenden Häuser bewies er vor der Geschichte, daß es noch wenigstens einen Fürsten gab, der rasch ans Steuer eines untergehenden Schiffes sprang, um wenigstens das Wrack in den Hafen zu retten. Im Vorgefühl des großen Undanks stellte sich dieser Zähringer noch einmal vor das preußische Königtum. Es war die Rolle Mirabeaus.

Erst hat er drei Tage lang die Forderung der Generale nach gleichzeitigem Frieden und Waffenstillstand, dann hat er fünf Wochen lang ihren verderblichen Einfluß auf den Kaiser bekämpft. Mit richtigem Blick erkannte er die letzten Möglichkeiten, des Kaisers Person gegen einen leidlichen Frieden, zugleich aber gegen die Dynastie einzutauschen. Leider verhinderte ihn die Loyalität, dies seinem Vetter sofort ins Gesicht zu sagen, obwohl es ihm die Mitarbeiter rieten; wäre Prinz Max innerlich noch unabhängiger gewesen, hätte er auch das Gefühl der Tradition im Dienste der Tradition überwunden, so hätte er, wie alle Akteure dieser Wochen bezeugen, den Kaiser zur Abdankung gebracht.

Der wollte zuerst weniger kämpfen als der Kanzler. Als am 2. Oktober der zurückgekehrte Kaiser neben Hindenburg (ohne Ludendorff) im Kanzlerhause saß und die dringliche Vorstellung seines Vetters hörte, um keinen Preis den überstürzten Waffenstillstand zu fordern, bevor eine Reichstagsrede den Friedenswillen politisch vor der Welt vorbereitet hätte, verkannte er vollkommen die Wirkung eines plötzlichen drahtlichen Hilferufes an Wilson und entschied damit sein eigenes Schicksal. „Mit aller Bestimmtheit erklärte er (S.,298), daß man in dieser Frage der Obersten Heeres-

leitung keine Schwierigkeiten machen dürfe. Damit übernahm er als Kriegsherr in dieser entscheidenden Frage die volle persönliche Verantwortung für die Absendung des Waffenstillstands-Angebotes."

Trotzdem kämpfte der neue Kanzler weiter und wagte es anderen Tags, als der erste zivile Beamte, dem Feldmarschall mit fünf scharf gestellten Fragen entgegenzutreten und dessen Antworten ausdrücklich auf die militärische Lage zu beschränken; Hindenburg blieb bei der Forderung sofortigen Waffenstillstandes. Am 3. übernahm der Prinz im Reichstag sogar die fromme Lüge, der Welt zu sagen, die Front sei ungebrochen, so daß er im Volke das Odium auf sich nahm, nach eigenen friedlicheren Anschauungen, nicht nach Kriegsnotwendigkeiten zu verfahren. Während er in diesen Oktoberwochen gegen die Generale, die Sozialisten und gegen Wilson zu kämpfen hatte, war ihm zugleich die Aufgabe zugefallen, den Kaiser zur Abdankung zu bewegen. Er durfte glauben, diesen labilen Charakter in seiner gegenwärtigen Depression zu bezwingen, und hatte schon die Rede entworfen, mit der er im Reichstag für das historische Opfer des Kaisers dem Volke die Stichworte reichen wollte.

Denn Wilson schrieb: „Wenn mit den militärischen Herren und monarchischen Autokraten Deutschlands jetzt verhandelt werden soll, so werden wir später mit ihnen auch bei der Regelung der internationalen Verpflichtungen des Deutschen Reiches zu tun haben. Dann kann Deutschland über keine Friedensbedingungen verhandeln, sondern muß sich ergeben. Diese wesentlichen Dinge können nicht unausgesprochen bleiben" (23. Oktober). Kapitulation oder Verhandlung, das sollten die Deutschen daraus erkennen, hing also an des Kaisers Person; das war schon nach Wilsons erster Note vom 14. und durch vertrauliche Mitteilung aus allen Hauptstädten der deutschen Regierung bekannt, und nur die Oberste Heeresleitung erklärte empört, um ihre Offiziers-

ehre weiterkämpfen zu wollen, obwohl sie schon im September 17 die gleichen Bedingungen aus England und Amerika erfahren hatte (Kommentare zum Waffenstillstand Nr. 76c und 86c).

Aus Brüssel riet der deutsche Gesandte zur sofortigen Abdankung, sonst mache man gegen Wilson das Spiel der Franzosen und Engländer, die in Deutschland eindringen wollten; dasselbe drahtete der Gesandte aus Bern und stützte sich dabei sogar auf Forderungen aus dem Bundesrat. Prinz Max und die Seinen wollten, der abgehende Kaiser sollte seinen Enkel der Treue des Volkes und der Armee, der Obhut des Feldmarschalls und im übrigen Gott empfehlen, um so die Sozialisten bei der Regierung zu halten, den Spartakisten aber ihr stärkstes Argument zu nehmen. Mit jedem Tage wurden die Depeschen der deutschen Vertreter aus dem Auslande dringender: Man gefährde Wilsons Stellung gegen die Chauvinisten im eigenen Land und in Europa, wenn man nicht rasch handle, so meldete der Gesandte aus Bern, der Stimmen aller Länder hörte. Am 25. drahtete der preußische Gesandte aus München das nämliche.

Aber der Kaiser, dem sein Abgang mit drohender Verantwortung vielleicht zu suggerieren war, mußte nach seiner Natur jeden Zwang von außen als Schlag empfinden und wurde durch Wilsons erste Note genau so störrisch wie zehn Jahre vorher, als man ihm den Wunsch der Konservativen nach Rücktritt nahelegte: „Sehn Sie!“ rief er wütend dem Adjutanten Niemann zu. „Das zielt geradeswegs auf den Sturz meines Hauses, auf die Beseitigung der Monarchie!“ Bei der zweiten Note löste sich nach Niemanns Bericht „die Empörung des Kaiserpaares allmählich in namenloser Verachtung“. Solf, der neue Staatssekretär, sagte dem Kaiser, als dieser Schutz gegen die Presse forderte, von der Abdankung sprächen die besten Kreise längst ungeniert, und wenn der Kaiser an die Novembertage vor zehn Jahren

dachte, so mußte er sich erinnern, wie er damals auf einen weit leiseren und ganz internen Ruf hin abdanken wollte. Keineswegs war, wie er in seinen Erinnerungen erzählt, „durch das Aufrollen der Abdankungsfrage das Tischtuch mit dem Kabinett zerschnitten" worden; die alte Freundschaft mit dem Kanzler, der freilich persönlich schwieg, erleichterte vielmehr den amtlichen Verkehr.

Als der nach allen Seiten entmachtete Kaiser in diesen Wochen im Neuen Palais saß, war, nach dem Zeugnis eines Hauptakteurs, nur ein entschiedenes Gefühl in ihm: Langeweile. Politica ließ er links liegen, mit den neuen Ministern sprach er beim Empfang über ihre Heimatstädte und ihre Söhne an der Front. Nur seinem ersten sozialistischen Minister hatte er beim Antritt erklärt: „Auch mit Herrn Ebert würde ich gern zusammenarbeiten .. Ich habe gar nichts gegen die Sozialdemokratie, nur der Name, wissen Sie, der Name müßte geändert werden." Schritt vor Schritt, auf Kosten jeder Würde: das war sein Weg.

Aber eben diese steigende Verständigung mit den Bürgern, diese Ermattung war es gerade, die die Generale veranlaßte, ihn zu entführen.

Denn eine Art Entführung war es, als der Kaiser mit seinen Generaladjutanten am 29. Oktober Berlin verließ. Den heimlich vorbereiteten Entschluß erfuhr der Kanzler erst abends um 6, erbot sich, obwohl krank zu Bette liegend, sofort nach Potsdam zu kommen, entsandte Solf zum Hausminister, zum Prinzen August Wilhelm, zu Delbrück, dem neuen Chef des Zivilkabinetts, die alle Drei sich hinter Ressorts und anderen Gründen versteckten, um nicht zu handeln. Hier hat der Kanzler seine Abstammung mit einem schweren Fehler bezahlt: jetzt war der Augenblick, den Kaiser, und sei es mit Gewalt, zurückzuhalten. Sollte er der Gefangene des Hauptquartiers werden, warum nicht der Gefangene der Regierung? Die Nation hätte das eine so wenig wie das andere erfahren.

Inzwischen hatte man ihm Mißtrauen gegen die „süddeutschen" Absichten des Prinzen suggeriert; er versteckte sich hinter bitteren Bemerkungen, man brauche ihn hier ja nicht, an der Front aber müsse er jetzt nach Ludendorffs Abgang zum Rechten sehen. Verhängnisvoll! Die Hauptstadt, der Revolution entgegenwankend, glaubte, der Kaiser suche bei seinen Truppen Gewaltmittel gegen Berlin, andere schrieben, er fliehe wie Ludwig XVI. In Wahrheit war das keine Flucht, weil jede Entschlußkraft ihm fehlte; es war die Gefangensetzung des Obersten Kriegsherrn durch seine Generale.

Vergeblich bat der Kanzler andern Tages um Rückkehr nach Berlin. Nun entschloß man sich, die Abdankung ihm amtlich vorzustellen. Nachdem ein Großherzog und ein Graf ihre Bereitschaft zu dieser Mission wieder zurückgenommen, fuhr im Auftrage des Kabinetts schließlich der Bürger Drews, Minister des Innern, am 1. November allein nach Spa. Der Kaiser empfing ihn im Garten seiner Villa, fridericianisch auf einen Krückstock gestützt, und fährt ihn gleich beim ersten Worte an: „Sie hätten einen solchen Auftrag nach Ihrem Eide ablehnen müssen!"

Minister: „Als Minister habe ich die Pflicht, meinen Herrn auch in unangenehmen Dingen zu informieren."

Kaiser: „Das brauche ich nicht! Ich bin vollkommen im Bilde!"

Minister: „Darf ich danach meinen Auftrag als erledigt ansehen oder soll ich reden, Majestät?"

Kaiser: „Sprechen Sie!"

Dieser Gartendialog war Wilhelm dem Zweiten neu. Auch diesmal hatte er geglaubt, seinen Gegner durch den Schein von Energie zu schlagen, stand aber hier einem aufrechten Manne gegenüber, der zu antworten wußte. So geschah, was Eulenburg und Moltke erfahren; sogleich gab der Kaiser nach und hörte zu; für alle Fälle ließ er seinen Plessen folgen, immer auf und ab, drei Schritt Abstand,

ein bißchen beiseit', aber nicht gar zu weit. Während der Minister sprach, eine halbe Stunde lang, wurde er ruhiger, stellte Zwischenfragen, dann blieb er stehn und sagte: „Meine sämtlichen Söhne haben mir in die Hand versprochen, niemals eine Regentschaft zu übernehmen .. Als preußischer König und Nachfolger Friedrichs des Großen habe ich die Pflicht, auf meinem Posten zu bleiben."

Mit diesen Worten, die die Furcht vor den eigenen Söhnen preisgaben, ließ er seinen Minister stehn und ging. Weniger sachliche Gründe wie Rücksicht auf Armee, Rückmarsch, Verworrenheit im Volke, weit mehr entschieden Tradition und Königsgeste, gestützt auf seinen Ahnherrn und dessen Krückstock. Trotzdem ließ er sich diesmal den Abgang verderben: der Mann hier wußte mehr, als er gesagt. Deshalb trat er bald darauf wieder an ihn heran, als er mit den Generalen verhandelte, und fragte: „Sind gewaltsame Putsche zu erwarten?"

Minister: „Zweifellos. Ihr Erfolg hängt ab von der Zuverlässigkeit der Truppen."

Darauf glatte Ablehnung jedes Zweifels durch alle Drei: man habe sechs tüchtige Regimentskommandeure nach Berlin geschickt, und wo die Garde auftritt, da gibt's keine Demokratie. Nach heftigem Streit zwischen Drews und Gröner, der zur größten Freude des Kaisers die Regierung angreift, bittet Drews um seinen Abschied.

Kaiser, jovial: „Durchaus nicht, bleiben Sie nur! Diese gründliche Aussprache ist sehr gesund gewesen. Wollen Sie nicht bei mir essen?"

Mit dieser kordialen Einladung, vor der den Minister nur sofortige Heimfahrt rettete, schloß die im Hoftheaterstil begonnene Unterhaltung, in der der Minister den König mangels fortdauernden Vertrauens ersuchte zu gehen, der König den Minister seines fortdauernden Vertrauens versicherte und blieb.

Inzwischen fielen die letzten Bundesgenossen am Schluß eines Krieges ab, an dessen Anfang die ersten abgefallen waren, suchten Separatfrieden; Polen, Elsässer erklärten im Reichstag ihren Abfall vom Reiche, an jedem Tage ging die Front zurück, in Kiel erhob sich Meuterei, weil sich die Truppe zu einem Prestigekampf der Flotte zwecklos nicht opfern lassen wollte, in München und Stuttgart forderte man den Abgang der Könige, und am 6. wurden die deutschen Vertreter im Wald von Compiègne von Foch mit den verächtlichen Worten empfangen: „Was wünschen Sie?“ Am 7. forderten die Sozialisten die Abdankung in Form eines Ultimatums, nach dessen Ablauf sie aus der Regierung austreten, d. h. die Revolution leiten würden.

Mit dieser Meldung nach Spa verbindet der Kanzler sein Abschiedsgesuch, warnt vor Gefahr einer Militär-Diktatur, die kommen und zum Bürgerkriege führen müsse. Auf alle Arten sucht er den Rücktritt dem Kaiser annehmbar zu machen: erst Neuwahlen, Nationalversammlung, dann Abdankung, die jetzt nur zu versprechen sei, bis dahin Stellvertretung, Kampf in den Wahllokalen statt auf der Straße, Rettung des monarchischen Gedankens durch eine demokratische Lösung. Bayern und Württemberg seien heut oder morgen Republik. Antwort aus Spa am 8.: „S. M. haben es völlig abgelehnt, auf die Vorschläge Eurer Großherzoglichen Hoheit in der Thronfrage einzugehen, und halten es nach wie vor für ihre Pflicht, auf ihrem Posten zu bleiben.“

Am 8. abends Kriegsrat in Spa zwischen Hindenburg, Gröner, Plessen über den Marsch auf Berlin. Plessen dafür, die beiden andern dagegen. Nach der amtlichen Denkschrift hatte die Heeresleitung schon am 8. Beweise für Ungehorsam von Formationen, „die als Kerntruppen galten und denen die Aufgabe zugewiesen war, den Rücken des Großen Hauptquartiers gegen die Aufrührer zu decken.“ Alle höheren

Offiziere, die man von der Front zum Bericht geholt, bestätigten diese Stimmung. Trotzdem wagt keiner von beiden Generalen, dem Kaiser diese Wahrheit zu sagen: schweigend nehmen sie seinen Befehl entgegen, „eine Operation gegen die Heimat einzuleiten“. Es klingt, als machte sich ein Operateur daran, sich selbst am Krebs zu operieren. Bei dieser Stimmung des Kaisers, der weder seine Macht noch seine Person opfern, sondern gegen die revolutionäre Hauptstadt marschieren wollte, lag alle Verantwortung in den Händen des Feldmarschalls, der ihn zwei Jahre lang beraten und nun ins Hauptquartier zurückgeführt hatte. Obwohl er „die Operation gegen die Heimat“ für unausführbar hielt, widerriet er sie nicht; obwohl er alles verloren gab, riet er doch nicht zur Abdankung. Im schwierigen Konflikt seiner Gefühle als kaisertreuer General, als Führer einer geschlagenen Armee und als Deutscher, der nicht auf Deutsche schießen lassen mochte, schwieg er den ganzen Tag über abwartend und mißtraute den Rufen des ertrinkenden Kanzlers.

Dieser ließ sich am selben Abend mit dem Kaiser telephonisch verbinden, sie sprachen 20 Minuten.

Prinz Max (Der 9. November, S. 7.):

„Die Abdankung ist nötig geworden, um den Bürgerkrieg zu vermeiden, um also die Mission des Friedenskaisers bis zum Schlusse durchzuführen. Gelingt dies, so wird E. M. Name in der Geschichte gesegnet werden. Erfolgt nichts, so wird die Forderung im Reichstag gestellt und bewilligt werden. Die Truppe ist nicht mehr sicher, Köln ist in den Händen der Arbeiter- und Soldatenräte, auf dem Braunschweiger Schloß von E. M. Tochter weht die rote Fahne, München ist Republik, in Schwerin tagt ein Soldatenrat. Ich sehe zwei Möglichkeiten: Abdankung, Thronverzicht des Kronprinzen und Regentschaft für den Enkel, oder Abdankung, Ernennung eines Stellvertreters, Nationalversamm-

lung: das fordert der Ausschuß des Reichstages, scheint mir auch das Bessere, weil es noch alle Chancen für die Monarchie bietet. Was geschieht, müßte sofort geschehn, nach dem ersten Blutvergießen verlöre es die Wirkung. Mit Hilfe der Sozialisten wäre die Lage auf diese Art noch zu retten, sonst kommt die Republik. Freiwillig muß das Opfer sein, um E. M. Namen in der Geschichte zu erhalten."

So wird der Geist der Geschichte, es werden Politik und Pathos, Regimentsnummern und historische Rettungen von einem Fürstensohn zum anderen durchs Telephon gerufen, damit im letzten Augenblick der Hörer drüben auf die Macht verzichte, mit deren Vertretung er den Warnenden bekleidet hat. Der Wunsch von 60 Millionen sammelt sich in diesem einen Munde, der zum Kaiser als zu seinem Vetter reden kann. Doch auf der anderen Seite sitzt der Kaiser, bleich, die Lippen nagend, wie ihn Eulenburg bei geringeren Störungen schilderte, und ruft zurück: „Unsinn! Die Truppe steht zu mir! Morgen marschieren wir gegen die Heimat!" Noch an diesem letzten Königsabend macht Wilhelm der Zweite das Falsche, weil er die Seinigen zur Beschönigung erzogen hat. „Hätte die Oberste Heeresleitung" – schreibt Prinz Max – „am 8. November dem Kaiser die Wahrheit über die Armee gesagt, die sie ihm endlich am 9. früh mitteilte, so zweifle ich nicht daran, daß der Kaiser am 8. abends den Thronverzicht ausgesprochen hätte."

Während der Nacht schildern vier Mitglieder der Reichsregierung durch den Draht der Heeresleitung die Erwartungen für morgen: ist die Abdankung früh nicht in Berlin bekannt, so können die Führer die Arbeiter in den Fabriken nicht länger halten. Dies alles wird aber in Spa zum Teil nicht geglaubt, zum Teil persönlich genommen, Prinz Max als Gegner der Hohenzollern und Thronanwärter verdächtigt, sein „schlappes Kabinett" verlacht.

Am 9. November, 10 Uhr morgens, erfährt die Reichs-

regierung: Alexander-Regiment, Jüterboger Artillerie sind zu den Arbeitern übergegangen, selbst die Naumburger Jäger, die man eben eigens zum Schutz nach Berlin gezogen. In fortlaufenden Berichten gehen diese Meldungen nach Spa, wo freilich in der Kaiservilla „das eine Telephon ständig besetzt, das andere abgehängt war". Dieser abgehängte Hörer stellte den letzten falschen Dienst eines stumpfen Hofes für seinen Herrn dar. Leise wankte das groteske Symbol einer abgehängten Macht hin und her, der kaiserliche Apparat widersetzte sich einfach der Kenntnis des 9. November.

Zur gleichen Stunde waren beim Kaiser Hindenburg, Gröner, Plessen, der rasch herbeizitierte Graf Schulenburg und zwei Offiziere versammelt. Gegenstand der Beratung: „Vortrag über die vom Kaiser befohlene Operation gegen die Heimat." Gartensaal, Kamin mit Holzscheiten, wo der Kaiser (Niemann, 134) „fröstelnd eine Rückenlehne sucht." Sternenreiche Uniformen, straffe gehaltene Mienen, sachlicher Ernst, Listen mit Zahlen, eine Sitzung wie hundert Sitzungen, denen der Kaiser im Kriege präsidiert hat; nur soll diesmal die Front nach Osten gedreht werden, obwohl man im Westen steht. Während in Berlin Soldaten, die Arbeiter sind, sich mit Arbeitern verbrüdern, die morgen Soldaten werden sollen, während ein allgemeiner, mehr dumpfer als gellender Rausch die Männer, die seit vier Jahren Granaten werfen, mit denen verbindet, die sie drehen, nur von dem Wunsch getrieben, den Frieden wiederzusehen, beraten die Herren, von denen bis gestern ihr Leben abhing, wie man am besten diese Rotte niederschießen könne. Hier geht es streng gemessen zu. Keiner erhebt die Stimme lauter als sonst. Niemand erhebt sie für die Einheit der Nation, die sich nach allem nun auch noch zerfleischen sollte. Niemand! Draußen schwankt das abgehängte Telephon.

Nur im Urteil über die Mittel ist man uneins. Hindenburg bittet ihn vom Vortrage zu entbinden, da es ihm „namenlos schwer fällt, seinem Kriegsherrn von einem Entschluß abraten zu müssen, den er dem Herzen nach freudig begrüßt, dessen Ausführung er aber nach reiflicher Überlegung als unmöglich bezeichnen muß". Weniger herzlich, doch im gleichen Sinn spricht General Gröner. Plessen dagegen ist auch diesmal, wie schon zu Eulenburgs Zeiten, für Schießen, mit ihm Schulenburg, während von 16 Vertretern seiner Heeresgruppe 12 die Frage auf Zuverlässigkeit der Truppe noch gestern verneint, keiner direkt bejaht hat. Schulenburg skizziert seinen Aufmarschplan am Rhein und als Motiv: „Dem Heer soll gesagt werden, daß ihm seine Schwesterwaffe, die Marine, mit jüdischen Kriegsgewinnlern und Drückebergern in den Rücken gefallen sei und die Verpflegung sperre." Der Kaiser, erst für Krieg, wird bei Hindenburgs Darstellung unsicher und sucht nach seiner Natur einen Kompromiß: „Ich will dem Vaterlande den Bürgerkrieg ersparen, aber nach dem Waffenstillstand friedlich an der Spitze der Armee in die Heimat zurückkehren."

Ist nicht allen geholfen? Kein Blutvergießen, keine Gefahr für das Reich und keine für den Kaiser, dafür Einzug durchs Brandenburger Tor. Aber da steht gelassen Gröner auf, den der Kaiser noch dieser Tage als „braven Schwab" gerühmt und väterlich geklopft hat; der sagt nun endlich die Wahrheit: „Unter seinen Führern und Generalen wird das Heer in Ruhe und Ordnung in die Heimat zurückmarschieren, nicht aber unter dem Befehl Eurer Majestät. Es steht nicht mehr hinter Ihnen!"

Furchtbarer Augenblick! Dringt die Revolte bis an des Königs Tisch? Er machte einige Schritte auf General Gröner zu: „Exzellenz, diese Erklärung verlange ich von Ihnen schriftlich! Schwarz auf weiß will ich die Meldung aller kommandierenden Generale haben, daß das Heer nicht mehr

hinter seinem Obersten Kriegsherrn steht. Hat es mir nicht den Fahneneid geschworen?!“

Gröner: „Der ist in solcher Lage eine Fiktion.“

Da er die Wahrheit dieses Satzes erkennen muß, bricht des Kaisers Welt in seinem Herzen zusammen. Dreißig Jahre hatte er versucht die eiserne Wehr um sich zu kräftigen; in dreißig Tagen ist sie zerbrochen. Von Abdankung ist in dieser Sitzung mit keinem Worte die Rede gewesen, obwohl sie Voraussetzung des Waffenstillstandes war.

Inzwischen wird die Sitzung unterbrochen, da die Berliner drahtlichen Meldungen bei der Heeresleitung sich häufen. Befragung der Offiziere, aus drei Heeresgruppen ausgewählt, ergibt das erwartete Negativum. Ein Oberst teilt dies dem Kaiser mit. Zugleich meldet der Gouverneur von Berlin: Alles übergelaufen, keine Truppen mehr in der Hand. Es ist 11 Uhr.

Da steht er, eingeklemmt zwischen Berliner Nachrichten, die sich überstürzen, und diesem kalten Nein seiner Offiziere.

Die hundertfach gefürchtete, mit allen Mitteln der Rhetorik weggedrängte Stunde ist da: die Paladine wanken, den Fürsten auf steiler Höh' schützt kein Soldat mehr vor den meuternden Untertanen. Schwebt dort nicht Bismarcks Geist? Es war seine letzte Mahnung an den Kaiser, jetzt sind es 20 Jahre: „Solange Sie dies Offizierkorps haben, können Sie sich alles erlauben. Ohne das – wäre freilich alles anders.“ Es war beim Sekt, und nach der Tafel sahen sie sich nicht wieder. Jetzt erst, in diesem letzten, unwürdigem Augenblicke, entschließt sich der Kaiser, umstellt, die Waffen zu strecken:

„S. M. war durch diese Meldungen aufs tiefste beeindruckt und scheinbar entschlossen, seine Person zum Opfer zu bringen, um den Bruderkrieg zu vermeiden.“ Aber Graf Schulenburg will die Monarchie auf seine Weise retten: jetzt kommt er auf den unsinnigen Gedanken, der Monarch soll als

Deutscher Kaiser abdanken, nicht aber als König von Preußen. Da Hindenburg und auch der eben eintreffende Kronprinz den grotesken Vorschlag unterstützen, ergreift der Kaiser diese weder kaiserliche noch königliche Rettung und glaubt, als Spieler, mit dem letzten Einsatz noch einmal das Ganze zu gewinnen.

Der Kanzler ruft aus Berlin aufs neue, er müsse seine Entlassung nehmen, die Monarchie ist nicht mehr zu retten, wenn die Abdankung nicht im Augenblick eintrifft. Der Kaiser befiehlt Hintze, seine halbe Abdankung als Antwort zu erklären. Wieder springt Schulenburg dazwischen, regt die Formulierung dieses wichtigen Schrittes vorerst an, die der Kaiser unterschreiben müsse. Inzwischen steigt in Berlin die Bewegung, niemand weiß in der Wilhelmstraße, ob nicht in 10 Minuten die Menge mit Maschinengewehren anrückt. Neue Angstschreie nach Spa: „Es handelt sich um Minuten!“ Schulenburgs Antwort: „Eine so wichtige Entschließung kann nicht in wenigen Minuten gefaßt werden. S. M. hat den Entschluß gefaßt, er wird im Augenblicke schriftlich formuliert und in einer halben Stunde in den Händen der Reichsregierung sein.“ Mit keinem Wort erwähnt der Graf die von ihm selbst erfundene Zerstörung jeder Wirkung durch die Halbierung der Macht! „Von einer Abdankung nur als Kaiser und nicht als König von Preußen,“ schreibt Prinz Max, „war in den Telephongesprächen vom 9. November und auch vorher mit keiner Silbe die Rede gewesen.“ Auch konnte niemand in Berlin auf den Gedanken einer mutwilligen Sprengung des deutschen Bundes kommen, die den Sinn der Verfassung und den Grundgedanken der Abdankung aufhob; denn es war nicht der deutsche Kaiser, den man loswerden wollte, es war Wilhelm der Zweite.

Mit den Resten des Kabinetts sitzt der Kanzler in seinem Haus und wartet auf die Formulierung; die Sozialisten sind ausgeschieden, sie führen die Massen. Jeden Augenblick

werden sie die Republik Unter den Linden ausrufen. Die Erklärung kommt nicht; für drei Generale, einen Minister und einen König ist es in der Tat zu schwer, diese drei Sätze zusammenzustellen. Jetzt steht der Kanzler nur noch vor der Wahl, der Straße den Vortritt zu lassen oder die ihm als Entschluß amtlich mitgeteilte Absicht der Abdankung selber zu formulieren, zu seinem einzigen Zwecke: der Rettung der Dynastie. So tut er, was er als Kanzler, als Fürst und auch als Freund tun muß: er formuliert die amtlich erklärte Absicht seines Herrn als einen vollendeten Entschluß und überschreitet auch formell nur darin seine Befugnis, daß er, in Zwangslage, zugleich den Thronverzicht des Kronprinzen ausspricht:

„Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Thron zu entsagen. Der Reichskanzler bleibt noch so lange im Amte, bis die mit der Abdankung .. verbundenen Fragen unter Einsetzung einer Regentschaft geregelt sind. Er beabsichtigt, dem Regenten die Ernennung des Abgeordneten Ebert zum Reichskanzler und die Vorlage eines Gesetzentwurfes wegen der sofortigen Ausschreibung allgemeiner Wahlen für die verfassunggebende deutsche Nationalversammlung vorzuschlagen, der es obliegen würde, die künftige Staatsform des deutschen Volkes .. endgültig festzustellen."

Mit dieser Kundgebung konnte Prinz Max der Dynastie nicht mehr nützen, sie kam um vier Wochen, um vier Tage, ja um vier Stunden zu spät. Scheidemann hatte gleichzeitig die Republik verkündigt. Einem Einzigen leistete der Prinz dennoch damit den größten Dienst, dem Kaiser. Da alles ihn verließ, war nur noch dieser Kanzler, der ihn stützte: hier endlich war der Sündenbock gefunden, den er für jeden seiner Mißgriffe brauchte. Prinz Max hat dem Kaiser einen ruhigen Lebensabend bereitet.

Kaum hatte er den Erlaß vernommen, so erfüllte ihn bei aller Ohnmacht ein neuer, minutenlanger Kampfesmut: „Ver-

rat! Schamloser, empörender Verrat!“ ruft er aus, denn nun ist Fünfter Akt (Niemann als Zeuge, S. 140). Darauf „bedeckt der Monarch in fiebernder Hast ein Telegramm-Formular nach dem andern mit der Kundgebung seines Protestes“. Die Formulare verlassen ihn nicht, sie sind die letzten Getreuen. Er erklärte, er bleibe König von Preußen. Admiral Scheer und Kontreadmiral von Levetzow bezeugen die Szene, die ihre eigene Ironie verkündet (Südd. Monatsh., Mai 24):

„Vor dem Kaiser stand der Generalfeldmarschall, etwas abseits General Gröner und General von Marschall. Bei unserem Eintritt in das Zimmer sagte der Kaiser: „Herr Feldmarschall, wiederholen Sie bitte Exzellenz Scheer, was Sie mir soeben gesagt haben!“

Hindenburg: „Das Heer hält nicht mehr, die Truppen stehen nicht mehr zu S. M. Es gibt keine treuen Truppen mehr. Wollte Gott, E. M., es stünde anders!“

Kaiser: „Wenn es so ist, wie der Feldmarschall meldet, so kann ich mich doch nicht arretieren lassen! Es bleibt nichts übrig, als abzudanken als Kaiser. Ich bleibe König von Preußen. Aber damit die Herren erfahren, wie ich vom Kanzler bedient worden bin: Prinz Max von Baden hat bereits heut vormittag ohne mein Wissen und ohne meine Ermächtigung meine Abdankung proklamiert, als Kaiser und als König. So bin ich von meinem letzten Kanzler bedient worden!“

Scheer: „Die Folgen für die Marine sind unabsehbar, wenn sie keinen höchsten Kriegsherrn mehr hat.“

Kaiser, düster: „Ich habe keine Marine mehr!“

Händedruck an alle, er geht, von Abreise kein Wort, er will bei der Truppe bleiben.

Die ganze Szene, so verworren wie pathetisch, mit ihrem Theaterschlusse, müßte nun mit einem Schuß hinter der Bühne oder mit dem Abritt zur Front enden, denn zwi-

schen dem 9. und dem 11. sind noch Hunderte draußen gefallen. Delbrück kam eigens angefahren um an der Seite seines Herrn zu sterben, pommersche Junker ließen die gleiche Absicht an diesem Tage die Kaiserin wissen, und Solf glaubte schon vorher, auf einen solchen Plan des Kaisers schließen zu sollen. Wenn der Kaiser später, im Gespräch mit Niemann, Gott versuchen und Selbstmord moralisch verwirft, so sind das Privata, von niemand zu kritisieren; sein zweites Argument aber ist von höchstem Interesse: „Welchen Nutzen sollte eine solche inszenierte Heldenrolle bringen? Wir leben nicht mehr in einer Zeit, wo der königliche Feldherr mit dem Degen in der Rechten seine Triarier in den Entscheidungskampf führte."

Ist das der nämliche Mund, der durch Jahrzehnte von diesem Kampf, den Degen in der Rechten, geprahlt, der diese Heldenrolle in der Zukunft verheißen, der sie nun vier Jahre lang von seinen Untertanen gefordert hat, die sich zu Hekatomben türmten? Hat er sich nicht noch eben auf den Großen Friedrich berufen? Der trug immer Gift bei sich.

Jeder seiner Untertanen durfte das Leben dem Heldentode vorziehen, nur nicht Er, nicht heut: nur nicht am 9. November Wilhelm der Zweite.

Ratlos steht er vor der Wirklichkeit: ein schlechter Abgang oder das Leben, das war die Wahl. Während Hindenburg und Hintze vor den Gefahren beim Heere warnen, hält er sich noch an ein angeblich zuverlässiges Sturmbataillon, man erwägt eine Schutztruppe aus Offizieren. „Bis zum äußersten will ich kämpfen," sagt er gegen Abend, „wenn mir noch einige Herren treu bleiben, – und wenn wir alle totgeschlagen werden!" Ganz primitiv, so wie er es auf der Bühne gesehn, läßt er jetzt Munition und Waffen in seine Villa bringen, als wolle er sich darin verschanzen. Auf Nachricht von der Kaiserin ruft er aus: „Meine Frau hält sich,

und man will mich überreden, nach Holland zu gehn? Das tue ich nicht! Das wäre wie ein Kapitän, der sein sinkendes Schiff verläßt!“ (Niemann, S. 143.)

Plötzlich, noch während er seine kleine Festung verproviantiert, sieht er den Hofzug draußen stehn, oder er denkt an ihn. Hat er ihn nicht durch alle Länder getragen, ein immer gehorsames Pferd? Da steht er, blendend, weiß und golden, gewaschen, geölt, mit Kohle versehn, elastisch federnd, immer geräuschlos, immer bereit: die wahre Heimat des Kaisers. Nur wenn Bewegung rauscht und rollt, im Fahren ist das Leben schön. Jetzt gibt er alles auf, geht in den Zug zum Schlafen, sagt Hintze, er führe morgen nach Holland hinüber. Um 9 Uhr läßt er vom Zuge aus Hindenburg wieder melden, er reise nicht, dasselbe sagt er dem Kronprinzen, morgen früh will er ihn sprechen.

Als Niemann, den Plessen zur möglichen Abfahrt „noch heut abend“ in den Zug gerufen, mit Gepäck ankommt, – wie findet er seinen Kriegsherrn? „Im Hofzuge finde ich den Kaiser im Kreise seines Gefolges bereits bei Tafel. Ich habe gefürchtet, die Erregung der vorhergegangenen Stunden würde bei ihm eine Lethargie auslösen. Das ist jedoch nicht der Fall. Voller Lebensenergie blickt er mich an; ruhige Entschlossenheit liegt auf dem Antlitz. Man sagt mir, der Kaiser habe das Ansinnen, nach Holland abzureisen, ganz entschieden zurückgewiesen.“

Um diese Zeit, d. h. seit 24 Stunden weiß die ganze Umgebung längst, daß er fliehen wird; aber das Dekorum wird gewahrt. Als dann abends um 10 Grünau „im Auftrage des Feldmarschalls“ gemeinsam mit Plessen und Marschall bittet: sofort nach Holland, heißt es plötzlich und ohne Übergang: „Nach kurzer Überlegung willigte der Kaiser ein“. Um aber auch jetzt noch den Meister zu zeigen, damit man ihm nicht etwa „Todesfurcht nachsage“, findet er die Wendung:

„Wenn es denn sein muß! – Aber nicht vor morgen früh!“

Was konnte auch sonst der Feldmarschall, der den Kaiser liebte, raten, da alles vorüber war? Nach schrittweis schmählichem Rückzug von der Macht war jetzt nur noch die schmale Gasse zur Flucht. Wird aber nicht im letzten Augenblicke der Geist der Uniform, die er seit 50 Jahren am Leibe trägt, wird nicht der Geist der Väter ihn durchbrechen, um das unsinnig Schöne, das Ritterliche als Hohenzoller zu wagen? Nach soviel tausend Reden jetzt eine einzige Rede, zehn Sätze an die versammelten Offiziere: An die Front! In den Kampf! – und mit altpreußischem Hurra umringte ihn plötzlich eine Menschenmauer, ein kämpfender Fürst ehrte die Toten und rettete die Lebenden!

Aber er nahm nur einen Bogen und schrieb dem Sohn, dem er zu bleiben versprochen: „Lieber Junge,“ er hätte sich doch entschlossen fortzugehen, einfach, nüchtern; nur als er an die Unterschrift kam, dachte er noch einmal an die historische Szene und schrieb mit formelhafter Kälte darunter: „Dein tiefgebeugter Vater.“ Als der Sohn den Vater andern morgens aufsucht, ist er verschwunden. Niemand hielt den Kaiser zurück, als er sein Land verließ: das ist der schlimmste aller Epiloge.

Im Morgengrauen war er mit einigen Getreuen in Autos nach Westen gefahren, zur Vorbereitung war nicht Zeit, auch durfte man nicht wagen, den schon überall bewachten Draht zu benutzen: so war's im Grunde der erste und letzte Husarenstreich seines Lebens. Die Grenze ist nicht weit. Die Autos halten. Der Grenzsoldat in holländischer Uniform verweigert deutschen Offizieren den Eintritt. Sein Offizier, herbeigeholt, glaubt erst, er träumt, dann besinnt er sich auf seine Vorschrift. Telephon nach dem Haag. Vorläufig bringt er die Herren in einem kleinen eisernen Warteraum unter. Doch bis man im Haag sich schlüssig macht, Minister und die Königin, vergehen 6 Stunden.

Noch nie hat der Kaiser 6 Minuten gewartet. Vielleicht, daß sich der Zug mit einem gekrönten Gast ein paar Augenblicke verspätete, oder daß eine Meldung im Manöver nicht auf die Minute klappte. Jetzt ist er 6 Stunden in dem Kasten gefangen, und wenn er manches abzubüßen hat, so wird der Pilger in diesen 6 Stunden eines Teils seiner Sünden ledig.

Aus dem kleinen Warteraume weist das Fenster nach Osten, gleich dahinter sieht er die holländischen Farben, den Grenzpfahl, vier Fuß weiter sieht er Schwarz-Weiß-Rot. Der Kaiser blickt auf den Pfahl, nun blickt er zurück auf sein Land, auf sein Leben.

Hier, hinter diesem Grenzpfahl, stöhnt ein großes Volk. Das sind die Deutschen, Kaiser Wilhelm, die du so lange regiertest. Friedlich und stark, gedankenvoll und voll Musik, so war immer ihr Wesen, so ist ihr Inneres geblieben. Aber darüber hat sich ein glänzender Schleier gelegt, der Schein von Gold und Edelsteinen, Ehrgeiz nach Geltung, Eifersucht auf ältere Völker hat ihre Festigkeit verwirrt in diesen 30 Jahren. Zu rasch sind sie ihrem jungen Kaiser ähnlich geworden, zu gut gefiel er ihnen, so trieben sie einander vorwärts, immer weiter, immer reicher, bis zur Hybris. Schmeichelnd umrauschte es den Thron seines Herrn, jeder wollte beim raschen Gewinne sein. Den Leichtsinn hat es bezahlen müssen, der Hochmut hatte Europa gereizt.

Nun stöhnt das Land. Mehr als eine Million seiner Söhne, die halbe Jugend liegt hingestreckt und fault in fremder Erde. Wie die Mütter weinen, wie die Väter grollen, wie sich dies tapfere, hungernde Volk unter der Geißel des Siegers windet!

Sind dies die herrlichen Zeiten, denen du dein Volk entgegenzuführen gelobtest? Welchen hast du gehalten von deinen Eiden? Wenn dich Natur und Erziehung bedrückten, so hast du doch aus deinen Gaben nichts gemacht in diesem

Der zwischen dem Zaren Nikolai II und mir in Björkö geschlossene Vertrag schuf die Grundlagen für ein friedliches und freundschaftliches Zusammengehen Russlands und Deutschlands, was beiden Herrschern am Herzen lag. Seine Wirkungen wurden vernichtet durch die Russische Diplomatie (Lessanow, Iswolski), die hohen Russischen Militairs, die bedeutenden Parlamentarier und Politiker. Der von ihnen erzeugte Weltkrieg, erfüllte ihre Hoffnung nicht, warf ihre Pläne über den Haufen, und kostete dem Zaren sowie mir den Thron.

Die furchtbaren Folgen des Ueberfalls auf Deutschland für Russland und das Untere lehren, dass das Heil beider Länder in der Zukunft besteht, in treuem Zusammenstehen, wie vor 100 Jahren, nach Wiederherstellung der beiden Monarchieen.

Für Ihre Zusendung Ihrer Memoiren bestens bank

Wilhelm I.R.

Doorn 1. VIII. 1924.

Widmung an Suchomlinow

festlichen Leben. Um deiner Worte, deiner Eitelkeiten willen verwirrte sich dies starke Volk, und als es dich ein einziges Mal verwarnte, hast du's verhöhnt.

Nach vier tatenlosen Jahren, während alles opferte außer dir, hast du dem Volk den letzten Dienst versagt, der dich in der Geschichte retten konnte; und um dein bloßes Leben brichst du jetzt auch noch den Soldateneid, den du dem Großvater geschworen und Tausenden als heilig eingehämmert hast. In höchster Not läßt du alle im Stich: Frau, Kinder, Untertanen, aus Furcht vergeudest du die Ehre deiner Väter! Das Chaos stürzt zusammen über deinem Lande, und während Millionen der Not und Sklaverei entgegenstarren, schwingt sich der Einzige, der sie vertritt, in seinen elastischen Wagen und fährt davon, um drüben den Wohlstand eines friedlichen Landes zu genießen!

Endlich! Grüßend tritt der Offizier in den Raum: „Die Herren dürfen passieren." Mit einem Herzen wie von Blei steigt der Kaiser ein; heut vergißt er sogar, den kurzen Arm unter der Pelerine zu verstecken. Vorn sitzt ein Soldat, der eskortiert den hohen Gefangenen. Der Motor rasselt: nun geht es in die Fremde, aus der es keine Heimkehr gibt.

Immer leiser hört der Kaiser hinter sich das Stöhnen seines Landes.

Die Reproduktionserlaubnis zu den Abbildungen erteilten freundlichst:

E. Bieber, Berlin, für die Tafel: 11

R. Bong & Co., Berlin, für die Tafeln: 2 und 14

Gebrüder Hirsch, Karlsruhe, für die Tafel: 10

Photographische Gesellschaft, Charlottenburg, für die Tafeln: 4, 9, 13, 18

August Scherl, G. m. b. H., Berlin, für die Tafeln: 1, 5, 6, 12, 15, 16

R. Sennecke, Berlin, für die Tafel: 19

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Tafel 1	Jugendbild	Seite	14
Tafel 2	Kaiser und Kaiserin Friedrich	„	16
Tafel 3	Eulenburg	„	40
Tafel 4	Kaiserin Victoria	„	60
Tafel 5	Bismarck und Kaiser	„	82
Tafel 6	Holstein	„	120
Tafel 7	Eduard VII.	„	180
Tafel 8	Hohenlohe	„	186
Tafel 9	Bismarck	„	204
Tafel 10	Bülow	„	216
Tafel 11	In Zivil	„	240
Tafel 12	Kaiser, Tirpitz, Moltke	„	266
Tafel 13	Nach dem Gemälde v. P. A. László	„	286
Tafel 14	Kaiser und Kaiserin in Jerusalem	„	290
Tafel 15	Kaiser hört Vortrag an Bord	„	306
Tafel 16	Als Admiral	„	364
Tafel 17	Kaiser und Eduard VII.	„	390
Tafel 18	Bethmann Hollweg	„	398
Tafel 19	Hindenburg, Kaiser, Ludendorff	„	444
Tafel 20	Max von Baden	„	460
Tafel 21	Widmung an Suchomlinow	„	480

REGISTER

Aachen 330
Abbazia 308
Adria 419, 422
Afrika 191, 233, 265, 272, 367, 380, 392, 404
Aegypten 168, 238
Aehrenthal 393, 394
Akten, Die diplom. des Ausw. Amtes 81, 134
Albanien 407, 417
Alexander I., Zar v. Rußland 28
Alexander III., Zar v. Rußland 177
Albedyll 27, 28, 50
Albrecht, Prinz 357
Alexander-Regiment 282, 283, 471
Altona 146, 199, 312
Amerika 231, 256, 258, 259, 329, 380, 382, 398, 444, 464
Amoy 329
Antwerpen 436
Arnim 131
Augusta, Kaiserin 17, 27, 29, 58, 91, 209
Augusta Victoria, Kaiserin 26, 38, 91, 125, 162, 163, 179, 186, 209, 236, 328, 376, 404, 434, 440, 477, 479, 481
Athen 179, 389, s. auch Griechenland
August Wilhelm, Prinz 465
Ayme, franz. Lehrer 20, 21

Babelsberg 457
Baden, Großherzog von 83, 84, 186, 462, 463, 464, 469, 470, 474, 475
Baden, Max von 125, 149, 460
Bagdad-Bahn 327, 391
Balfour 328
Balholm 419
Balkan 78, 79, 80, 174, 184, 392, 393, 406, 407, 410
Ballestrem 326
Ballin 170, 212, 228, 278, 279, 295, 318, 325, 326, 397, 403, 404, 440, 450, 451, 460
Bank, Deutsche 327
Bassermann 170
Battenberg, Prinz von 26, 60, 68
Bauer, Oberst 446, 448
Bayern 284, 285, 370, 382, 468
Bayern, König von 434, 468
Bebel 205, 314, 317, 347
Begas 335
Belgien 267, 276, s. auch Brüssel
Belgrad 421, s. auch Serbien
Bellevue, Schloß 198
Berchthold 407, 408, 409, 414, 416, 419, 460

Berchtesgaden 261, 365, 393
Berg 451, 457
Bergmann 44, 46, 48, 57, 62
Bern 464, s. auch Schweiz
Bernstorff 270, 398, 418, 444, 447
Bethmann Hollweg 356, 397, 398, 399, 403, 404, 405, 407, 421, 430, 443, 444, 446, 447
Biarritz 215
Bieberstein, s. Marschall
Birmingham 35
Bismarck, Kanzler 17, 22, 26, 29f., 40, 42, 46, 47, 50, 54f., 64f., 68, 70f., 76, 77, 79f., 85f., 93ff., 130, 131, 132, 135, 137, 145f., 151, 152, 170, 174, 175, 177, 179, 184, 186, 196, 197, 198, 199, 202f., 219, 223, 231, 232, 235, 238, 252, 264, 265, 266, 284, 296, 297, 314, 316, 343, 365, 381, 382, 390, 391, 392, 393, 400, 413, 445, 450, 457, 473
Bismarck, Herbert von 25, 40, 60, 63, 89, 90, 93, 100, 108, 111, 119, 120, 122, 132, 153, 200, 205, 207, 208, 209, 210, 297
Bismarck, Wilhelm von 90, 101, 209, 210
Bismarck, Fürstin von 88, 89, 111, 121
Bissing 306
Björkö 248, 250, 254, 255, 282, 302, 396
Bleichröder 100, 109
Blücher 449
Blumenthal 39
Bode 335
Bonbonnière 27
Bonn 20, 164
Borchardt, Weinrestaurant 50, 130, 226
Bosnien 395, 397, 414
Borussia, Corps 164
Bötticher 94, 98, 99, 100, 102, 104, 107
Bramann 57
Brandenburg, Von Bismarck zum Weltkrieg 244, 276, 282, 396
Braunschweig 469
Bremen 273, 282
Brest-Litowsk 448
Briand 411
Brüssel 439, 464, s. auch Belgien
Buchholz 48
Buchlau 414
Buckingham-Palace 441
Buddhismus 245, 246
Bukarest 223, s. auch Rumänien
Bukarest, Frieden zu 409
Bülow 135, 137, 144, 188, 217, 218f., 225f., 241f., 245f., 252, 253, 258, 259, 261, 263, 264, 269, 272, 273, 276, 277, 279, 280, 281, 282, 287, 308, 311, 314, 315, 319, 321, 325, 326, 336f., 360, 362, 364, 365, 366, 369, 370, 371, 372, 377, 379, 380, 381, 382, 383, 391, 392, 393, 394, 396, 397, 398, 399, 414, 447

Bulgarien 78, 174, 393, 410, 455, 456
Bulgarien, Fürst von, s. unter Battenberg
Bunsen 427
Burenkrieg, s. Transvaal

Cambon 242, 276, 401, 408
Capri 283
Caprivi, 18, 120, 121, 123, 139, 147, 148, 149, 150, 170, 177, 196, 198, 199, 200, 201, 205, 206, 212, 317, 397, 398
Carnot 288, 412
Carolath, Fürstin 89
Cassel (Stadt) 17, 18
Cassel 278, 279, 403
Chamberlain 184, 195, 231, 236, 237, 238, 240, 241, 242, 362, 408
Charleville 438, 441
Charlottenburg 59, 62
China 238, 243, 260, 261, 262, 263, 264, 304, 329, 345, 367
Churchill 403, 404, 411
Clémenceau 247
Colmar 454
Compiègne 468
Conrad 436
Corti 27, 68
Cowes 182, 185, 235
Crispi 79
Curtius, Prof. 27
Czernin 436, 445

Daily Telegraph 364, 367, 394, 395, 397
Damaskus 243, 389, 392
Dänemark 270
Dankelmann 93
Danzig 330
Dardanellen 187, 437
Delcassé 270, 272, 276, 299, 342, 401
Delbrück 465, 477
Delitzsch 335
Dernburg 318
Dessau, Leopold Fürst von 77
Deussen 335
Disraeli 179, 237
Dohme 63, 66
Dohna, Eberhard von 93, 325
Dokumente, Die deutschen, zum Kriegsausbruch 415,417 419, 420, 423, 425, 427, 428
Donaueschingen 293, 374, 375, 376
Dönhoff 172
Dönhoffplatz 257
Doorn 255
Dörpfeld 335
Douglas 95, 96
Dreibund 136, 175, 191, 196, 231, 345, 393, 407, 417
Drews 466, 467
Durazzo 407, 417

Ebert 446, 465
Eckardt 121, 122, 130
Eckardstein 134, 168, 182, 183, 185, 195, 236, 238, 240, 241, 263, 290
Eduard VII. 18, 124, 179f., 195, 205, 236, 239, 240, 241,

248, 254, 270, 271, 272, 314, 315, 356, 359, 362f., 389f., 394, 396, 401, 405, 412, 425
Elsaß-Lothringen 364, 378, 406 468
England 17, 24, 25, 26, 30, 33, 35, 48, 67, 81, 82, 84, 111, 113, 124, 136, 148, 168, 178, 179f., 187, 190f., 231f., 248, 249, 259, 261, 263, 265f., 270, 271, 277, 278f., 299, 328, 332, 345, 347, 362, 363, 366, 367, 368, 379, 389f., 396, 397, 401f., 419f., 434, 440, 441, 443, 447, 453, 464
Entente Cordiale 242, 276
Erzberger 436, 446, 447
Eulenburg, August 41, 157, 163
Eulenburg, Botho 41, 149
Eulenburg, Philipp 18, 25, 41f., 49f., 67, 69, 72, 83, 84, 90, 92, 93, 100, 106, 117, 131, 135f., 140f., 150f., 159, 161, 162, 168, 169, 172, 173, 182, 183, 187, 188, 189, 197, 198, 199, 206, 210, 217f., 230, 231, 243, 253, 262f., 273, 284, 285, 287, 297, 298, 302, 308, 314, 318, 319, 320, 321, 324, 326, 331, 332, 336f., 349f., 374, 382, 383, 399, 442, 452, 467, 470, 472

Falkenhayn 432, 433, 443
Fallières 295, 412
Faschoda 272
Faulhaber 335
Fez 400, s. auch Marokko
Finnland 248, 453
Fischer 231
Fisher, Admiral 258, 268, 270
Foch 468
Frankfurter Zeitung 445
Frankreich 17, 20, 28, 50, 64, 80, 121, 124, 131, 136, 167, 174f., 182, 183, 191, 192, 212, 232, 237f., 247, 248, 254, 265, 272, 273, 276, 290, 342, 345, 346, 350, 366, 367, 368, 378, 382, 388, 390, 393, 395, 400, 401, 408, 413, 416, 419, 425, 427, 429f., 447, 464
Franz Ferdinand, Thronfolger von Österreich 371, 393, 408, 410, 412
Franz Josef, Kaiser 200, 410
Freytag-Lorringhoven 429
Friedberg 60
Friedheim 356
Friedjung 148
Friedrich II. 16, 55, 64, 77, 87, 93, 94, 295, 331, 417, 448, 467, 477
Friedrich Wilhelm IV. 16, 21f., 30f., 44f., 54, 57, 58f., 83, 84, 106, 131, 166, 178, 180, 289, 291, 296
Friedrich, Erzherzog 437
Friedrichshafen 374
Friedrichshof 280, 397
Friedrichsruh 56, 83, 89, 94, 198, 199, 203, 205, 206, 211, 216, 365

Fulda 317
Fürstenberg, Fürst 371, 374, 375
Fürstenberg, Fürstin 293
Fürstenkorrespondenz 328

Gallifet 290
Gaul 317
Genfer See 354
Georg V. 402, 427, 430
Gerhardt, Prof. 46, 48
Germania, Zeitung 168
Giesl 421
Goluchowski 189, 224, 337
Gordon-Bennett 302
Görlitz 331
Görz 161
Goslar 168
Goßler 308
Goethe 28
Goltz 27
Grand-Carteret 333
Grey 276, 397, 404, 408, 418, 419, 420, 423, 424
Grieben 20
Griechenland 161, 223, 224, 410, s. auch Athen
Griechenland, König von 427
Griechenland, Königin von 410
Gröner 466, 467, 468, 471, 472, 473, 476
Grünau 478
Guhle 317

Haag 258, 478, 479, 480, 481, s. auch Holland
Habsburg, Haus 174, 393, 394, 413
Hahnke 114, 115, 117, 118, 161
Haldane 404
Hammann 130, 135, 149, 174, 296, 314, 343, 344, 346, 347, 372, 381, 383, 400
Hamburg 199, 203, 212, 291, 304, 331
Hamburger Nachrichten 197, 198
Hapag 295
Harden 206, 317, 353, 356, 357, 358, 359
Harding 280
Harnack 335
Hartenau-Archiv 68
Hatzfeldt 134, 184, 191, 192, 195, 196, 231, 232, 237, 240, 371
Heinrich, Prinz von Preußen 17, 23, 51, 207, 208, 209, 285, 427
Helfferich 335, 444
Helgoland 303
Helmholtz 25
Henckel von Donnersmarck 153, 160
Hertling, Graf 448, 457
Heydebrand 371
Heyden 95, 96
Heyking 329
Hindenburg 432f., 438, 439, 444f., 462, 463, 468, 471f., 476 f.
Hintze 450, 456, 457, 458, 459, 474, 477, 478
Hinzpeter 14, 18, 39, 54, 92, 95, 96, 298, 307

Hochberg 93
Hofmann, Prof. 27
Hohenau 356, 357
Hohenlohe, Alexander von 18, 28, 134, 187f., 224f., 225, 234f., 252, 254, 258f., 270, 290, 291, 305, 314, 328, 364, 395, 398, 406
Hohenlohe, Schillingsfürst 61, 66, 83, 84, 124, 145, 149, 150, 186f., 192, 194, 196, 205, 206, 223, 225, 226, 261, 264, 266, 269, 305, 314, 320
Hohenlohe, Fürstin 130
Hohenzollern, Yacht 183, 184, 185, 229, 270, 411
Holland 233, 267, 479, s. auch Haag
Holstein 34, 40, 113, 121, 122, 129f., 146, 149, 151f., 172f., 184f., 191, 193, 196, 198, 200, 206, 217f., 230f., 240, 246, 248, 252, 258, 259, 261, 272, 314, 336f., 360f., 370, 381, 382, 391, 392, 394, 399, 408, 409
Hollmann 192, 266, 296, 318, 322
Hoyos, Graf 415
Hubertusstock 100
Huldermann 269, 440
Hülsen 93, 161, 311, 357, 375, 376, 380

Ihne 335
Indien 168, 182, 239, 392, 425
Ingenohl 441, 442
Islam 390
Iswolski 254, 255, 395, 414, 460
Italien 57, 79, 82, 92, 187, 188, 195, 224, 368, 389, 436
Italien, König von 427

Jagemann 172, 292
Jameson 191
Japan 243, 244, 245, 246, 247, 269, 310, 367, 368, 382, 390
Jaurès 176, 413
Jenisch 364, 366

Kadinen, Gut 163, 309, 331
Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche 334
Kardorff 118
Karl der Große 71
Kawalla 410
Kessel 208, 210, 374, 434
Kiautschou 245, s. auch Ostasien
Kiderlen-Wächter 121, 150, 151, 152, 161, 188, 199, 200, 206, 225, 230, 231, 314, 356, 383, 398, 399, 400, 401, 403, 416
Kiel 170, 198, 270, 283, 302, 310, 318, 375, 376, 401, 411, 412, 468
Kiew 113
Kissingen 204
Kladderadatsch 150, 152, 153, 170, 226, 328
Klehmet 365, 366
Knorr 192, 194
Köller 171, 305
Köln 331, 469
Kopp 335

Korfu 396, 410
Kotze 154, 155, 357
Krefeld 331
Kreuzzeitung 85, 172
Krieg 1813/15 28, 58
Krieg 1870/71 16, 17, 20, 21, 58, 438
Krieg 1914/18, s. Weltkrieg
Krieg, im Sudan 25
Kronprinz Wilhelm 355, 378, 388, 445, 450, 456, 470, 474, 475, 478, 479
Kronstadt 183, 212
Krontresor 61, 91
Krüger-Depesche 185, 191, 193, 194, 196, 223, 231, 235, 265, 266, 273, 363, 368
Krupp 283, 335, 453, 455
Kühlmann 272, 276, 450
Kyser 193

Lamprecht 335
Lamsdorf 254
Lascelles 191
Lauff 332
Lecomte 350
Lee 180, 181, 239, 270, 288, 363
Leicester 237
Leiningen, Fürstin 293
Leipzig 59
Leistikow 294
Leuthold 161, 287
Levetzow 318
Li-Hung-Tschang 243
Lichnowsky 342, 418
Liebenberg 143, 149, 340, 349, 358
Lieman 317, 411
Limburg-Stirum 172
Lippe-Detmold, Fürst von 284, 285
Lloyd George 280, 281, 404, 427
Lloyd, Norddeutscher 295
Lokal-Anzeiger, Berliner 328
London, s. England
Lucanus 115, 116, 118, 149, 214, 225, 311, 327, 355
Lucius von Ballhausen 13, 26, 30, 35, 37, 38, 45, 52, 60, 66, 73, 74, 95
Ludendorff 432, 433, 444, 445, 446, 450, 460, 462
Ludwig II., König von Bayern 93, 107, 307
Luxemburg 267, 430, 433
Lynar 357
Lyncker 309

Mackensen 330
Mackenzie 44, 45, 46, 47, 48, 57, 62
Maison Militaire 164
Manöver 23, 166, 167, 292, 329
Marienburg 310
Marneschlacht 167, 433, 434
Marokko 240, 272, 273, 275, 276, 336, 342, 345, 346, 347, 348, 350, 351, 352, 400, 401
Marschall von Bieberstein 135, 144, 152, 191, 192, 193, 194, 206, 218, 224, 225, 226, 227, 327, 349, 392, 395, 476, 478
Massenet 302

Meerscheidt-Hüllessem 355
Mendelssohn, Ernst v. 318
Menzel 288, 294
Mesopotamien 410
Metz 158
Militär-Wochenblatt 373
Mirbach 171
Mittelmeer 181, 195
Mittelstädt 317
Moltke, Cuno von 353, 356, 357, 359
Moltke, Helmut von 39, 40, 50, 70f., 88, 104, 118, 124, 146, 166, 207, 210, 211, 261, 262, 288, 292, 301f., 308, 314, 318, 322f., 329, 397, 399, 429, 430, 433, 434, 442, 467
Mommsen 317, 318
Monaco 411
Monatshefte, Süddeutsche 476
Montenegro 417, 454
Morier 18
Morning Post 195
Müller 311, 326, 366, 437, 441, 442
Mumm 194
München 53, 138, 140, 141, 203, 284, 464, 468, 469
Münster, Fürst 257, 259
Murat, Prinzessin 189
Murawiew 291
Mussigny 139

Napoleon I. 449
Napoleon III. 17, 211, 215
Natzmer 67
Neapel 263
Neue Freie Presse 202
Nicholsson 460
Niemann 450, 452, 454, 471, 476, 477, 478
Nikolaus II., Zar von Rußland 26, 36, 50, 58, 76, 79f., 96, 97, 100, 101, 111f., 121f., 170, 174f., 180, 192, 213, 229, 230, 234, 243f., 263, 271, 291, 294, 299, 301, 302, 310, 314, 317, 356, 362, 368, 389, 390, 395, 396, 412, 418, 427, 455
Nil 180, s. auch Ägypten
Norddeutsche Allgemeine Zeitung 46
Norderney 261, 365, 366, 393
Nordlandfahrten 151, 161, 286, 287, 314, 319, 332, 416
Norwegen 181, 310, 349

Oldenburg 144, 370
Olmütz 272
Orient 82, 391, 393, 408
Orléans, Königshaus 49
Osborne 235
Ostasien 182, 240, 243, 244, 265, 303, 362, s. auch China und Japan
Österreich 27, 34, 79, 80, 81, 82, 92, 114, 119, 121, 136, 144, 174, 175, 181, 184, 187, 188, 189, 195, 200f., 224, 267, 338, 342, 345, 361, 371, 392, 393, 395, 406f., 413, 414, 415, 417, 419, 420, 422, 423, 427, 437

Palästina 291
Palermo 78
Pape 104
Paris, s. Frankreich
Peking, s. China
Perponcher, Graf 27
Petersburg, s. Rußland
Pleß 438
Plessen 27, 142, 168, 170, 210, 422, 437, 467, 468, 471, 472, 478
Podbielski 308
Pohl 278, 441, 442
Poincaré 408, 413, 417
Polen 468
Potsdam 14, 16, 22, 26, 34, 37, 53, 62, 65, 147, 180, 380
Princip, Gabriel 412
Pröckelwitz 92
Puttkammer 52

Quidde 317

Radowitz 212
Rathenau 335
Reichsanzeiger 48, 83, 212, 377
Reichstag 38, 75, 76, 78, 79, 97, 109, 110, 170, 204, 224, 233, 238, 272, 280, 283, 291, 326, 347, 371, 372, 375, 377, 381, 446, 470
Reischach 156, 180, 311, 351, 352
Reuß, Prinz 200, 203
Reval 391, 396, 397
Reventlow 317
Revolution 283, 284
Revue, Deutsche 63, 66, 401
Richter 314, 317
Richthofen 343
Rhodes 191, 302
Ristori, Tragödin 144
Riviera 32
Roberts, Lord 278, 367, 368
Rödern 457
Rom, s. Italien
Rominten 159, 160, 325, 326, 349, 365, 381, 393, 402
Roon 39, 88
Roosevelt 302, 382, 412
Rothenhahn 185
Rothschild, Lord Alfred 241
Rumänien 447, 454, s. auch Bukarest
Rußland 26, 40, 60, 64, 79f., 100, 113, 114, 120f., 136, 140, 168, 171, 174f., 183, 184, 187, 201, 202, 212, 232f., 237f., 242f., 254, 257f., 263, 265, 285, 290, 291, 299, 317, 318, 328, 342, 362, 363, 367, 368, 382, 389, 390, 391, 393, 406f., 418, 420, 423f., 453f.

Sachsen 19, 119, 370
Saint-Saëns 302
Salisbury 81, 179, 181, 184, 185, 190, 196, 235, 238, 263, 394
Samoa 235
San Remo 48, 49, 51, 57, 59
Sandschak 392, 394, 407, 417, 419, 422
Sanssouci 288

Scapa-Flow 443
Scheer 443, 476
Schlesische Zeitung 300
Schleswig 163, 164, 271
Schlieffen 167, 292, 323, 330, 429, 433
Scholz, Minister von 36, 168
Schön 365, 370, 393
Schottland 34
Schrader, Baron von 154, 155
Schrader (Freundin der Kaiserin Victoria) 316
Schratt 337
Schulenburg, Graf 471, 472, 473, 474
Schulz, Kammerdiener 302, 378
Schüßler 94
Schuwalow 113, 116, 120, 124, 177
Schwechter 334
Schweiz 95, 149, 174, 267, s. auch Bern
Schwerdtfeger 432, 448, 454, 462
Schwerin 469
Scott, Admiral 443
Seckendorf 67
Seeherr-Dobran 293
Semmering 338
Senden 161, 168, 236, 266
Serajewo 412f., s. auch Serbien
Serbien 392, 395, 407f., 454
Siegesallee 295
Simplizissimus 369, 377
Skagerrak 443
Slaby 334
Soissons 440
Solf 464, 465, 477
Spa 450, 455, 457, 458, 466, 468, 471, 474
Spala 101
Spanien 275
Speck von Sternburg 329
Ssasanow 255, 420
Starnberg 138
Stemrich 365, 366
Stöcker 84, 85, 146
Straßburg 293
Stresemann 170
Stuart Wortley 364, 366
Stumm 170
Stürgkh, Graf 436, 437, 438, 440
Stuttgart 285, 468
Suchomlinow 255
Sultan 76, 243, 392, 395
Suttner, Frau von 258
Swaine 187, 190
Swinemünde 345, 382

Talleyrand 28
Tanger 275, 400f., s. auch Marokko
Thimme 192
Tirpitz 160, 196, 213f., 265f., 277, 278, 281, 314, 329, 356, 361, 397, 400f., 428, 434f., 441f.
Tisza 414, 417
Tokio, s. Japan
Transvaal 190, 191, 192, 236, 237, 238, 241, 261, 362, 363, 366, 414
Treskow 350, 355, 356, 361

Treutler 437
Trier 430
Tryrell 427
Tschirschky 346, 348, 351, 409, 415
Tschudi 294, 335
Tsuschima 248
Turf 196
Türkei 184, 185, 187, 223, 391, 393, 394, 395, 407, 410, 425, 437
Umberto 412
Ungarn 181

Vanderbilt 310
Varnbüler 93, 351, 352
Varzin 205
Vatikan 308
Venedig 89, 397
Verdun 443
Versailles 17, 20
Victoria, Kaiserin Friedrich 13, 16, 17, 22, 23, 24, 25, 26, 30, 33, 34, 35, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 51, 57, 60, 61, 63, 65, 66, 67, 68, 84, 91, 104, 153, 154, 162, 178, 179, 180, 316
Victoria, Prinzessin (Schwester) 50, 68, 179
Victoria, Königin von England 26, 65, 82, 112, 178, 180, 181, 184, 185, 195, 235, 240, 288, 364, 367, 389, 402
Virchow 25, 44, 67
Voltaire 176
Vorwärts 283, 328
Vulkanwerft 266

Waldersee 22f., 33, 35, 37, 39f., 49f., 57f., 68, 72, 80, 82, 83, 85, 88f., 104, 106, 107, 112, 113, 115, 132, 135, 142, 146, 147, 155, 157, 161, 165f., 177, 178, 186, 199, 200, 212, 217, 218, 228, 242, 243, 244, 260f., 286f., 295, 300, 306f., 311f., 322, 326, 331, 385, 429, 433
Waldersee, Gräfin 40, 85
Wangenheim 418
Waterloo 28, 124, 179
Wedel 161, 357
Weimar, Herzog Karl August von 28, 209
Weimar, Großherzog Wilhelm Ernst von 293
Weißbuch 450
Weltkrieg 78, 80, 124, 125, 167, 255, 259, 263, 286, 287, 390, 398, 406f., 429ff.
Wernigerode 303
Wien, s. Österreich
Wiesbaden 354
Wight, Insel 184
Wilhelm I. 17f., 27, 30, 31, 38, 44, 50f., 57, 58, 61, 87, 91, 125, 165, 166, 204, 224, 296, 456
Wilhelm, Kronprinz, s. unter Kronprinz
Wilhelmshöhe, Schloß 17, 261, 451f.,
Wilson 451, 462f.
Windhorst 108, 109, 298
Windsor Castle 367, 406

Wißmann 291
Witte 254, 414
Wittenberg 291
Wladimir, Großfürst 293
Wolff-Metternich 240, 277f., 281, 325, 368, 397, 401f.
Wörth 63
Württemberg 285, 370, 468
Württemberg, König von 383, 468
Zedlitz-Trützschler 68, 140, 156f., 162, 163, 229, 245, 270f., 283, 284, 291, 293, 294, 301, 303, 306f., 311, 313, 314, 316, 325, 326, 330, 332, 334, 357, 358, 359, 360, 373, 374, 375, 378, 379, 380, 382, 383
Zeppelin 373f.
Zille 369
Zukunft, Die 145, 345, 356

GEDRUCKT BEI POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG

Vom selben Autor erschienen:

DRAMEN

EIN FRIEDLOSER. DICHTUNG

NAPOLEON. DRAMA

DER SPIEGEL VON SHALOTT. DICHTUNG

TRISTAN UND ISOLDE. RHAPSODIE

FRIEDRICH, KRONPRINZ VON PREUSSEN, SCHAUSPIEL

DIPLOMATEN. KOMÖDIE

TRILOGIE DER RENAISSANCE

BISMARCK. TRILOGIE EINES KÄMPFERS

INVORBEREITUNG: GESAMMELTE DRAMEN. I. BAND: GRIECHISCHES

PROSA

MANFRED UND HELENA. ROMAN. 2. AUFLAGE

DIANA. ROMAN. 6. AUFLAGE

MEERESSTILLE. ROMAN. 6. AUFLAGE

DIE REISE NACH AFRIKA. 3. AUFLAGE

AM MITTELMEER. 10. AUFLAGE

BISMARCK. 20. AUFLAGE

WAGNER ODER DIE ENTZAUBERTEN. 4. AUFLAGE

RICHARD DEHMEL. 2. AUFLAGE

GOETHE. GESCHICHTE EINES MENSCHEN. 2 BÄNDE. 28. AUFLAGE

REMBRANDTS SCHICKSAL. 11. AUFLAGE

GENIE UND CHARAKTER. 20. MÄNNLICHE BILDNISSE. 24. AUFLAGE

NAPOLEON. 41. AUFLAGE

Ferner:

SHAKESPEARES SONETTE. IN NEUER ÜBERTRAGUNG

VOM UNBEKANNTEN GOETHE. ANTHOLOGIE. 5. AUFLAGE

WALTER SCHROEDER LIBRARY
3 9205 00078432 2